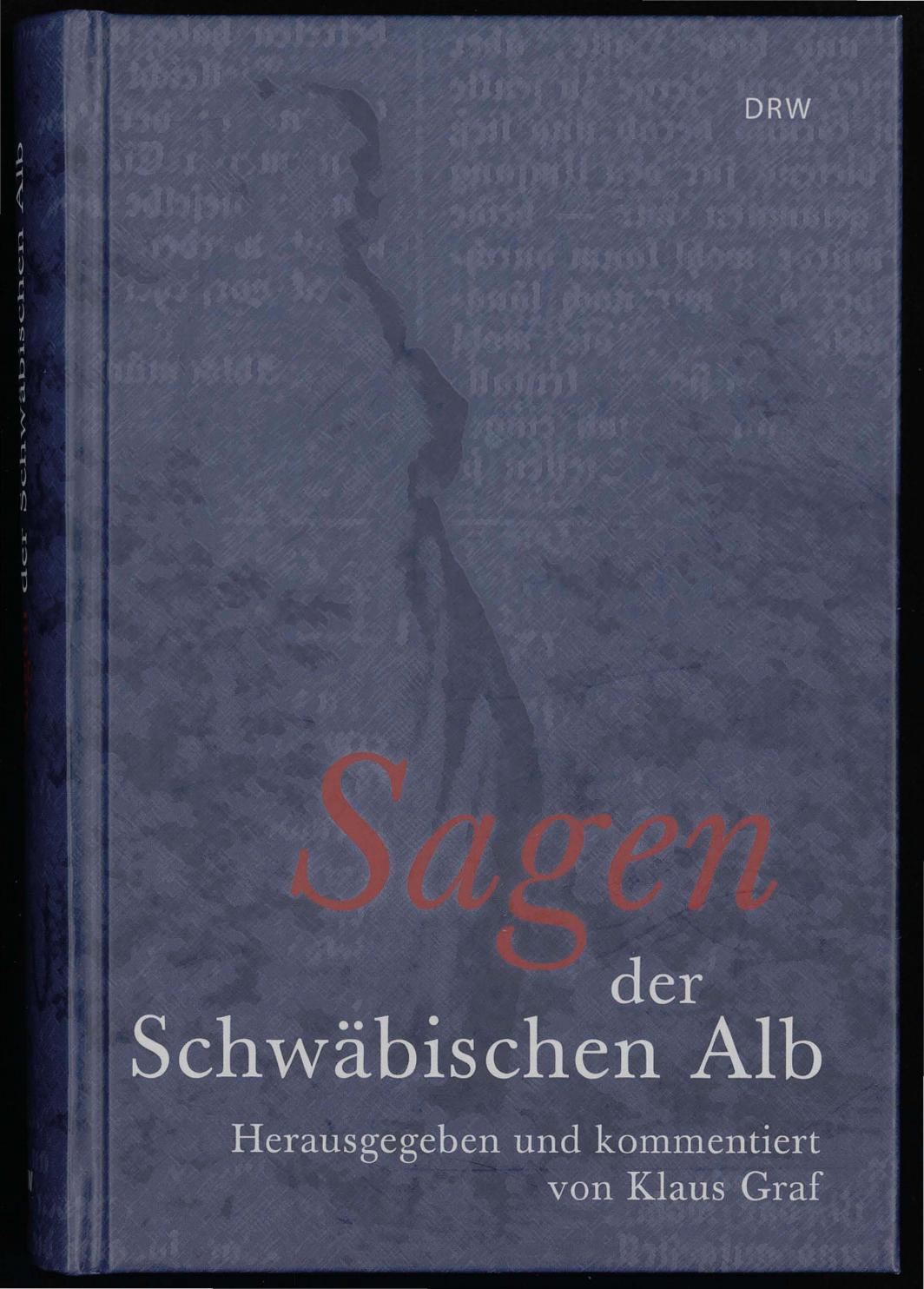


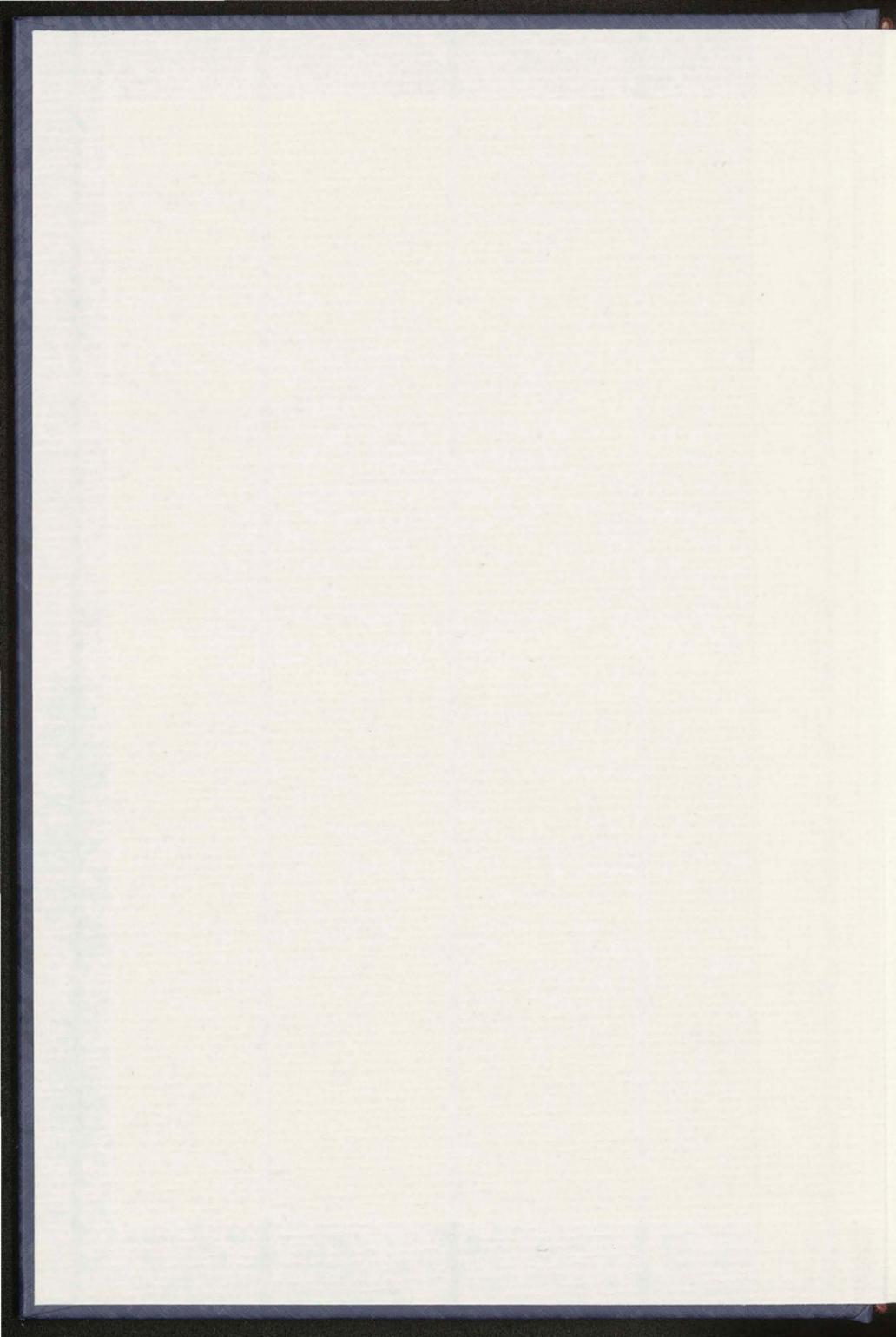
der Schwäbischen Alb

DRW



Sagen
der
Schwäbischen Alb

Herausgegeben und kommentiert
von Klaus Graf



THE
LIFE OF

JOHN RUSKIN

BY

J. R. SPENCER

ESQ.

OF

THE

BAR

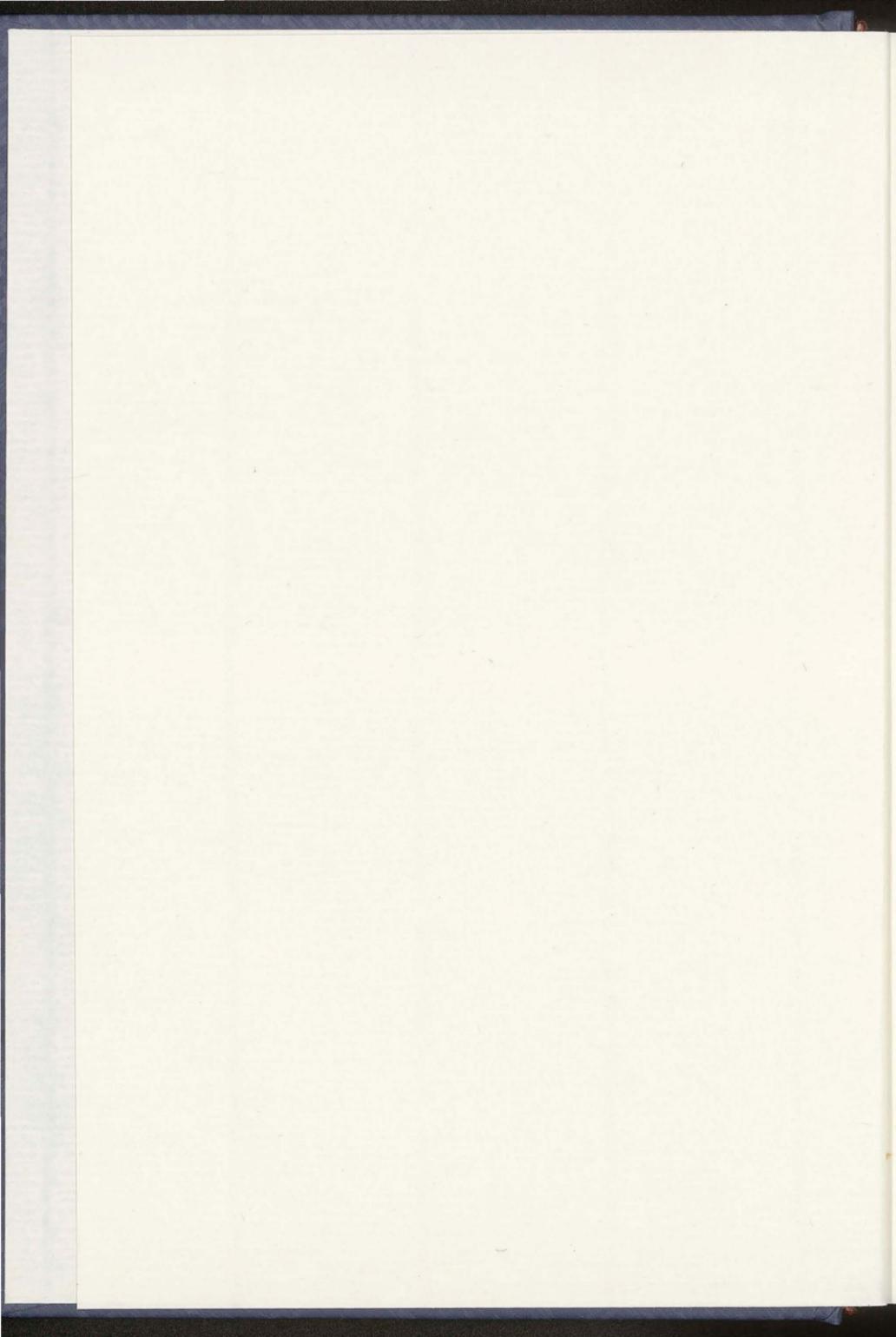
AT

THE

COURT

OF

COMMONS



Sagen
der Schwäbischen Alb

Sagen der Schwäbischen Alb

Herausgegeben und kommentiert
von
Klaus Graf

DRW Verlag

1892
The Librarian



Sagen der Schwäbischen Alb

Herausgegeben und kommentiert

von

Klaus Graf

DRW Verlag



DRW-Verlag
Leinfelden-Echterdingen
www.drw-verlag.de

Einbandabbildung: „Das steinerne Weib“, aus: Blätter des Schwäbischen Albvereins, Jg. 6 (1894), Nr. 9, S. 189

Bildnachweis: Heimatmuseum der Stadt Veringerstadt: S. 113 (Schandkleid, Drutenkleid, 17. Jhd.)

Klaus Graf, Neuss: S. 63, 72, 98, 117, 143 links, 164, 188, 214, 247, 265
Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg: S. 241

Roland Nonnenmacher: S. 65, 70

Stadtarchiv Balingen: S. 83

Stadtarchiv Schwäbisch Gmünd: S. 262, 263

Die Karte zu den Schauplätzen der Sagen auf S. 20/21 wurde erstellt von: Karthographisches Büro Dieter Ohnmacht, Frittlingen

„Wandersage vom betrogenen Teufel“, S. 70: www.inzigkofen.de

© 1. Auflage 2008 DRW-Verlag Weinbrenner GmbH & Co. KG,
Leinfelden-Echterdingen
Lektorat: Isabella Eder
Satz: post scriptum, www.post-scriptum.biz
Druck: Offizin Chr. Scheufele, Stuttgart

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes (auch Fotokopie, Mikroverfilmung und Übersetzung) ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Dies gilt auch ausdrücklich für die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen jeder Art und von jedem Betreiber.

ISBN 978-3-87181-031-2

Einleitung

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	7
Westalb und Heuberg	23
Burgen und Felsen im oberen Donautal	39
Rund um Balingen	75
Aus Hohenzollern	95
Im Sagenreich der Pfullinger Urschel	115
Auf der rauhen Alb	147
An der oberen Fils	171
Im Land der Sibylle von der Teck	189
An Blau und Lone	221
Auf der Ostalb	243
Anhang	285
Ortsregister	303

WIKI

DMW Verlag

Inhaltsverzeichnis

Lehrbuch der Schachregeln

de.gutenberg.org

Einleitung
Zweites Buch: Die Schachregeln
Abkürzungen

Das Buch sei Alina Baldowé in Liebe
und dem deutschsprachigen Wikisource-Projekt
de.wikisource.org in Dankbarkeit gewidmet.

1. Auflage vom DMW Verlag
Copyright © 2000

Alle Rechte vorbehalten
Druck: G. G. Schönbach, Stuttgart

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt durch den Verlag. Die Verbreitung ist durch die Urheberrechte geschützt. Die Reproduktion ist ohne schriftliche Genehmigung des Verlags untersagt. Dies gilt auch für die elektronische Reproduktion und die Verbreitung im Internet.

ISBN 3-89-123-456-7

Einleitung

„Eine Gegend ist romantisch, wo Geister wandeln; mögen sie uns an vergangene Zeiten mahnen oder sonst in geheimer Geschäftigkeit sich um uns her bewegen. Wir stehn noch außer dem Reigen der luftigen Elfen, die nach der nordischen Sage nur der sieht, der innerhalb ihres Kreises steht; aber wir fühlen ihre wehende Bewegung, wir hören ihre flüsternden Stimmen.“

Ludwig Uhland: Über das Romantische, 1807

„Mehr und mehr wissen wir heute, daß dieses ‚Volksgut‘ nur vielfach gefiltert zu uns gelangt ist, gemahlen durch die Denkmühlen bürgerlichen Bewußtseins und neu gekocht oder gebacken für ein Publikum, dessen Interessen nur selten identisch waren mit denen des Volkes.“

Rudolf Schenda: Volkserzählung und nationale Identität:
Deutsche Sagen im Vormärz (1830–48).

In: Fabula 25 (1984), S. 302

Eine einfache Definition der Sage könnte lauten: Sagen sind das, was man in Büchern, die ‚Sagenbücher‘ heißen, vorfindet. Im Jahr 1800 erschien die erste moderne Sagensammlung, Johann Carl Christoph Nachtigals „Volcks-Sagen“, aber ohne die umfangreichen zweibändigen „Deutschen Sagen“ der Brüder Grimm (1816/18) hätte das Sagensammeln wohl kaum zu der Flut von Sagenbüchern geführt, die im deutschsprachigen Raum im 19. und 20. Jahrhundert erschienen sind. Die romantische Begeisterung für die „Volkspoesie“ hat die literarische

Gattung ‚Sage‘ wesentlich geformt. Gleichzeitig haben romantische Klischees unausrottbare Irrtümer über das vermeintliche „Wesen“ von Sagen in die Welt gesetzt.

Kein uraltes Vorzeitwissen

Sagen sind keine Botschaften aus uralter Zeit, die mündlich von Generation zu Generation getreu weitergegeben wurden. Sie sind keine Quellen für die „Geisteswelt der vorchristlichen Menschheitsgeschichte“, wie man noch in einem Buch „Sagen und Bräuche im Kreis Esslingen“ aus dem Jahr 1985 lesen kann. Sie sind keine Überbleibsel aus grauer Vorzeit, sondern zuallererst literarische und volkskundliche Dokumente ihrer Zeit, nämlich derjenigen Zeit, in der sie aufgeschrieben wurden, also des 19. und 20. Jahrhunderts.

Der Sagenbestand eines Raums ist immer das Ergebnis einer komplexen Wechselwirkung zwischen Erzählern (und Erzählerinnen) auf der einen Seite und den Sammlern auf der anderen Seite. Ohne die Erzähler gäbe es keine Sagen, ohne die Sammler aber auch nicht. Sagen spiegeln die subjektiven Vorlieben, den literarischen Geschmack, das Weltbild und die sozialen Verhältnisse ihrer Erzähler. Sie spiegeln aber auch die Vorurteile und Neigungen der gelehrten Sammler, deren gedruckte Sagenbücher alles andere als ein unverfälschtes Abbild vergangener Erzählkultur bieten. Die Sammler waren auf der Suche nach „echter“ Volkspoesie, sie ließen weg, was ihnen zu unscheinbar oder anstößig erschien, und sie redigierten und schrieben die Texte um, damit sie möglichst dem von den Brüdern Grimm erfundenen „Sagenton“ entsprachen. Steuerungs- und Ausblendungsprozesse schufen das trügerische Bild einer „zauberhaften Sagenheimat“. Sagenfassungen in Gedichtform kamen zunehmend aus der Mode: Volkskundlerinnen und

Volkskundler schätzen heute nur die nüchterne Prosasage, den authentischen „Ethnotext“, der sozialgeschichtlich interpretierbar ist. Um Sagengedichte machen Volkskundler einen großen Bogen und Germanisten ebenfalls, es sei denn, sie stammen aus der Feder berühmter Autoren.

Sagensammler brauchten ein gerüttelt Maß an Glück und Findigkeit, mussten sie doch das Vertrauen ihrer Gewährsleute erwerben. Gern verschwieg man Geister- und Hexengeschichten, um nicht als abergläubisch und rückständig zu gelten. Als der Tübinger Professor Ernst Meier, der 1852 die erste wichtige gedruckte Sammlung schwäbischer Sagen veröffentlichte, sorgfältig aufschrieb, was ihm ein Schäfer an „altem Gesag“ berichtete, fragte ihn der Erzähler: „Aber Herr, glaubet denn Sia so Lumpesächle no?“ Man durfte auch nicht mit der Tür ins Haus fallen und etwa fragen: „Gibts keine Sagen hier?“ Auf so plumpe Fragen, wusste Meier, „wird man ein einfaches ‚Nein‘ zur Antwort bekommen; oder das Volk antwortet wie jene Bäckerfrau auf die nämliche Frage etwa so: ‚noi, Sagen hent mer koine, aber Wecken!‘“

Sagen sind „gegläubte Tradition“, liest man oft in der volkskundlichen Fachliteratur. Ohne Frage lassen viele Albsagen die Angst vor einer harten und unbarmherzigen Natur erkennen, in der tückische Geister den Menschen Schaden zufügen. Die grausamen, Tod und Verderben bringenden Spukgestalten scheinen nichts gemein zu haben mit jenen romantischen Wesen, mit denen Uhland die Landschaft beseelt sah. Wenn man aber Kinder mit Schreckgestalten wie dem Hakenmann, der unaufmerksame Kinder in die Donau zieht, vor Gefahren warnte, wird man bezweifeln dürfen, dass alle Erwachsenen felsenfest von der Existenz der Dämonen überzeugt waren. Neben dem Sagen glauben gab es immer auch den Sagenzweifel. Nicht selten nahm man nicht einfach für bare Münze, was erzählt wurde, sondern prüfte nach. So heißt es über das

Pfullinger „Nachtfräuleinloch“ bei Ernst Meier: „Vor einigen 20 Jahren hat man dieß Loch untersucht und weiter darin nachgegraben“. Viele Sagen waren einfach nur unterhaltsame Geschichten, an die man nicht oder nur halb geglaubt hat. Viel zu wenig weiß man über die sogenannten „Anti-Sagen“, die den Sagenglauben angreifen und entlarven. Beispiel: Ein geheimnisvolles Licht entpuppt sich als phosphoreszierender Baumstamm. Solche eher lustigen Geschichten, die natürliche Erklärungen für angeblich Übernatürliches anboten, findet man kaum in den gedruckten Sammlungen. Aber Anti-Sagen waren ebenso wie die Sagen Elemente einer reichhaltigen und vielgestaltigen mündlichen Erzählkultur, in der sich mündliche Überlieferungen und Angelesenes untrennbar vermischten.

Die Sammler mündlichen Erzählguts wählten nach ihren Vorlieben aus, und viele Geschichten bekamen sie überhaupt nicht zu hören. Fixiert auf das romantische Vorurteil uralter Überlieferung verkannten sie die Abhängigkeit der „Volks-sagen“ von zeitgenössischen Lesestoffen. Die vielen romantischen Burgensagen und die seit dem Ende des 18. Jahrhunderts in der deutschen Literaturgeschichte greifbare Begeisterung für (meist triviale) Rittergeschichten gehören zusammen. Die mündliche Volkskultur und die Welt der Bücher verband ein ständiger intensiver Austausch, der von den volkskundlichen Gralshütern der „echten Volkssage“ bis heute entschieden unterschätzt wird.

Die Vielfalt mündlichen Erzählens kann kein Sagenband wiedergeben. Dörfer und Städte waren erfüllt von Geschichten. Es gab viele Gelegenheiten zum Erzählen: Geschichten waren im Wirtshaus ebenso zu hören wie im Heimatkundeunterricht der Schule. Es konnten lustige, traurige, fromme oder unheimliche Geschichten sein, wahre, halb wahre und erfundene. Nur ein winziger Bruchteil von ihnen hat Eingang in die bewahrende Schriftlichkeit gefunden.



Gustav Schwab

Natürlich erzählt man auch heute noch Sagen. Dies gilt auch, wenn man die sogenannten „modernen Sagen“ à la „Die Spinne in der Yucca-Palme“ ausklammert. Die mündlichen Albsagen der Gegenwart sind vor allem aus Heimatbüchern und Sagenbänden geläufig. Unbekannte Geschichten über Riesen und Zwerge voller stiller Poesie, wie sie vor über 150 Jahren Ernst Meier notieren konnte, gibt es sicher nicht mehr aufzuspüren. Aber bei geduldiger Suche würde man auf der Alb noch viele einfache Geistergeschichten und dutzende Angaben über vermeintliche unterirdische Gänge vorfinden. Schon Ludwig Uhland klagte um 1830, die Zeit, Sagen zu sammeln, sei vorbei. Rund zwanzig Jahre später bewies ihm Ernst Meier, der sein Buch Uhland widmete, das Gegenteil.

Die Maßstäbe für das Sammeln von Sagen auf der Schwäbischen Alb setzte 1823 ein Freund Uhlands. Dem Stuttgarter Gymnasiallehrer Gustav Schwab (1792–1850), heute noch be-

kannt durch seine „Sagen des klassischen Altertums“, gelang 1823 mit seinem Reiseführer „Die Neckarseite der Schwäbischen Alb“ ein Bestseller. Schwab gab eine Reihe von Sagen, die er vor Ort aufschnappte oder aus gelehrten Werken exzerpierte, in Prosa wieder, daneben bearbeitete er Sagenstoffe auch in Form von Gedichten („Romanzen“). Dieses Buch hat großen Einfluss auf spätere Sammlungen ausgeübt – und auch auf das mündliche Erzählen. Schwab war damals nicht der einzige, der Sagenballaden schrieb. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren Sagengedichte weitaus beliebter als Prosa-Sagen. So ist es denn kein Zufall, dass der Hermaringer Pfarrer Rudolf Magenau zwei Jahre später das erste gedruckte schwäbische Sagenbuch („Poetische Volks-Sagen und Legenden größtentheils aus Schwaben“, 1825) als Gedichtband herausbrachte.

Bei den Sagengedichten dominierten die „historischen Sagen“. Die Brüder Grimm hatten die „Ortssagen“ mit ihren dämonischen Gestalten, die man heute in der Volkskunde „dämonologische Sagen“ nennt, auf der einen Seite und die historischen Traditionen auf der anderen Seite in einen Topf geworfen und beide „Sage“ genannt. Weggelassen wurden aus der Volksüberlieferung die Märchen (als nicht ortsgebunden, obwohl es durchaus ortsgebundene Märchen gibt), die lustigen Geschichten („Schwänke“) und die frommen Legenden. Die Verbindung von Spukgeschichten und historischen Traditionen unter dem gemeinsamen Etikett „Sage“ hat bis heute Bestand.

Historische Sagen begriff man im Vormärz als „vaterländische Altertümer“, wobei Vaterland natürlich das jeweilige Territorium meinte. Der Löwenanteil der Alb war württembergisch, altwürttembergisch-protestantisch, auch wenn nach 1802 vor allem vorderösterreichische katholische Gebiete das Königreich von Napoleons Gnaden vergrößert hatten. Dann

gab es Hohenzollern, also die kleinen Fürstentümer Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen, die 1850 preußisch wurden. Und auf der Westalb waren etliche Orte großherzoglich badisch.

Vaterländische Sagen sollten den auf die jeweilige Monarchie bezogenen Patriotismus fördern, sie wurden als erheben-der und poetischer Schmuck in Geschichtsdarstellungen aufgenommen. Es ging um die „Heimat im Prachtgewande des Alterthumes“ (Ludwig Egler, „Aus der Vorzeit Hohenzollerns“, 1861). Wilhelm Hauffs württembergische „Kunstsage“ „Lichtenstein“ über die Flucht Herzog Ulrichs (1826), die Sagen-Anregungen aus Schwabs „Neckarseite“ aufgriff, hat nicht nur zu dem Bau des neugotischen „Märchenschlosses“ Lichtenstein geführt, sondern auch die mündliche Sagenbildung merklich inspiriert. Sagen müssen als Teil der ausgeprägten Erinnerungs- und Geschichtskultur des 19. Jahrhunderts begriffen werden, also des Ensembles aus Denkmälern, Historienbildern, Schauspielen, Festzügen usw., mit denen man sich mit der eigenen Vergangenheit auseinandersetzte. Sage und Geschichte galten als Schwestern. Dies verdeutlicht auch die Darstellung der allegorischen Figuren Sage und Geschichte als Quellen für Kunst und Wissenschaft durch den Maler Wilhelm Peters auf der in der Mitte des 19. Jahrhunderts historistisch „rekonstruierten“ Burg Hohenzollern.

Mit Jacob Grimms „Deutscher Mythologie“ (1835) rückten die dämonologischen Sagen in den Vordergrund. Aus ihnen erhoffte man sich Aufschlüsse über den einstigen germanischen Götterglauben. Inzwischen weiß man: Es war ein wissenschaftlicher Irrweg. Der Volkskundler und Erzählforscher Rudolf Schenda stellt dazu fest: „Die Parallelisierung von Mythen- und Sagenfiguren wurde zum Steckenpferd der deutschen Lehrerschaft. Wotan/Donar war allgegenwärtig, Frauengestalten, inklusive die Gottesmutter Maria, wurden

mit Freya/Frouwa identifiziert, die Holden und Unholden trabten omnipräsent durch Berg und Tal“ (Mären von Deutschen Sagen. In: Geschichte und Gesellschaft 9, 1983, S. 37).

Sammler und ‚Schatzheber‘

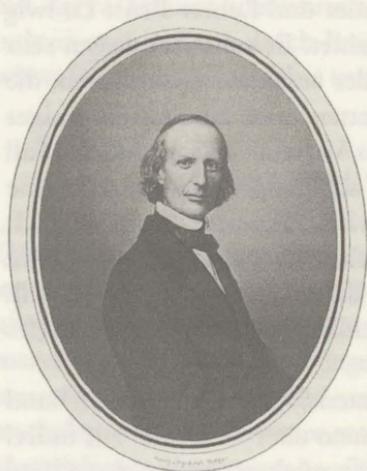
Eine umfassende Sammlung schwäbischer Volkssagen bereitete der Stuttgarter Gymnasiallehrer Albert Schott der Jüngere (1809–1847) vor. Das Material trugen vor allem seine Schüler zusammen, die mündliche Sagen ihrer Heimat aufschreiben mussten. Schotts früher Tod verhinderte die Publikation, die mythologische Kommentare enthalten sollte, doch blieben die Materialien in Form einer zweibändigen Handschrift erhalten (heute in der Stuttgarter Landesbibliothek). 1850 bekamen die Seminaristen am Nürtinger Lehrerseminar von ihrem Rektor Theodor Eisenlohr (1805–1869) die gleiche Aufgabe gestellt. Sie sollten in ihren Ferien ebenfalls Sagen aufschreiben. Wolfram Haderthauer hat diese beiden und weitere frühe handschriftliche Sagensammlungen Württembergs in seiner Eichstätter Dissertation (2001) gewürdigt. Unglücklicherweise ist diese verdienstvolle Arbeit, deren Editionsteil nicht weniger als 376 Texte enthält, als in nur wenigen Bibliotheken einsehbarer Mikrofiche-Ausgabe eher versteckt, denn veröffentlicht.

Schüler- und Seminaristensammlungen bereiten Volkskundlern Sorgen, denn die Authentizität der Texte ist alles andere als sichergestellt. Der österreichische Volkskundler Richard Wolfram traf im Südtiroler Ultental eine alte Lehrerin, die sich daran erinnerte, wie die Lehramtskandidaten dem Tiroler Sagensammler Johann Adolf Heyl Sagen bringen mussten: „Er hat die Kandidaten sehr gequält und es hat auch schlechte Noten gegeben, wenn man ihm nichts Gutes gebracht hat. Ein Teil der Sagen bei Heyl ist deshalb derstunken und derlogen.“

Von dem Aargauer Sagensammler und Lehrer Ernst Ludwig Rochholz wird Ähnliches berichtet: Er sei durch Sagen sehr zu erfreuen gewesen. Die Schüler erzählten Geschichten, die sie von Ehemaligen gehört hatten, und fabulierten einiges hinzu, was der Lehrer dann als Variante betrachtete. Im Fall der Sammlung Schotts ist ein schlüssiger Beweis, dass eine Geschichte von dem Schüler erfunden wurde, nicht möglich, auch wenn nicht wenige sich sehr „verdächtig“ lesen. Nimmt man die Sagen aber als literarische Texte, in denen Mündliches und Schriftliches sich durchdringen, verschwindet dieses Problem.

Die vielen sonst nicht bekannten Sagen in den frühen handschriftlichen Sammlungen können aber nicht alle auf individuelle Erfindungen („Fakelore“) zurückgeführt werden. Offenbar muss die romantische Vorstellung revidiert werden, die im 19. und 20. Jahrhundert aufgezeichneten Sagen seien die Reste eines umfassenderen, sehr alten Bestandes. Vielmehr hat man mit einem ständigen Wandel und Austausch des mündlichen Erzählguts vor Ort zu rechnen, also mit einer vergleichsweise hohen Fluktuation. Sagen bildeten sich häufig neu und verschwanden ebenso rasch wieder. Daneben gab es besonders populäre Geschichten, die sich länger halten konnten und in vielen Varianten kursierten, auch wenn sie zusätzlich in gedruckter Form eine Verfestigung erfahren hatten. Dies ist etwa der Fall bei den Erzählungen über die Pfullinger Urschel (dem besonders reichen Pfullinger Sagenbestand ist ein eigenes Kapitel gewidmet) oder über die Sibylle von der Teck. Auch hier kann man eine deutliche Wechselwirkung zwischen schriftlichen und mündlichen Versionen feststellen.

Die beiden wichtigsten Autoren gedruckter schwäbischer Sagensammlungen im 19. Jahrhundert sammelten selber: der Tübinger Orientalistik-Professor Ernst Meier (1813–1866), dessen „Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben“



Ernst Meier



Anton Birlinger

1852 erschienen, und der katholische Geistliche und Germanistik-Hochschullehrer Anton Birlinger (1834–1891). Birlinger wurde bei seinem Sagenbuch „Volksthümliches aus Schwaben“ (1861) von dem Arzt und Dialektautor Michael Buck aus Ertingen (1832–1888) unterstützt. Eine Nachlese „Aus Schwaben“ verantwortete Birlinger 1874 allein. Beide Professoren, Meier und Birlinger, standen ganz im Bann der mythologischen Sagen deutung.

Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts erschienen mehr und mehr „Heimatbücher“, die, häufig von Lehrern verfasst, Sagen einen Ehrenplatz einräumten. Die zivilisationskritische „Heimatabewegung“ pflegte bewusst das alte Volksgut, zu dem man auch die Sagen zählte. Zugleich etablierte sich die Volkskunde als eigenes Fach, getragen zunächst einmal nicht von akademischen Kreisen, sondern von vielen heimatbegeisterten Laien vor Ort, die in die volkskundlichen Vereine eintraten. Eine großangelegte Erhebung „volkstümlicher Überlieferungen“

fand 1899/1900 statt, als die württembergischen Volksschullehrer im Rahmen der Bezirkslehrerkonferenz Aufsätze nach einem vorgegebenen Fragebogen einreichen mussten, die sogenannten Konferenzaufsätze. Erwähnung verdient aber auch der 1888 gegründete Schwäbische Albverein, in dessen Vereinszeitschrift viele Sagen Eingang fanden.

Kein Berufsstand hat Sagen eifriger zusammengetragen als die Pädagogen. Die Lehrer lasen die Texte nicht nur mythologisierend und als Dokumente der Heimatgeschichte, sie waren auch sehr angetan von der moralischen Haltung der Sage und ihren sittlichen Werten. Sagen, in denen Frevler göttlicher Strafe anheim fielen, eigneten sich bestens für das erzieherische Projekt der „Volksveredelung“. Den Schulmeistern gefiel der erhobene Zeigefinger.

In Tuttingen dokumentierte der Lehrer Dr. Paul Dold (1886–1934) die örtliche Sagenüberlieferung vermeintlich getreu, doch bei näherem Hinsehen stellen sich Zweifel ein. Wie viele Lehrer hat er vorgefundene Erzählungen, deren Gewährsleute er immerhin jeweils vermerkte, literarisiert und sprachlich gefälliger dargeboten. In Heimatbüchern und Sammlungen der Zwischenkriegszeit, etwa dem „Sagenkränzlein“ (1924) des Oberlehrers Evarist Rebholz (1870–1932), trifft man regelmäßig süßlichen Sagen-Kitsch an. Ganz anders verhält es sich mit den 1935 bis 1939 zusammengetragenen, aber erst 1987 von dem Arzt Karl Keller (1914–1987) publizierten „Sagen aus dem Lonetal“. Auch wenn sie leider ins Hochdeutsche übersetzt sind, vermitteln diese meist sehr kurzen Erzählungen ein anschauliches Bild von den dominanten Themen der mündlichen Überlieferung. Kellers Ein-Satz-Sagen sind ungleich näher am „Volk“ als die schwülstige Sagenprosa der Heimatbücher jener Zeit.

Keller hätte seine Sammlung 1939 ohne weiteres veröffentlichten können, doch musste er befürchten, dass sie von NS-



Titelblatt des
„Sagenkränzlein“
von Evarist Rebholz

Ideologen aufgegriffen worden wäre. Die Suche nach den germanischen Glaubenskernen der Sagen hatte damals Hochkonjunktur. Die Volkssagen führen „zu den Wurzeln unserer volklichen Existenz hinab: zur lebendigen mütterlich-bewahrenden Seele unseres Volkes“, schrieb 1943 in der NS-Propagandazeitschrift „Germanien“ ein Germanist, der nach 1945 ein hoch angesehener Hochschullehrer in Innsbruck werden sollte. Der Arzt und spätere SS-Brigadeführer Wilhelm Kinkel in war in seinem tiefbraunen Pfullinger Heimatbuch von 1937 besonders stolz auf die geschlossene Zusammenstellung der Pfullinger Sagen. Von der ideologischen Belastung der Sagenforschung in der NS-Zeit erfährt man jedoch in den Einleitungen der auf den schnellen Absatz berechneten Sagenbücher

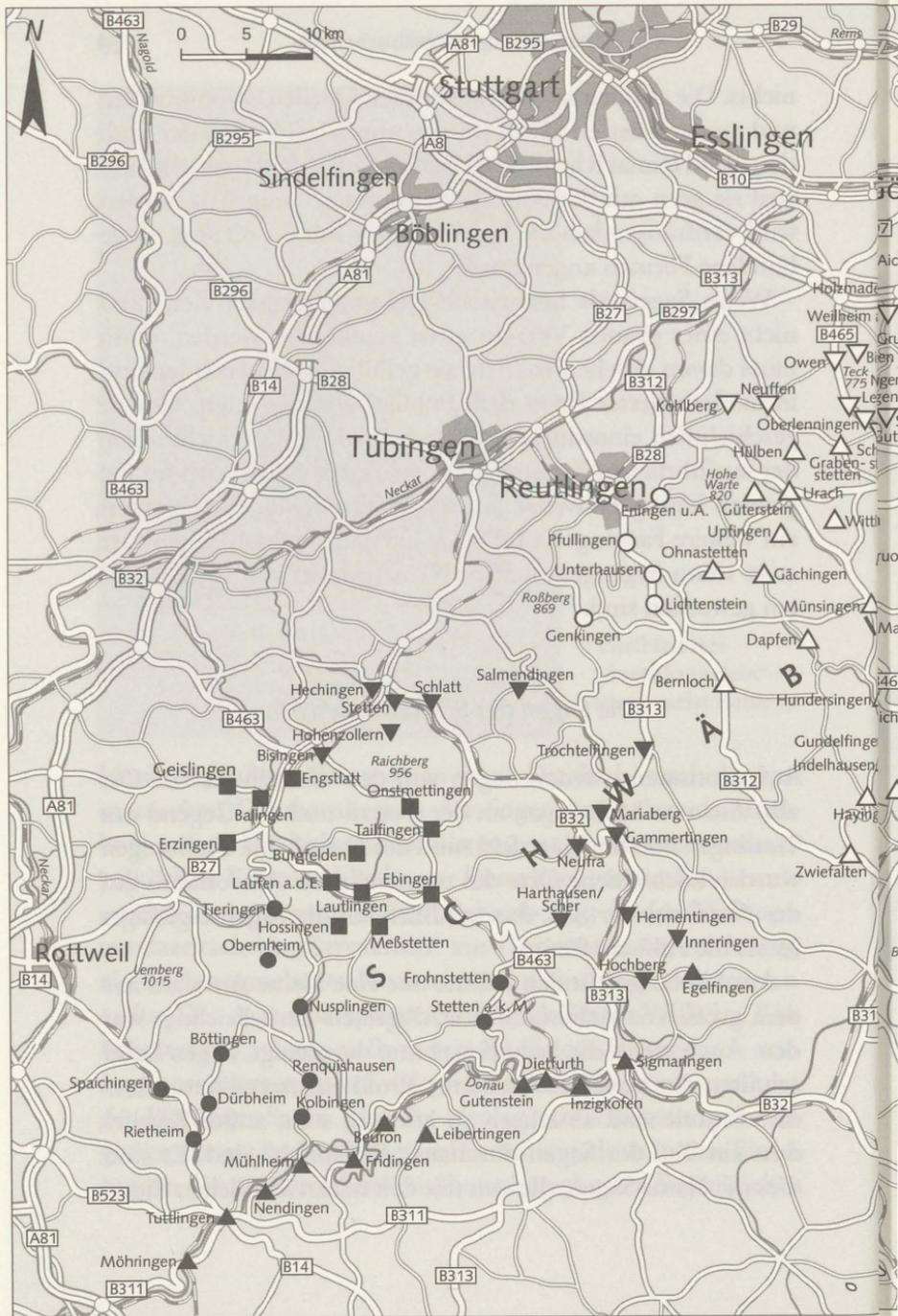
nichts. Die aus den sattsam bekannten Quellen entnommenen und modernisierten Sagen werden unverdrossen mit der traditionellen Heimat-Rhetorik als uraltes Volksgut dargestellt, und weil sie gern mit der Aura des „Zeitlosen“ umgeben werden, wird verdrängt, dass die Beschäftigung mit ihr oft sehr zeitgebundene Formen angenommen hat.

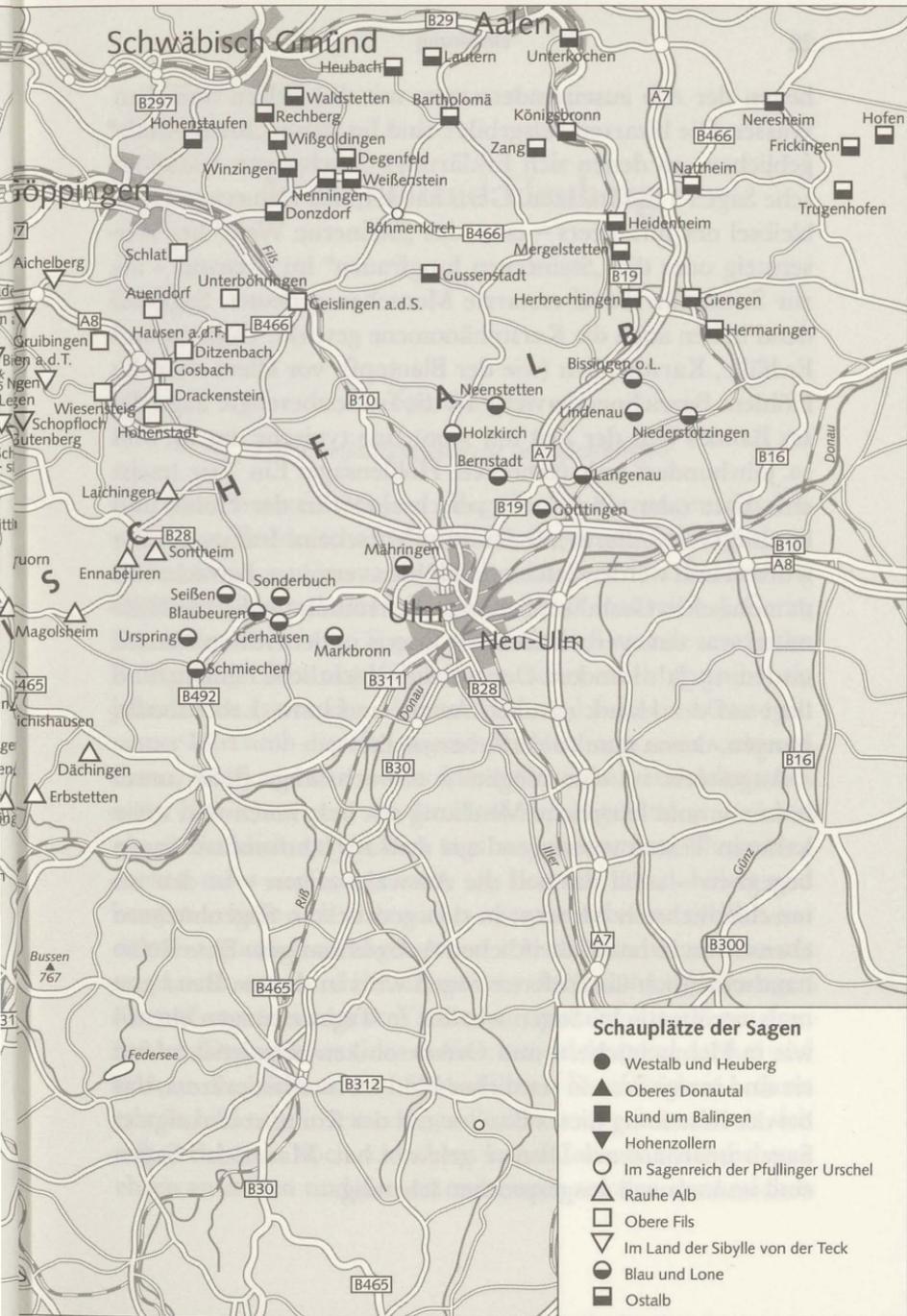
Wenn Sagen als historische Dokumente ihrer Zeit (und nicht einer grauen Vorzeit) ernst genommen werden, dann muss davon absehen werden, sie gefällig nachzuerzählen und in modernisierter Form dem Publikum darzubieten. Um sie geschichtlich einordnen zu können, bedürfen sie nicht selten der ausführlichen Kommentierung. Daher finden sich im Folgenden häufig Hinweise auf die Herkunft der Geschichten, auf weitere Fassungen und ihr Weiterleben in der Gegenwart, etwa wenn Sagengestalten zu Namenspaten von Fasnetszünften geworden sind.

Die Sagen der Schwäbischen Alb

Aufgenommen wurden Sagen von der Westalb bis zur Ostalb, also von Möhringen an der Donau und der Gegend um Tuttlingen bis zum Härtsfeld rund um Neresheim. Einbezogen wurden auch etliche Orte des unmittelbaren Albvorlands auf der Nordseite der Alb, das mit Blick auf die Sagen ergiebiger ist als die Albhochfläche.

Aus Umfangsgründen konnte nur eine kleine Auswahl aus dem großen Sagenbestand des Albgebiets berücksichtigt werden. Auch wenn die Sagenforschung dazu neigt, Sagen-Landschaften ein unverwechselbares Profil zuzuschreiben, ohne dies hinreichend absichern zu können, steht außer Zweifel, dass ein Teil der Sagen durchaus „albtypisch“ sind. Es sind dies die Natur-Sagen, die sich mit den naturräumlichen Eigen-





Schauplätze der Sagen

- Westalb und Heuberg
- Oberes Donautal
- ▲ Rund um Balingen
- ▼ Hohenzollern
- Im Sagenreich der Pfullinger Urschel
- △ Rauhe Alb
- Obere Fils
- ▽ Im Land der Sibylle von der Teck
- Blau und Lone
- Ostalb

heiten der Alb auseinandersetzen, mit den Felsen und dem Wasser. Die bizarren Felsgebilde sind bis heute „Erzähl-Male“ geblieben, an denen sich Erklärungs-Geschichten („ätiologische Sagen“) festmachten. Gern hat man die steinernen Überbleibsel des Jurameers – etwa das „Steinerne Weib“ bei Wiesensteig oder die „Steinernen Jungfrauen“ im Brenztal – als zur Strafe für Frevel erstarrte Menschen gedeutet. Sagenbildend haben auch die Karstphänomene gewirkt: Dolinen und Erdfälle, Karstquellen (wie der Blautopf), vor allem aber die Höhlen. Bezeichnenderweise ist die frühestbezeugte Sage dieses Bandes (aus der Zeit um 1500) eine typische, im 19. und 20. Jahrhundert weit verbreitete Höhlensage: Ein Tier (meist eine Ente oder eine Gans) verschwindet in der Höhle und kommt weit entfernt wieder zum Vorschein. Immer wieder wurden und werden Schätze in Höhlen vermutet, bewacht von dämonischen Gestalten. Schatzgraben mittels magischer Hilfsmittel war eine verbreitete reale Praxis in der frühen Neuzeit und im 19. Jahrhundert. Der sozialgeschichtliche Hintergrund liegt auf der Hand: nämlich Armut und harte Lebensbedingungen, denen man so entfliehen wollte.

Angestrebt ist eine möglichst abwechslungsreiche, unterhaltsame und lehrreiche Mischung aus bekannten und unbekanntem Texten vorwiegend aus dem 19. Jahrhundert. Sagen begegnen – auch das soll die Auswahl zeigen – in den unterschiedlichsten Medien: in den gedruckten Sagenbüchern ebenso wie in handschriftlichen Aufzeichnungen. Eine Reihe handschriftlich überlieferter Sagen wird in diesem Band erstmals veröffentlicht. Sagen wurden in Tageszeitungen ebenso wie in Heimatbüchern und Ortschroniken abgedruckt. Und sie sind inzwischen in stattlicher Zahl im Internet präsent, das bei der Erstellung dieses Bandes und der Kommentierung der Sagen unschätzbare Dienste geleistet hat. Man sieht: Sagen sind immer noch ausgesprochen lebendig.

Westalb und Heuberg

Spaichingen

Die Dreifaltigkeitskirche bei Spaichingen

Ein altes Statutenbüchlein „Regul- und Satzungen der lobwürdigen Bruderschaft der allerheiligsten Dreifaltigkeit in Oberschwaben, Constanzer Bisthums auf dem Baldenberg österreich. Herrschaft Hohenberg u. s. w.“ Rotweil b. J. Georg Kennerknecht a. 1730 S. 3, 4, 5 enthält die Legende vom alten Baldenberg: „Vor ungefähr zweyhundert etlich und sibenzig jahren (wie es von den Voreltern zu uns kommen) hüttete ein armer Hirt umb dieselbe gegend des Heubergs seine viehherd, deme, waiß nicht, aus was Unvorsichtigkeit etwelche stuck viehs entwichen und von der Herd sich abgesöndert, welches, als er zimblich spat selben tags wargenommen; alsobalden suchte, rufte und schrye zwey tag lang alle bühel, hölzer und berg aus; ließe sich aber nichts verspüren biß er endlich am dritten tag auf disen abgelegenen verwaldeten bergzinken mit angst und sorg durch büsch und stauden hindurchgedrungen. Da traf er sein verlorne Vichle bei einander sitzend mit freuden an. Der erste war, das er Gott um solche gnad danket und verlobt die bildnuß der allerheiligsten Dreifaltigkeit – dann er mit bild schnitzlen umbgen kunte, von seiner durch sich selbs erlehrt, doch schlechten kunst daher mit möglichsten ehren zu stellen und den ort mit einem solchen dankzeichen

zu verehren. Aber sein dankbarkeit war schon ersetzt durch dasjenige alte und zimmlich versehrte bild der allerheiligsten Dreifaltigkeit, so er alsobalden und auf selber stätt in einem fast verwachsenen bildstock wargenommen und da er es von gemüß und übergewächs gesäubert mit wunder und noch größern freuden befunden und er recht erkennt, daß der himmlische Vatter seinen lieben sohn in der schoß und armben habe und der hl. Geist zwischen beiden seye. Der gute Hirt hat es von dannen nit verwendet, sondern so gut er können ehrlich versorget hinterlassen und ein hüttlein oder capelle von holz gebaut.“ (1)

Die heute von Claretinern betreute barocke Wallfahrtskirche zur Heiligen Dreifaltigkeit krönt den 983 m über NN hohen Dreifaltigkeitsberg, Spaichingens Wahrzeichen. Die Wallfahrt geht in das 15. Jahrhundert zurück.

Dürbheim

Wie die Wallenburg zu Grunde ging

Die Wallenburg im Urselenthäle soll auf folgende Weise zu Grunde gegangen sein: Einstens in einer Nacht wollten die von der Wallenburg eine große Maskerade und eine Saufnacht anstellen. Sie bestrichen sich Alle mit Pech und Harz, wälzten sich in Federn hin und her; ebenso machten sie es mit einem Bocke. Während sie wild thun und gesoffen haben, bekam auch der Federbock ziemlich viel zu trinken und einen Rausch; sie ritten auf ihm herum, und auf einmal sprang er auf das Kamin, fing und Alles verbrannte. Der Thorwächter wußte nicht gleich, um was es sich handle, und als er Hilfe leisten und Leute holen wollte, war schon Alles in vollen Flammen und im Nu die Wallenburg ein Trümmerhaufen. Niemand kam davon, als der Thorwächter. Von der Wallenburg



Maskierte fangen beim Festgelage Feuer, Wickiana, 1570. – Auch in der Wickiana, einer umfangreichen Nachrichtenchronik, bestehend aus unzähligen, farbig illustrierten Flugblättern bzw. Einblattschriften in 24 Bänden, die politisches und kulturelles, aber auch kuriozes und grausames Zeitgeschehen dokumentiert, findet sich ein Blatt zur Waldenburger Fasnacht von 1570, die ungeheures Aufsehen unter den Zeitgenossen erregt hat.

weiß die Geschichte nichts mehr, nur die Sage hat uns noch Reste überliefert. (2)

Für die 1973 gegründete Wallenburger Fasnet-Zunft in Dürbheim, deren Weißnarr-Gewand Darstellungen aus der Sage zeigt, ist diese Überlieferung zentral. Die Sage ist deutlich als Anleihe bei den Traditionen rund um die Waldenburger Fastnacht 1570 zu erkennen.

Auf dem Schloss Waldenburg in Hohenlohe hatten sich bei einer Fastnacht-Feier Adelige verummumt, doch die Bekleidung fing Feuer. Zwei Hochadelige starben. Das schreckliche Geschehen wurde unter anderem in einem gedruckten Lied verbreitet, das mehrere Auflagen erlebte. Zu einem unbekanntem Zeitpunkt (die Sage ist erstmals bei Anton Birlinger 1861 greifbar) hat man, sicher veranlasst durch die Namensähnlichkeit, die Übertragung vorgenommen. In der ungedruckten Sagensammlung Albert Schotts sind nicht weniger als fünf Schüler-Aufzeichnungen der Waldenburger Fastnacht gewidmet, was beweist, wie populär die Geschichte noch im 19. Jahrhundert war.

Rietheim

Die Schloßgustel von Rietheim

Das Schloß von Rietheim stand in früheren Zeiten in einem See. Am Schloßweiher erschien einst nachts zwischen 12 und 1 Uhr eine arme Seele. Im Schloß soll ein bildhübsches Mädchen gedient haben, das leichtsinnig war. Die Magd soll ihre neugeborenen Kinder nachts im Schloßteich ertränkt haben, ohne daß das Verbrechen herauskam. Zur Strafe muß sie nachts zwischen 12 und 1 Uhr um gehen. Sie hat eine Laterne in der Hand und leuchtet in das Wasser, indem sie laut ausruft: „O weh!“ und „Ach!“ (3)

Böttingen

Irreführende Geister bei Böttingen und Kolbingen auf dem Heuberg

Auf dem Heuberge gibt es Geister, die nach besonderen Teilen der Markung benannt werden und die Heimkehrenden bei Nacht irreleiten. Dies sind z. B. das Guotteretweible, das Buoweible und das Bärentalerweible bei Böttingen. Bei Kol-

bingen gehen um der Käpellegeist, das Eggenrainweible, der Jägerhansele im Hintelestal, das Hülbenweible bei der Hülbe, der Klammegeist an der Steige nach Bärental und der Hårdtlegeist. (4)

Kolbingen

Das Kuhloch

Bei Kolbingen auf dem Heuberge ist auf ebener Erde ein tiefes Erdloch, geheißsen „Kuhloch“. Da ist's nicht ganz geheuer. Mal ließen Hirtenbuben einen von ihnen am Seil hinab. Wenn er schüttle, sagte er zu ihnen, so sollen sie ihn wieder heraufziehen. Die Buben merkten immer nichts, zogen endlich das „Hälfter“ an und herauf; aber, o Schrecken! kein Kamerad mehr daran, sondern ein abscheulicher Geißfuß. Von dem Buben hörte und sah man nichts mehr. (5)

Renquishausen

Das Schneiderleskreuz

Zwei Handwerksgesellen, Schneider, hätten sich hier gegenseitig erschlagen. Der eine habe gehinkt, der andere ihn deshalb gereizt, so sei es zum Streit gekommen.

Der Fronmeister der Gemeinde, der beauftragt wurde, das Kreuz an den jetzigen Platz zu stellen, verunglückte zwei Jahre später tödlich. Man sagt, er sei verunglückt, weil er das Kreuz versetzt habe. (6)

Es handelt sich um ein noch vorhandenes Scheibenkreuz wohl aus dem 15./16. Jahrhundert.

Obernheim

Die Hexen auf dem Heuberge bei Balingen

Auf dem Heuberge zwischen Balingen und Tuttlingen ist der Hauptzusammenkunftsort der Hexen. Es befindet sich hier bei dem Dorfe Obernheim, auf dem sogenannten Burgbühl, einem einzeln stehenden Kegel, das „Hexenbäumle“, unter welchem sie ihre Tänze aufführen. Schon Crusius in seiner schwäb. Chron. Bd. II, S. 419 schreibt darüber:

Nicht weit von Balingen ist der berühmte Berg, den man Heuberg nennet, und von welchem man vorgibt, daß die Hexen auf demselben zusammenkommen und ihre Teufelsspiele haben. Das ist gewiß, daß im Jahre 1589, im Herbst, etliche dergleichen Weiber und der fürnehmste Ratsherr zu Schömberg verbrannt worden, die alle bekannt haben, daß sie gewohnt gewesen, des Nachts auf diesem Berge zusammenzukommen, mit den Teufeln zu tanzen, zu buhlen, Menschen und Vieh zu beschädigen. Daher kommt es auch, daß die gemeinen Leute die Gespenster und Luftgesichte, die auf diesem Berge häufig gesehen werden, für Zauberei von den Hexen und Teufeln halten. Solche scheinen Andern ihren Ursprung daher zu haben, weil um die Zeiten Maximilians I. an diesen Orten bisweilen Schlachten vorgegangen, als da Eberhard der Bärtige mit den Rottweilern Krieg geführt, ehe er Herzog worden. Gleichwie auch Pausanias (in den Atticis) schreibt, daß in den marathonischen Feldern, in welchen Miltiades die Perser überwunden hatte, auch viel Jahre hernach Gespenste des Nachts (streitende Soldaten) gesehen, auch Kriegsgeschrei und Wiehern der Pferde gehört worden, und wer frech hinzugegangen, nicht ohne Schaden davongekommen sei. (7)

Seit dem 15. Jahrhundert galt der Heuberg als zentraler Hexentanzplatz in Südwestdeutschland. Bereits der Dichter Heinrich Wittenwiler, der im beginnenden 15. Jahrhundert im Bodenseeraum schrieb,



Eine Handschriftenillustration aus dem 16. Jahrhundert zeigt verschiedene Szenen mit Hexen: Eine alte Frau schlägt den Teufel mit dem Spinnrocken, auf Ziegenböcken reitende Hexen, eine Hexe fährt aus dem Schornstein eines Hauses usw.

erwähnte dreimal den „Höberg“ im Zusammenhang mit Hexen und Zwergen. 1520 wurde in Zürich eine angebliche Hexe, die auf einem gesalbten Stecken nach dem Heuberg zu fliegen pflegte, zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurteilt. Um 1600 redete auf dem Füssener Totentanz der Tod die Unholdin an:

Dein gabel reitten hat ein endt
Vom hewberg hol ich dich gar geschwendt.

Vermutlich hat man in diesen Zeugnissen an die ganze Region (Großer Heuberg) gedacht. Die genaue Lokalisierung beim Obernheimer Hexenbäumle dürfte erst im 19. Jahrhundert aufgekommen sein. 1821 schrieb Carl von Langen in seiner Rottweiler Geschichte:

Noch gehet die Sage von dem sogenannten dürren Bäumlein zwischen Obernheim und Deißlingen, daß da die Hexentänze gehalten worden seyn, darum es niemals Laub getrieben habe, ob es gleich immer grün gewesen.

In seinem unveröffentlichten Aufsatz über Oberdigisheimer Überlieferungen schrieb 1850 der Seminarist Johann Stephan Sauter (geboren 1832):

Eine halbe Stunde von Oberdigisheim auf der Markung Obernheim liegt ein runder Berg, der sogenannte Hexenbühl.

Auf diesem, einem der höchsten Punkte Württembergs stand noch unlängst eine Linde, unter welcher sich zu gewissen Zeiten alle Hexen der Umgegend zu Bällen versammelt haben sollen, und welche deßhalb noch jetzt als Hexenbäumchen im Obernheimer Wappen zu finden ist.

Einer Geographie und Statistik Wirtembergs 1787 von W. Heinrich Korn ist dagegen zu entnehmen, dass diesem Autor der gesamte Heuberg als Versammlungsort der Hexen galt.

Das große Gebirg der Heuberg, wo der noch im Finstern spukende Aberglauben des Pöbels die Hexen ihre Kreistage halten lässet, grenzt nur an Wirtemberg.

's Eaßen ist der Moaster! 's Trinkan ist nix!

Dieses auf dem Heuberge gäng und gäbe Sprichwort wird von folgender Begebenheit abgeleitet: Die Obernheimer hatten einst mit den Wehingern einen Prozeß, und begaben sich, um den Streit zu beenden, nach Wehingen. Schon Morgens um acht Uhr hatten sie sich hier versammelt, obwohl die Verhandlungen erst des Nachmittags um zwei Uhr beginnen sollten, und hielten sich während der Zeit in den Wirthshäusern auf. Da verzehrte der Eine die Portion Käs, die er mitgenommen, der Andre seine Knackwürste („Schüblinge“), die er eingesteckt, und so ein jeder was er eben hatte. Als bald gesellten sich auch zu ihnen die bei dem Prozeße beteiligten Wehinger, welche in demselben Maße tranken, wie die Obernheimer aßen. Als nun Nachmittags um zwei Uhr beide Theile auf dem Wehinger Rathhause erschienen und die streitige Sache besprachen, so willigten die trunkenen Wehinger als bald in alle Forderungen der Obernheimer, worauf die letztern die Redensart aufbrachten und verbreiteten: „'s Eaßen ist der Moaster; 's Trinkan ist nix!“ (8)

Nusplingen (Zollernalbkreis)

Das Tannenfräulein bei Nusplingen

Auf dem Tannenfelsen bei Nusplingen stund früher ein Schloß, in welchem ein Fräulein hauste. Eismals kam eine Zigeunerin mit ihrem Säugling und bat um Nachtherberge. Umsonst. Bat wieder, und wieder vergebens. Da verwünschte die Zigeunerin das Fräulein so lange bis aus einem der dort wachsenden Felsenbäume eine Wiege gezimmert, und in der ein Säugling gewiegt werde. (9)

Stetten am kalten Markt

Wie Stetten zu seinem Namen kam

Der Herr Pfarrer von Stetten hatte einst eine Geiß zu verkaufen. Er schickte seine Magd mit derselben auf den Viehmarkt, welcher am Johannistage abgehalten wurde (24. Juni). Es herrschte aber an diesem Tage eine eisige Kälte in Stetten. Lange fand sich kein Liebhaber für die Geiß. Als endlich einer kam, konnte er sie nicht von der Stelle bringen. Ueber dem langen Warten war sie erfroren und stand da, steif wie ein Sägebock. Seitdem heißt der Flecken nah und fern „Stetten am kalten Markt“. (10)

Die Schwankerzählung, in Stetten sei im Sommer einmal eine Ziege erfroren, ist inzwischen fester Bestandteil der lokalen Bundeswehr-Folklore.

Die drei Herrgottstritte im Hardt

Zwischen dem Pfarrorte Hartheim und dem Marktflecken Stetten am kalten Markt (auf dem Heuberge, badischen Teils) zieht sich eine langgestreckte Nadelwaldung mit mäßigem Tro-

ckentale fast zwei Stunden hin. Die Gegend ist öde, der Eindruck drückend fürs Aug und Gemüt. Fast am Ausgange des engen Tales, unweit einer Ziegelhütte, eine Viertel Stunde von Stetten stet eine kleine Kapelle, von Stationen umringt und ein Par Kreuze daneben, das ist der ganze Schmuck diser Waldpartie. Was aber gab Veranlassung, in dise verborgene Oede, wo ehemdem die Füchse und Hasen sich gute Nacht sagten, eine Kapelle zu bauen? Die Volkssage erzählt also: Ehedem war diser Ort der gewöhnliche Weideplaz für die Rosse aus Stetten. Die kleinen Rossbuben fürten da nicht selten ein ausgelassenes, mutwilliges Leben und verwilderten im Herbste allemal arg. Darunter war einer, dessen Zunge das Fluchen geläufiger war, als das Beten. Als er einstmal wider so grausam fluchte, stund plötzlich der liebe Herrgott in Menschengestalt mit aufgehobenem drohenden Finger vor im. Aber was half es? Er fluchte noch ärger, erhob seine Geißel, um den lieben Herrgott zu geißeln. Da sprang diser über drei Steine hinweg, der Bube im nach; aber der liebe Herrgott verbarg sich jetzt vor im in ein Gebüsch und man sah in nie mer. Auf disen drei Steinen ist nun der Fußtritt des Herrn eingesenkt und nicht wider wegzubringen. Die Sache wurde bald ruchbar. Von der ganzen Umgegend strömten Leute, besonders mit Fußübeln behaftete, herbei und stellten den kranken Fuß in dise Herrgottstritte. Ein altes Pfarrherrle von Stetten setzte seinen kranken Fuß auch hinein und alsbald war er von seinem Fußleiden befreit. Aus Dankbarkeit ließ er nun eine Kapelle über disem Stein erbauen. Von Zeit zu Zeit wird eine hl. Messe da gelesen. Die anderen zwei Steine sind außerhalb der Kapelle. Vom Frühjar bis Winter-Anfang ist sie ser besucht. In diser stillen Waldeinsamkeit, wo man kaum ein Vögelein singen oder einen Specht in seiner Tätigkeit als Baumhacker vernimmt, ist es übrigens ungestört zu beten. Schreiber dessen war schon zweimal dort auf seiner Reise nach Hartheim. (II)

Die Ende des 17. Jahrhunderts erbaute Dreitrittenkapelle liegt auf dem Truppenübungsplatz Heuberg. Jährlich am Dreifaltigkeitssonntag zieht das Dreitrittenfest die Wallfahrer an. Der Text stammt – mit seiner eigenwilligen Orthographie – aus Anton Birlingers Zeitschrift „Alemannia“ (1879).

Frohnstetten

Fronstetter Sagen

Nordwestlich von Fronstetten, nahe der Gemarkung Kaise-
ringen, erhebt sich an der Abdachung des Heuberges in das
Schmeiental ein Fels, in dessen Nähe sich Mauerüberreste
eines im Schwedenkriege zerstörten Schlosses befinden. Der
Wallgraben ist noch deutlich zu erkennen, er ist noch etwa
1/4 m tief. An das zerstörte Schloß knüpft sich die Sage, in
seinem Keller befänden sich große Schätze, die einst in einer
Weihnacht von den Bewonern der benachbarten Schmeien-
höfe gehoben werden wollten. Letztere gruben nach und sa-
hen bald ein weißes, in goldnem Schimmer stralendes Lamm
vor sich liegen. Voll Entzücken über den glücklichen Fund ver-
gaßen sie die uralte Regel, daß man beim Schatzheben nicht
sprechen darf, und brachen in laute Bewunderung aus. Da
verschwand die Erscheinung im nämlichen Augenblicke, und
die Schatzgräber musten zu irem größten Leidwesen leer und
enttäuscht heim wandern. In einer anderen Weihnacht sa-
hen dieselben Bewoner jener Höfe das Schloß in seinem alten
Glanze dasten und in den hell erleuchteten Räumen feierten
die ehemaligen Schloßbewoner, die Edelfräulein von Wester-
stetten, heilige Nacht durch Harfenspiel und fromme Gesänge.
Eine dritte Sage meldet, daß einst ein kleines Mädchen auf
den Schmeienwisen unten am Schloßfelsen beim Vihweiden
eine Anzal bunter Schneckenhäuser herum liegen sah. Es habe
dieselben gesammelt, aber auf Befel des Vaters biß auf einige

wider fortgeworfen. Wie es nun heim gekommen, seien die wenigen, die es behalten, Goldstücke gewesen. Nun habe man sogleich nach den fortgeworfenen gesucht, aber nichts mer gefunden. (12)

Von der „Eppenburg“ sind nur noch ganz geringe Reste vorhanden.

Tieringen

Die Schlange und das Kind

Eine Mutter in Thieringen gab ihrem Kinde Milch und Brod zu essen und setzte es damit ins Nebenstübchen. Bald rief das Kind nach mehr Milch. Als die Mutter sich darüber verwunderte, daß die Milch schon getrunken war, während das Brod noch meist ungegeßen dalag, sagte das Kind: ein Vöglein habe mitgegeßen. Die Mutter gab ihm nun frische Milch, hörte es aber bald laut reden, indem es rief: „iß et no Schlappe, iß au Mocke!“ [eingeweichte Brotstücke] Und als die Mutter hinsah, schlug das Kind eine Schlange, welche ihm die Milch ausfraß, mit dem Löffel auf den Kopf. Die Schlange ertrug das von dem Kinde, ohne ihm ein Leid zuzufügen, und deshalb ließ die Mutter sie gewähren. (13)

Der Durchzug des Mutesheers

Durch das Dorf Thieringen, im Oberamt Balingen gelegen, kam sonst alljährlich das Mutesheer mit Saus und Braus und zog namentlich durch ein bestimmtes Haus, in welchem man deshalb immer Thüren und Fenster aufmachen mußte, sobald man es kommen hörte. Da dachte einstmals der Hausherr: er wolle doch einmal aufbleiben und zusehen, was es mit dem Mutesheer denn eigentlich auf sich habe, und blieb deshalb,



Das wütende Heer, Federzeichnung, 1863. – Das Mutesheer ist das Gesinde des Teufels aus Hexen und bösen Geistern, welche zu gewissen Zeiten umziehen und brausend durch die Luft fahren. Auch ein Gefolge von Gespenstern oder Seelen von Verstorbenen kann nachts mit schrecklichem Tosen ihr Unwesen treiben.

als es eben hindurchfuhr, in der Stube sitzen. Da rief aber eine Stimme: „Streich dem da die Spältle zu!“ Und alsbald dünkte es dem Mann, als ob ihm Jemand mit dem Finger um die Augen herumfahre, worauf er plötzlich erblindete. Alle

Mittel, die er anwandte, um wieder sehend zu werden, halfen nichts. – Da gab ihm eines Tags Jemand den Rath: er solle doch das nächste Mal, wenn das Mutesheer wieder durch sein Haus fahre, sich ins Zimmer setzen; schaden werde es auf keinen Fall. – Diesem Rathe folgte der Mann, und als das Heer im folgenden Jahre wiederum hindurchzog, so rief eine Stimme: „Streich dem da auch die Spältle wieder auf!“ worauf der Mann eine Berührung um seine Augen herum fühlte und mit einem Male wieder sehen konnte. Da erblickte er auch das ganze Mutesheer; das war eine Schaar von ganz verschiedenen Menschen, von Alten und Jungen, von Männern und Weibern, und die machten einen wilden Lärm. (14)

*Der Hemmadhädldar von Thieringen.
A Diaringer Goaschtgschicht.*

Dr alt Biarhansjörg sei a schtarkar ond gurraschiadr [couragierter] Fuhar-Ma gsei. Dr häd 4 Gäul am Waga ghät ond sei mit Frucht e's Elsaß ond e' d'Schweiz nei gfahra. A mol sei ar z'Ebenga gsei mit ama Waga vol Gearschda und sei am Obad schbot durs Wassr-Dura-Dal rei hoa gfahra. 's seiad am au no a baar Diarenger Marnna uffgseassa. Wo se a d'Loa-Gruaba komma seine, no häb dear Biarhansjörg glachad ond gsait: Hm! ma sait ällamol, do hussa em Wassr-dura-Dal häbe d'Leut schau Hemmadhädldar gsea. I möcht no au wissa, ob as wohr wär. Soll'e na' it amol schreia? No häbe abr dia Marnna uff seim Waga dahenna grausig Angschd übr komma ond häbet a dr dausad Gotts Willa beatlet, dr soll doch des it doa, 's kennt suschd s graischt Au(n)glick gea. Dr Biarhansjörg abr häb wieder ibrlaut glachat ond gsait: O iar Fuchtbutza, iar dädat freile glei äll drvo schbrenge. Jetz i möchts zua gern amol sea. Wenn as do Hemmadhädldar geit, no solle se au amol komma! Kaum häb abr dear Biarhansjörg des gsait ghät, no seine drei

weiß Hemmadhädldar aus am Baibearg rom gschbronga, ond d'Roß seine scheu woara und wia dausad Deufl mit am Waga en Wald nei, daß miar gmoat häbe, 's sei alles he. Ma häb d'Roß nemme wissa aus da Pfütsch (Büsche) raus z'brennga, ond häd s Gschirr no ahauba miaßa ond da Waga schdau lau. – Seall mol häb dr Biarhansjörg da Hemmadhädldar gschria, ond nemme. (15)

Matthias Koch (1860–1936) sandte den Mundarttext 1903 für die Blätter des Schwäbischen Albvereins ein. Das Andenken des durch seine Mundartdichtungen bekannt gewordenen Heimatdichters, der als Lehrer einige Jahre in Tieringen, danach in Waiblingen und zuletzt in Tübingen wirkte, wird noch heute in Tieringen gepflegt. Hemmadhädler sind Leute, die im Hemd herumspringen. Möglicherweise ist das Totenhemd gemeint. Wer den mutmaßlichen Schauplatz auf einer Karte sehen will, kann bei Google Maps „48.194389,8.902611“ eingeben.

Eine Tieringer Sage. Das Schlüsselweib

I.

Trüber Mondschein, die Wolken jagen;
Geisterhaft alte Bäume ragen.

Huh, wie huschen nächtliche Schatten
Ueber der Hohlgaß auf düstere Matten!

Annemrei, heut lauf nicht nach dem Freier,
Freitags, du weißt es, ist's hier nicht geheuer.

Annemrei steh nicht, guck nicht herum,
Das Weib mit dem Schlüsselbund geht heut um!

II.

Einst war sie Herrin im Tieringer Schloß,
Irmgard mit reichem Dienertroß.

Die schönste Jungfrau war sie im Land,
Viele Ritter warben um ihre Hand.

Doch schmachtet' nach einem sie nur allein,
Nach Kuno, dem Herrn von Wenzelstein.

Der aber liebte die Dame nicht
Und sagt' es frei ihr ins Gesicht.

In großem Zorn drob entbrannte die Maid,
Des ward Herr Kuno schweres Leid.

Sie überfiel ihn in Nacht und Sturm
Und warf ihn in ihren festen Turm.

Drin ließ sie verschmachten das edle Blut,
Sein weißes Gebein dort im Keller ruht.

Im Tod sie aber nicht Ruhe fand
Am Tor rüttelt nächtens ihre Hand.

Doch findet den rechten Schlüssel sie nicht,
Drum schwebt sie bis zum jüngsten Gericht. (16)

Auch dieses schaurige Poem stammt von Matthias Koch.

Burgen und Felsen im oberen Donautal

Möhringen

Des edlen Möringers Wallfahrt

Zu Möringen an der Donau lebte vor Zeiten ein edler Ritter; der lag eines Nachts bei seiner Frau und bat sie um Urlaub, weil er weit hinziehen wollte in Sanct Thomas Land, befahl ihr Leute und Gut und sagte, daß sie sieben Jahre seiner harren möchte. Früh Morgens stand er auf, kleidete sich an und empfahl seinem Kämmerer, daß er sieben Jahre lang seiner Frauen pflege, bis zu seiner Wiederkehr. Der Kämmerer sprach: Frauen tragen lange Haar und kurzen Muth; fürwahr nicht länger denn sieben Tage mag ich eurer Frauen pflegen. Da ging der edle Möringer hin zu dem Jungen von Neufen und bat, daß er sieben Jahre seiner Gemahlin pflege; der sagts ihm zu und gelobte seine Treue.

Also zog der edle Möringer fern dahin, und ein Jahr verstrich um das andere. Wie das siebente nun sich vollendete, lag er im Garten und schlief. Da träumte ihm, wie daß ein Engel rief und spräche: erwache Möringer, es ist Zeit! kommst du heut nicht zu Land, so nimmt der junge von Neufen dein Weib. Der Möringer raufte vor Leid seinen grauen Bart, und klagte flehentlich seine Noth Gott und dem heiligen Thomas; in den schweren Sorgen entschlief er von neuem. Wie er aufwachte

und die Augen öffnete, wußte er nicht, wo er war; denn er sah sich daheim in Schwaben vor seiner Mühle, dankte Gott, jedoch traurig im Herzen, und ging zu der Mühle. Müller – sprach er – was gibts Neues in der Burg? ich bin ein armer Pilgrim. Viel Neues – antwortete der Müller – der von Neufen will heut des edlen Möringers Frau nehmen; leider soll unser guter Herr todt seyn. – Da ging der edle Möringer an sein eigen Burgthor und klopfte hart dawider. Der Thorwart trat heraus: geh und sag deiner Frauen an, hier stehe ein elender Pilgrim; nun bin ich vom weiten Gehen so müde geworden, daß ich sie um ein Almosen bitte, um Gottes und St. Thomas willen und des edlen Möringers Seele. Und als das die Frau erhörte, hieß sie eilends aufthun, und solle er dem Pilger zu essen geben ein ganzes Jahr.

Der edle Möringer trat in seine Burg, und es war ihm so leid und schwer, daß ihn kein Mann empfang; er setzte sich nieder auf die Bank, und als die Abendstunde kam, daß die Braut bald zu Bett gehen sollte, redete ein Dienstmann und sprach: sonst hatte mein Herr Möring die Sitte, daß kein fremder Pilgrim schlafen durfte, er sang denn zuvor ein Lied. Das hörte der junge Herr von Neufen, der Bräutigam, und rief: singt uns, Herr Gast, ein Liedelein, ich will Euch reich begaben. Da hub der edle Möringer an und sang ein Lied, das anfängt: „Eins langen Schweigens hatt ich mich bedacht, so muß ich aber singen als eh“ u. s. w., und sang darin: daß ihn der junge Mann an der alten Braut rächen und sie mit Sommerlatten (Ruten) schlagen solle; ehemals sei er Herr gewesen und jetzt Knecht und auf der Hochzeit ihm nun eine alte Schüssel vorgesetzt worden. Sobald die edle Frau das Lied hörte, trübten sich ihre klare Augen, und einen goldnen Becher setzte sie dem Pilgrim hin, in den schenkte sie klaren Wein. Möringer aber zog ein goldrothes Fingerlein von seiner Hand, womit ihm seine liebste Frau vermählt worden war, senkt es in den

Das lied von dem edlen Moringen.



Titelillustration des Lieds „Der edle Moringen“ im
Liederbuch von Jörg Dürnhöfer, Nürnberg 1515. – Der edle
Möringer reicht seiner Frau zum Abschied die Hand.

Becher und gab ihn dem Weinschenken, daß er ihn der edlen Frau vorsetzen sollte. Der Weinschenk brachte ihn: Das sendet euch der Pilger, laßt's euch nicht verschmähen, edle Frau. Und als sie trank und das Fingerlein im Becher sah, rief sie laut: mein Herr ist hier, der edle Möringer, stand auf und fiel ihm zu Füßen. Gott willkommen, liebster Herr, und laßt Euer Trauern seyn! Meine Ehre hab ich noch behalten, und hätt' ich sie verbrochen, so sollt Ihr mich vermauern lassen. Aber der Herr von Neufen erschrak und fiel auf die Knie: liebster Herr, Treu und Eid hab ich gebrochen, darum schlagt mir ab mein Haupt! – Das soll nicht seyn, Herr von Neufen! sondern ich will euren Kummer lindern und euch meine Tochter zur Ehe geben; nehmt sie und laßt mir meine alte Braut. Deß war der von Neufen froh, und nahm die Tochter; Mutter und Tochter waren beide zarte Frauen, und beide Herren waren wohl geboren. (17)

Die Brüder Grimm fassen in ihren „Deutschen Sagen“ (Band 2, 1818) die seit dem 15. Jahrhundert bezeugte, ab 1493 auch im Druck verbreitete Ballade vom Moringen zusammen (Quellenangabe: „Nach dem alten Lied“). Sie knüpft sich ursprünglich an den Minnesänger Heinrich von Morungen, der wohl um 1200 im Raum Leipzig lebte. Zentral ist ein international ungemein verbreiteter Erzählstoff: Die Heimkehr des Gatten. Dieser ist in der Fremde verschollen, kehrt aber unverhofft heim und kann die Hochzeit seiner Frau gerade noch verhindern. Das Wiedererkennen der Ehegatten gelingt häufig – wie hier – mittels eines Ringes. Die Gleichsetzung von Moringen mit Möhringen an der Donau nahm bereits im 16. Jahrhundert die Zimmeriche Chronik vor, die über den Moringer schreibt:

Man sagt, er hab den namen vom stetlin Meringen an der Tonaw bekommen, alldo sei er geporen worden, welches von alter nit Möringen gehaißen, sonder Moringen. Das bezeucht des stetlins wappen und sigel, das sie von unverdechtlichen jaren hergebracht mit dem morenkopf.

Der Lonze

Der Lonze ist ein gefürchteter Geist zwischen Möhringen und Tuttlingen; oft hat man ihn schon tragen müssen. Er ist bei Lebzeiten ein Schatzgräbermeister gewesen. Kinderschrecken:

Der Lonze kommt, der Lonze kommt
 Dear wird di lehren tanzen,
 Der Teufel kommt, der Teufel kommt
 Und schoppt di in den Ranzen ... (18)

Tuttlingen

Dä bannet Bur

Dä Burehanggolle hät verzelt:

Ame Herbschtmorge bine emool gege Jenne uff dä Greanebä-
 arg i's Holz gfare. Winnes unne i dä Schtadt Drie gleitet hät,
 bine vo dä Schaufwoad in dä Weag noch em Duttetal abbe
 hoamgfahre. Uff oamool hoant miene Roß zitteret wi Eschpe-
 loub und sind nimme verse und hinterse gange. I ha mit em
 Goafßelschtecke druffschlaa' kenne, winne ha welle. Wone om-
 meglueget ha, shtaut ä paar Schritt vo mer äweg en Schaifer
 mit eme Schlapphuet und eme lange Bart. Siene Händ hät er
 uff dä Schtecke gschützt und mich so schaarf a(n)glueget, daß
 ich ä Zeitlang wi schteif daugschtande bi(n). No han ich wid-
 der uff miene Roß innegschlage; abber die sind nimme verse
 und hinterse gange. Wi älls ni(n)ts gnutzt hät, no han ich 's
 Holz vom Wagge abbegladde; abber ou derno sind d' Roß it
 vo dä Schtell gwiche. No han ich probiert, ob es it mit em volle
 Wagge gieng; abber dear fremd Schaifer ischt wi en Schtecke a
 siem Platz gschande und hät mich wi en gschtochne Bock a(n)
 glueget. I dä Zwischezeit ischt es Fi(n)fe woare, und d' Naacht
 und dä Nebbel sind a(n)broche. Well i ha welle gege Fi(n)fe

widder dehoam si(n), no ischt mi Weib mit ä paar Bekannte uff d' Sueche noch mer gange. Uff oamool han ich Schtimme gheert, und dä Schaifer ischt wi en Goascht verschwunde, wo 's Liecht vo dä Latearne näherkomme ischt. Wo d' Leit komme sind, ischt a mir und a dä Rösser dä Todesschwoaß ausbroche gsi(n). D' Roß hoant no dä Wagge a(n)zoge und sind weitergfahre. Wone verzellt ha, daß en Schaifer im ä Schlapphuet mich bannet häb, no hoant d' Leit gmont: Des ischt dä Wuäti als Schaifer gsi(n). (19)

Paul Dold hat diese Geschichte über den Wuäti (Anführer des Wuätis-Heers), den er wie damals üblich als den germanischen Gott Wodan deutete, in der alemannischen Mundart seiner Heimatstadt Tuttlingen aufgezeichnet (Gewährsmann: Johann Georg Diener). Der Germanist und Volkskundler Dr. Paul Dold (1886–1934) wirkte als Gymnasiallehrer im preußischen Staatsdienst, bevor er sich in seinen letzten Lebensjahren nach Tuttlingen zurückzog. Nach seinem Tod gaben seine Geschwister 1940 das Bändchen „Die Sagenwelt Tuttlingens und seiner Umgebung“ heraus, ein durchaus bemerkenswerter Versuch, die mündliche Sagenüberlieferung einer Stadt – teilweise im örtlichen Dialekt – zu dokumentieren. Hier können nur wenige Texte der Sammlung wiedergegeben werden. Zur Sage vom gebannten Bauer existiert eine hochdeutsche Version, die Dold 1915 in seinem Aufsatz „Germanische Göttersagen aus Tuttlingen“ veröffentlicht hatte.

Ein Bauer der noch am Leben und ein nüchterner Mensch ist (diese Abhandlung wurde 1914 geschrieben), hat vor etwa 20 Jahren folgendes erlebt: „Im Herbst bin ich um 10 Uhr morgens nach dem Grünen Berg ins Holz gefahren. Als es in der Stadt unten 3 Uhr geläutet hat, habe ich von der Schafweide in den Waldweg einfahren wollen. Auf einmal haben meine Rosse gescheut, wie Espe gezittert und sind weder vorwärts noch rückwärts gegangen. Wie ich mich umsehe, steht ein paar Schritte von mir weg ein Schäfer mit einem Schlapphut und einem langen Bart auf seinen Stecken gestützt. Er sieht

mich immer so starr an, daß ich mich eine Zeitlang davon nicht rühren kann. Ich habe dann auf meine Rosse eingeschlagen: aber diese sind weder vorwärts noch rückwärts gegangen. Darauf habe ich das Holz vom Wagen abgeladen und probiert, mit dem leeren Wagen zu fahren; aber ich habe die Rosse nicht von der Stelle gebracht. Als das nichts genutzt hat, habe ich den Wagen wieder geladen und bin zum Fremden hingegangen, er möchte mich doch weiterlassen. Der hat sich dabei nicht gerührt, sondern mich nur starr angeblickt. Weil ich um 5 Uhr in Tuttlingen hätte sein sollen und beim Nachtessen nicht zurück gewesen bin, haben sich verschiedene Leute mit Laternen aufgemacht und sind auf die Suche nach mir gegangen. Auf einmal habe ich Stimmen gehört. Der Schäfer ist plötzlich verschwunden, als der Schein der Laternen näher gekommen ist. Die Leute haben mich und die Rosse mit tiefem Schweiß bedeckt aufgefunden. Die Rosse haben daraufhin den Wagen angezogen und sind weitergefahren, als der Schäfer verschwunden gewesen ist. Den Leuten habe ich mein Erlebnis mit dem Schäfer erzählt. Einer darunter hat gemeint, das sei der Wuäti gewesen, der mich in Schäferkleidung gebannt habe.“

's Wuätis Heer beim Hollige Dälle

D' Krattemachere und ihrä Deechter sind emool a dä Dunne i dä Nähe vom Hollige Dälle i(n) d' Weide gange. Sie hoant so lang gschaffet, bis es dämmerig woare ischt. Dä Himmel abber ischt no klar gsi(n). Wo sie hoant no hoamgau(n) welle, hoant se übber oamool i dä Luft ä wunderscheene Musik gheert, und zletschte hät oans ä Lied gsunge, wo so schee(n) gsi ischt wie ä Gsangbuechlied. Dä Schluß vo dem Lied hät glautet: „Mein Gott, mein Gott, ich stirb“. D' Krattemachere hät gwißt, daß vom Hollige Dälle obbe abbe 's Wuätis Heer ummeggaut.

Dromm hät se ihrere Deechter zuegrieff: „Bett schnell ä Vaterunser und verhebb der 's Gsiecht mit dä Haa(n)d, suscht moscht mit em wilde Heer gau(n)“. Wo se hoant a(n)fange bette, ischt im gleiche Augenblick däar schee(n) Gsang verschtummet. Diä zwei Weibslait sind z'dood verschrocke und gotig weitergrennt. Noch erre Weile hoant se en Maa(n) troffe. Däar hoant se gfrauget, ob er ou so ä scheene Musik mit Gsang gheert häb. Abber däar hät „noma“ gseit, obwohl er bloß ä klei(n) Shtuck vonene äweg gsi ischt. „Ihr hoant 's Wuätis Heer gheert“, hät er zunene gseit, „und des heeret it alle Leit“. (Nach Frau Vögele.) (20)

Das Heilige Tal zieht vom Ehrenberg zum Donautal.

Die Weihnachtssage

Geht man um Weihnachten die alte Straße nach Neuhausen hinauf bis zu Wald, so hört man unten links im Brunnen-tal das Knallen einer Geißel und das Wiehern von Rossen. Doch sieht man nichts als zeitweise das Aufblitzen einer Pflug-schar in den Feldern des Öschs. Kann man dies in den heili-gen Nächten nicht sehen, gibt es ein schlechtes Jahr. Die Sage erinnert an Züge aus dem Baldurmythus oder an das Umher-fahren des Freyawagens in Schweden. (21)

Dolds Kommentar, den man heute als klare Überinterpretation bewerten darf, verweist auf die Faszination der mythologischen Sagen-deutung.

Die Geister der vier Stadtviertel

In den Quartieren der vier Stadtviertel soll man nachts ver-schiedene Gestalten sehen. In dem untersten Stadtviertel bei der Donaubrücke sollen zwischen 12 und 3 Uhr feurige

Pferdeköpfe auftauchen. Im obern Stadtviertel beim Kasten seien Hämmel zu sehen. In dem Viertel zwischen der Kirche und dem Oberamt gehe eine Frau um, die eine Gölte [Kübel] voll Blut mit einem neugeborenen Kind darin auf dem Kopf trage. Im Jägerhofviertel soll man junge Kälblein ohne Haut sehen. (22)

Dä Helfereigoascht

I dä aalte Helferei hät frühr en Goascht ghauset. Mer hät ihn bsonders i dä Naacht noch dä Zwelfe gau(n) heere. Er ischt abber it bloß im Haus blibbe, manchmool ischt er sogar d'Schtegge abbeunge und hät d'Haustüer uffgmachet und ischt s'Schtädtle abbegloffe bis a d'Bruck abbe. E paar Wäscherne sind emool in dä Naacht zwische Oans und Zwoa di unter Hauptschtrauß abbegloffe, mer hät frühr jo gaa(n) z baald i dä Naacht a(n)fange wäsche i sellene Wäschhäusle am Müllebach odder a dä Dunne noone. Wie diä Weiber in dä Nähe vom Runde Eck gsi sind, no hoant se gmerkt, daß ebber d'Schtrauß unne uffekommt. Dromm hoant se ihrne Blendlatearnile gaa(n)z weit uffgmachet und hoant luege welle, wer des sei. 's ischt inne voarkomme, wie wenn es en Maa(n) wär, wo abber it wie en Mensch ausgsenne hät. 's ischt inne grad gsi(n), wie wenn en große schwarze Buddel uff dä Hinterfüß uffrecht dehearkäm. Sie sind schtau(n) blibbe und hoant gsenne, daß er d'Schtrauß uff zum Määrtbrunne gange ischt. So sind sem noogloffe, weil er am Brunne schtau(n) blibbe ischt und Wasser trunke hät. Derno hoant sen uff d'Poscht zue loufe senne, und zletschte ischt er i d'Helferei gange.

Am andere Daag ischt onne vo dene Wäscherne zum Helfer G. gange und hät ihm verzelt, wa sie und diä andere Weiber gsenne häbbit. Däar hät erre no verzelt, er wies wohl, daß ä arme Seel im Pfarrhaus ummegang, und 's sei ä Schtübble im Haus, wo er dä Goascht innebannet häb. So baald mer d'Tür

vo derre Kammer uffschließ, no heer mern i dä nääschte Naacht widder gau(n). Er häb sierre Frou und dä Mägd verbotte, daß sie i des Schtubble giengit. Abber wahrscheinlich häb ebber d'Tür von ihm uffbschlosse, wo ni(n)ts vo derre Sach gwißt häb. Etz well er abber däär Goascht so danne, daß er verleest weare kenn. Spaiter hät däär Helfer ou des fertigbroocht, und seitdemm ischt es ruhig i dä Helferei. (23)

Die Helferei war der Wohnsitz des Pfarrhelfers und befand sich an der Ecke Bahnhofstraße/Helfereistraße.

Die Himmelfahrtsblümlein

Vor langen Jahren lebte in Tuttlingen ein armer Leineweber, der viele Kinder hatte, aber wenig Verdienst. Dafür besaß er ein fleißiges Weib, das untermittags in den Taglohn ging und morgens bei Tagesanbruch ins Holz oder ins Gras. Ihre ältern Kinder mußten ihr dabei helfen, damit sie sich früh an die Arbeit gewöhnen sollten. Bei frühem Morgengrauen rief sie ihre Buben und Mädchen, gab ihnen das nötige Handwerkszeug in die Hand, indem sie ihnen sagte: „Bevor ihr in die Schule geht, muß jedes von euch seine Morgensuppe sich verdienen“. Den Kindern knurrte der Magen auf dem langen Wege zum Walde. Daher sagten sie oft zu ihrer Mutter: „Ach, gib uns doch ein kleines Stücklein Brot, bevor wir in den Wald gehen“. Die Mutter blieb hart, tröstete aber ihre Kinder mit den Worten: „Zaubert mir's Wuätis Heer vom Himmel, so kann ich euch geben, was ihr wünscht“. Natürlich wollten die Kinder wissen, wie das möglich sei, denn schon oft hatten sie sagen hören, daß man am Himmelfahrtstage könne das himmlische Heer mit Musik auf weißen Schimmeln vom Himmel herabreiten sehen. Nur wußten sie nicht, wie das möglich sei. Ihre Mutter sagte ihnen daher, daß alte Leute erzählten, wenn man am Him-

melfahrtstage so viele Himmelfahrtsblümlein finde, daß sie zu einem kleinen Kranze gewunden werden könnten, so müsse man diesen Kranz beim Läuten der Mittagsglocke sich auf das Haupt setzen. Daraufhin höre man eine wunderbare Musik. Aus dem Himmel sähe man dann Gestalten wie Engel auf weißen Schimmeln unter dem Klang der Musik herabreiten. Das Kränzlein auf dem Kopf werde dann in Gold verwandelt. Wer ein solches besitze, der werde reich und alt. Er sei vor Krankheiten, Seuchen und Feuer geschützt. Selbst der Blitz schlage nie in ein solches Haus, worin sich das Kränzlein befinde.

Das jüngste Mädchen des Webers, das Christel hieß, sagte daher zu ihrer Mutter an einem wunderschönen Himmelfahrtsmorgen, sie wolle heute auf den Ehrenberg, wo sie gestern Holz gelesen hatte, um Himmelfahrtsblümchen zu suchen. Wenn sie viele finde, wolle sie's Wuätis Heer vom Himmel zaubern. Die Mutter wollte ihrem Kinde das Vorhaben ausreden; aber als sie sah, daß Christel nicht von ihrem Plane lassen wollte, gab sie ihr ein Stückchen Brot und sagte zu ihr: „Nun geh in Gottes Namen!“ Sie riet ihr an, durch das Duttental nach der Schafweide im Grünenberg zu gehen, wo man meist viele Himmelfahrtsblumen finde, während sie an andern Orten selten seien.

Mit einer Freundin machte Christel sich gegen Mittag auf den Weg. Die beiden Mädchen waren die einzigen Spaziergänger im Walde. Sie sahen buntfarbige Schmetterlinge am Waldesrand hin und her über die schönsten Blumen gaukeln. Ab und zu hörten sie das Quellwasser rauschen, das zu Tal floss. Der Wald wurde finsterer und das Tal enger. Sie kamen zu den oberen Quellen im Duttental und stillten dort zuerst den Durst. Dann verabredeten sie, daß sie nun jede allein nach der Schafweide hinaufsteigen und Himmelfahrtsblümlein suchen wollten. Christel war unten im Tale geblieben. Sie ging langsam die letzten Ausläufer des dunklen Waldes hinauf und

befand sich plötzlich vor einer lichten, weiten Wiese, die voller bunter Blumen stand. Auf ihr weideten Rehe, die aber nicht scheu wurden, als sie Christel sahen. Wie Christel auf den Boden schaute, bemerkte sie unscheinbare Blümchen, die wie Gänseblumen aussahen, deren Blüten aber weißer und außen am Rande der Blüte von zartem Rot angehaucht waren. Das Kind wußte, daß dies die gesuchten Himmelfahrtsblümlein waren, da ihr die Mutter sie schon gezeigt hatte. Sie fand so viele Blumen, daß sie ein Kränzlein daraus winden konnte. Kaum hatte sie es fertig, als sie unten im Tale die große Glocke läuten hörte. Sie schaute empor und sah, wie mitten um den blendenden Strahlenglanz der Sonne sich eine helleuchtende Wolke legte, aus der glänzende Gestalten in glitzernen Gewändern auf blendendweißen Schimmeln auf die Erde niederritten. Christel hob das Kränzlein gegen den Himmel; aber von dem Sonnenglanze wurden ihre Augen ganz geblendet. Sie mußte sie unwillkürlich schließen. Als sie die Augen wieder öffnen konnte, waren die Gestalten verschwunden. Sie hörte nur noch von ferne Musik, die immer mehr und mehr verklang. In ihrer Hand aber hielt Christel ein goldenes Kränzchen. Sie brachte es ihrer Mutter heim, die es vor ihrem Manne versteckte. Die besorgte Frau hatte Angst davor, daß er es verkaufen könne.

In das Haus des armen Webers war plötzlich das Glück eingekehrt. Er verdiente mehr als früher, und als seine Kinder größer wurden, konnte er sich Felder, Vieh und Wälder kaufen. Wie nun Christel heiratete, überreichte ihr die Mutter am Hochzeitstage das goldene Kränzlein. Sie wurde reich und alt. Als sie zum Sterben kam, übergab sie ihren Kindern das Glückskränzlein gemeinsam. Sie gebot ihnen, sie sollten das goldene Kränzlein nie verkaufen, sondern es abwechselnd in ihren Häusern bewahren. Ihre Erben waren aber geldgierig und verkauften an einen Goldschmied den Kranz, weil sie

nicht wußten, daß er Glück bringe. Daher sind alle bettelarm gestorben. (Nach dem Bericht der Weberbaas erzählt.) (24)

Diese Sage Dolds wirkt „unecht“. In seinem Aufsatz von 1915 schrieb er über die Himmelfahrtssage:

Die Sage ist eine der schönsten, die ich je vernommen habe. Sie übte noch in meiner Schulzeit einen sehr starken Reiz auf uns Kinder aus, wenn wir in kindlicher Einfalt an Himmelfahrt nach dem Mittagessen auf den Ehrenberg gingen, um 's Wuätis Heer zu sehen, wie es auf Schimmelreitern unter einer schönen Musik vom Himmel herabgeritten komme. [...] Die Sage selbst lautet folgendermaßen: „Geht man um die Mittagszeit an Himmelfahrt auf dem Ehrenberg auf den Grünen Berg zu und findet so viel Himmelfahrtsblümlein, daß man ein Kränzlein daraus flechten kann, so hört man auf einmal eine wunderschöne Musik, die vom Himmel herabkommt. Es steigt 's Wuätis Heer in prächtigen Kleidern auf weißen Schimmeln vom Himmel herunter. Wer dies erlebt, muß das Kränzlein mit den Himmelfahrtsblumen mit heimnehmen und es im Hause annageln, so hat er sein ganzes Leben lang Glück. Der Kranz schützt gegen Blitz, Krankheit und Feuersgefahr.“

Die ausführlichere Version, als deren Gewährsfrau „Frau Vogler geb. Lupp“ angegeben ist, ist literarisch stilisiert. Aus der zeitlich nicht festgelegten „volkstümlichen“ Aberglaubens-Mitteilung wird eine „lebendige“ Erzählung in Form einer Familiengeschichte mit dramatischem Schlußakzent. Auch andere längere Sagentexte Dolds weisen ähnliche Kennzeichen auf und weichen vom nüchternen Erzählstil der Gattung „Volkssage“ ab. Man wird annehmen dürfen, dass Lehrer Dold – wie viele andere sagenbegeisterte Schulmeister auch – sich aus pädagogischen Gründen um eine anschaulichere Darstellung bemüht hat. Ob wenigstens die Mundarttexte jene unmittelbare „authentische“ Aufzeichnung aus dem Volksmund darstellen, als die sie sich ausgeben, muss offen bleiben. Dolds Sagen sollten daher nicht naiv als getreue Wiedergabe volkstümlicher Erzählungen gelesen werden.

Die drei Zauberfrauen im Heiligenthäle

Zwischen Möhringen und Tuttlingen ist ein Thälchen, „Heiligenthäle“ geheißten. Dort, gar nicht weit vom Duttenthal, wo die „Dutftee“ oder „Dupfe“ hauste, hielten sich vor alten Zeiten zwei, andere sagen drei Heidinnen auf, die Zauberei verstanden. Die drei Frauen hatten drei wunderschöne Schimmel, die den ganzen Tag weiden und nichts ackern und nichts ziehen durften. Zu den Frauen kamen die Leute von weiter Ferne her, wenn ihnen oder ihrem Vieh etwas fehlte, und holten Heilsames. Vorher mußten die Leute den drei weißen Rosen Ehre erweisen: niederfallen und opfern. Die Zauberfrauen konnten für Alles helfen und hatten viele, viele Kenntniß in den heilsamen Kräutern, die sie in Wald und Feld sammelten. Ein Tröpflein aus einem Gütterchen verhalf von der Hexerei; andere Tröpflein ließen die Thiersprache verstehen, wieder andere machten, daß man Diebe und Uebelthäter sah und kannte. (25)

Wohl nicht ohne Grund steht diese Sage („Mündlich von Tuttlingen und Möhringen“) am Anfang von Anton Birlingers Sagensammlung „Volksthümliches aus Schwaben“ (gemeinsam mit Michel Buck 1861). Esoterisch angehauchte Frauen sind von solchen Überlieferungen, die vermeintlich in uralte Zeit zurückreichen, heute wieder fasziniert. „Weis(s)e Frauen und vollbusige Muttergöttinnen um Tuttlingen“ lautet bezeichnenderweise eine Überschrift in einem Internetprojekt, das den Spuren der „Dutftee“ oder Göttin Dutt, von der Tuttlingen den Namen haben soll, nachgeht. Bei der vorliegenden Sage, die in anderer Fassung schon in der Oberamtsbeschreibung Tuttlingen von 1839 gedruckt greifbar war, gibt es allerdings keinerlei Beweis, dass es sich tatsächlich um eine alte vorchristliche Überlieferung handelt. Verdacht erregt nicht zuletzt die Erwähnung eines Opferbrauches. Allem nach haben hier Vorstellungen des 19. Jahrhunderts über die heidnische Vorzeit Pate gestanden. Was mündlich von einfachen Leuten erzählt wurde, konnte durchaus indirekt auf Bildungswissen zurückgehen.

Das Kistenmännlein oder Kellermännlein

Hinter Tuttlingen erhebt sich der „Honberg“ mit seinen alten Burgtrümmern. In den Ruinen drinnen sitze das Kisten- oder Kellermännlein auf einer große Schätze enthaltenden Kiste, die es von Zeit zu Zeit Begünstigten spende. So habe es einmal einem Kinde, zu dessen Wiege ein verzauberter Baum im nahen Walde, dessen Standort zufällig gefunden wurde, gehauen werden mußte, den ganzen Schatz zu Theil werden lassen. Ein andermal erschien es Schnitterinnen, die in der heißen Sonne über die harte Arbeit seufzten, als rettender Geist, indem es sich erbot, ihnen den großen Acker über Nacht abzuschneiden. Die sich hierauf entfernenden Schnitterinnen sahen dann in der Ferne, wie das Männlein mit einer Schaar kleiner Kobolde den Acker abschnitt und seine Gehülfen mit den vernehmbaren Worten aufmunterte: „Nur fein säuberle!“ Der Acker heißt jezt noch der „Feinsäuberle-Acker“. Ein andermal erschien Kellermännlein auch als neckender Geist, indem es Wanderer so lange führte, bis sie verirrten, worauf es sie dann lachend verließ. Wieder einmal erschien es in einer Waldschlucht, im Daxenloch auf dem Gute Maienthal, in Gestalt eines schwarzen heulenden Hundes, um den Leuten im Felde Angst einzujagen, oder auch verändert es in derselben Gegend seine Neckereien und ergötzt die Umgebung durch Töne der lieblichsten Musik. Immer hütet Kistenmännlein bis auf diese Stunde einen großen Schatz auf dem Honberg. (26)

Die Ruine Honberg, Reste eines frühen Festungsbaus aus dem 15. Jahrhundert und einst Sitz des württembergischen Obervogts, ist das Wahrzeichen der Stadt Tuttlingen. Bei Paul Dold ist das Kistenmännlein später ein geldgieriger und hartherziger Vogt, der als Geist umgehen muss, bis er jemand findet, der ihm sein Gold abnimmt.

Nachtfrau und Hakenmann

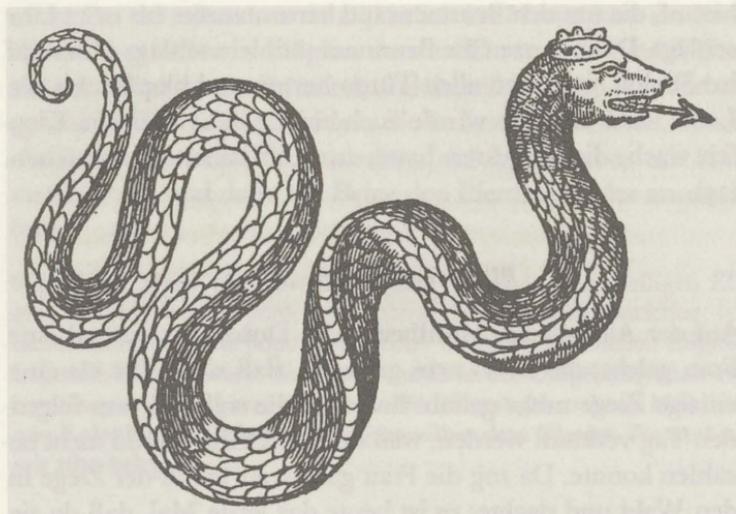
Nachtfrau und Hakenmann sind in der Tuttlinger Gegend zwei Geister, die es vornehmlich auf unfolgsame Kinder abgesehen haben. Wenn ein Kind am Abend die Betzeitglocke überhört, wenn es noch allein auf der Gasse herumspringt, wenn es nicht zu Bette gehen will, dann droht die Mutter: Die Nachtfrau kommt und holt dich. Und wenn es nun trotzig ist und nicht folgt, dann führt die Nachtfrau das Kind durch fremde Straßen, daß es nicht mehr heimfindet.

Der Hakenmann ist ein Wassergeist. Wenn Kinder an die Donau kommen und sich am Ufer frech machen, wenn die Buben im Winter auf den Eisschollen „laigelen“, wenn Kinder, die nicht schwimmen können, im Sommer an einer tiefen Stelle baden, dann streckt der Hakenmann sein Arme nach ihnen aus und zieht die Unfolgsamen mit seinem langen Haken zu sich hinunter. „Kind, gang it a ‚d’Dunna‘ na, i dr Dunna ist dr Hokama.“ (27)

Nach Anton Birlinger lebte der Hackamann als Wassergeist in der Volksüberlieferung an der Donau von deren Ursprung bis nach Ehingen. Aber auch in Ulm ängstigte man die unvorsichtigen Kinder mit dem „Haukenmann“, der sie in die Donau zieht. Die Lauter hat ebenfalls ihren Hakenmann, der hineinschauende Kinder hinunterzieht.

*Nendingen**Die Sage vom Weißen Kreuz bei Nendingen*

Ein Mann von Nendingen ging einst im Schoren spazieren. Da sah er eine Schlange, die auf ihn zukroch. Sie hatte auf dem Kopfe ein goldenes Krönlein. Der Mann bekam Angst, nahm Steine und warf so lange nach ihr, bis sie tot war. Da kamen auf einmal viele Schlangen. Alle liefen dem Mann nach, der



Schlange mit Krönlein,
Holzschnitt aus Konrad Gesners Tierbuch von 1563

in seiner Angst heimwärts sprang. Da machte er ein Gelübde. Er versprach, wenn die Schlangen zurückbleiben würden, an dieser Stelle ein Kreuz zu errichten. Kaum gesprochen, blieb auch das Getier zurück. Nun ließ der Mann ein schönes Kreuz mitten im Feld erstellen. – Das ist das Weiße Kreuz unten am Schalkenberg am Weg nach der Bleiche. (28)

Dieses Feldkreuz wurde 2002 restauriert.

Mühlheim an der Donau

Die Wassermännlein im Mühlheimer Schloßbrunnen

Der Brunnen an der Schloßhalde in Mühlheim war früher Schloßbrunnen. In der Weihnacht kommen um 10 Uhr abends aus dem Brunnenschacht kleine Männlein mit Geißenfüßen

herauf, die um den Brunnenrand herumtanzen, bis es 12 Uhr schlägt. Dann tanzen die Brunnenmännlein schlags 12 hinauf ins Schloß, gehen an allen Türen herum und klopfen, bis die Leute wach sind. So wurde auch eine Magd von ihrem Klopfen wach, die vergessen hatte, zur Christmette aufzustehen. (29)

Blätter in Gold verwandelt

Auf der Altstadt bei Mühlheim a. d. Donau hat einmal eine Frau gelebt, die ist so arm gewesen, daß sie nichts als eine einzige Ziege mehr gehabt hat, und die sollte ihr am folgenden Tag verkauft werden, weil sie eine kleine Schuld nicht bezahlen konnte. Da zog die Frau ganz traurig mit der Ziege in den Wald und dachte: es ist heute das letzte Mal, daß du sie hütest und sie dir Milch gibt. Es war aber schon spät im Jahre und wenig Futter mehr zu finden; das Laub fiel schon von den Bäumen. Da bemerkte sie einen Strauch, der hatte oben noch ganz schöne frische Blätter, und weil die Ziege sie nicht erreichen konnte, so streifte die Frau die Blätter ab und wollte sie der Ziege geben; allein statt der Blätter hatte sie plötzlich eine ganze Handvoll blanker Goldstücke, und durfte nun ihre Ziege behalten und war gerettet aus aller Noth. (30)

Ernst Meier, der diese Geschichte in seine 1852 erschienene Sagensammlung aufnahm, hatte sie „mündlich aus Friedingen“. Dort hörte er noch zwei andere Sagen über die Verwandlung von Laub in Gold sowie eine weitere Fridinger Sage, in der aus eingesammelten Steinen Gold wird.

Elogius der Schmied

Bei Mühlheim an der Donau stand ehemals die „Luikapelle“ (Elogiuskapelle), die man vor nicht gar langer Zeit abgebro-

chen. Bei derselben wurde alljährlich im Monat Juni ein Pferdeumritt gehalten. – Elogius, dem zu Ehren man diesen Umritt anstellte, war ein Schmied, und derselbe war so wunderbar geschickt, daß er den Pferden, die er beschlagen sollte, zuvor die Beine abschnitt, diese alsdann auf dem Ambos mit Hufeisen versah und dann die Beine den Pferden wieder ansetzte.

(31)

Was Ernst Meier hier als mündliche Volkssage vom heiligen Eligius (Bischof von Noyon), dem Patron der Schmiede, berichtet, ist nichts anders als das populärste Motiv der mittelalterlichen Eligius-Legende. Eligius (auch: Eulogius) wurde in der Umgebung auch als bevorzugter Pferdepatron verehrt. Die 1819 abgebrochene Mühlheimer Eulogiuskapelle befand sich gegenüber dem Oberen Tor und ist seit 1610 belegt.

Fridingen

Das weiße Fräulein auf der Kallenburg bei Fridingen

Der Turm der Burg Kallenburg verschließt noch unermessliche Schätze, die ein Ritter als Beute aus heidnischen Nordlanden, wo er für das Kreuz gestritten hatte, mit sich brachte. Er hatte ein einziges Töchterlein. Während der Abwesenheit des Ritters kam öfters ohne Erlaubnis ein schmucker Mühlknappe von der Bronnermühle auf die Burg. Als der strenge Vater nach seiner Rückkehr davon erfuhr, verstieß er in seinem Zorn seine Tochter. Ihre Leiche wurde am folgenden Tage vor dem Stabgitter des Mühlgangs gefunden. Bald ergriff tiefe Reue über seine grausame Tat das Herz des Vaters und verüsterte seinen Sinn, der jetzt nur noch darauf gerichtet war, seine Schätze zu vermehren und dieselben in den Gewölben des Turmes zu hüten. Die Tore der Burg blieben von nun an jedem Besucher verschlossen.

Ritter und Tochter sind längst gestorben. Aber in mond-
hellen Nächten schwebt das unglückliche Fräulein als weiße
Gestalt am Ufer des Flusses, während der Vater als düsteres
Schattengespenst um die Felsen huscht und die Hände ringt.
Wagt es aber einmal ein Habsüchtiger in der Mitternachts-
stunde zu dem Turm hinaufzuklimmen, um die verborgenen
Schätze zu suchen, dann naht ihm die schwarze Gestalt und
droht ihm mit furchtbar glühenden Blicken. Ja, ein Hirte, der
keck genug war, einst die Zinne des Turmes zu erklettern,
stürzte sinnesverwirrt hinunter in die Tiefe. Dagegen wal-
tet des Fräuleins sanfter Geist sichtbar schirmend über den
Frauen und Töchtern des Tales. (32)

Eine typische romantische Burgensage, die eher den ritterbegeister-
ten Leseschmack der Jahrzehnte um 1800 spiegelt als alte volks-
tümliche Überlieferung.

Das Hardtfräule

Um den Pfannenstiel und die Fridinger Schanze herum geht
das „Hardtweible, Hardtfräule oder Schanzfräule“ geistweis.
Nach dem einen ist sie tiefschwarz, nach dem andern schnee-
weiß bekleidet, in beiden Fällen aber trägt sie einen großen
Schlapphut. Man soll die nun sehr alte Dame oft überlaut ha-
ben lachen hören; schaut man um, dann ist niemand um den
Weg, und schon mancher Verspätete sei von ihr auf der Höhe
irreführt worden. So behaupten auch heute noch allen Ern-
stes gewisse Fridinger und einige Beuronen, vom „Hardtfräule“
im Kreise herumgeführt und erst nach langem Umherirren
schweißgebadet wieder auf den richtigen Weg gelangt zu sein.
Gelinde Zweifel daran sowie leise Hinweisungen auf etwaigen
reichlichen Alkoholgenuß pflegen sie in der Regel energisch
und mit Entrüstung zurückzuweisen. Nach meiner Fridinger
Quelle (Melchior Heny) liegt nachstehende Sache zugrund:

Auf dem Pfannenstiel wohnte vor Zeiten eine Ritterfamilie, die nur eine Tochter besaß. Letztere entwickelte sich infolge falscher Erziehung im Laufe der Jahre als sehr herrschsüchtig. Wie nun verspätet ein Brüderlein sich noch einstellte, beschloß sie nach dem Tode der Eltern, die bald nach der Geburt des Knaben verstarben, denselben ohne Aufsehen aus dem Wege zu schaffen. Zu diesem Zweck gewann sie einen ihrer Dienstmannen, der das Knäblein kurzerhand in einen Korb verpackte, um beide dann in die Beera zu werfen. Wie der Knappe nun an den Fluß kam, um sein Vorhaben auszuführen, trat plötzlich ein altes Weib von Bärental, das man nur die alte Hexe nannte, an ihn heran und fragte ihn im harschen Tone, was er da im Korbe verpackt habe. Der Knappe kam durch diese plötzliche Frage in arge Verlegenheit und gebrauchte irgendeine Ausrede. Allein das alte Weib beschuldigte ihn seines Vorhabens, entwand ihm den Korb mitsamt dem Kinde und nahm letzteres mit sich nach Bärental, um es im geheimen aufzuziehen. Wie der Knappe wieder hinauf in die Burg kam, zeigte er, aus Furcht vor der Hexe, dem Fräulein den Vollzug ihres Auftrages an, verschwieg aber die Begegnung mit der Hexe wohlweislich. In dem festen Glauben, daß ihr Brüderlein nicht mehr am Leben und sie nunmehr alleinige Herrin Pfannenstiels sei, bestimmte das Fräulein den Tag ihrer Vermählung mit einem Ritter der Nachbarschaft. Zahlreiche Gesellschaft zog am Tage der Hochzeit auf Pfannenstiel ein. Als aber die Braut sich zu Tische setzen wollte, verfinsterte sich urplötzlich der Himmel, ein Blitzstrahl zuckte hernieder auf die Burg und erschlug die Braut an der Seite ihres soeben angetrauten Gatten. Entsetzt sprang alles auf, zumal bald darauf die ganze obere Burg in hellen Flammen stand. Als nun nach Jahren der Junker in Bärental herangewachsen und ihm seine Abstammung sowie der einstige Anschlag gegen sein Leben geoffenbart ward, baute er sich die neue Burg Kreidenstein.

Für ihre Freveltat aber muß seine Schwester in gewissen Zeiten um den Pfannenstiel herum „geistweis“ gehen. (33)

Der Sigmaringer Albvereins-Gauobmann Hieronymus Edelmann (1853–1922) gab diese Sage in den Albvereins-Blättern 1908 wieder. Das Hardtweible ist heute eine Figur der Irndorfer Fasnet. Bereits Ernst Meier (1852) hatte – ohne Bezug auf die Burg Pfannenstiel – eine Sage vom Hardtweible in Irndorf und Fridingen aufgezeichnet. Auszug:

Es führt die Menschen gern auf Irrwege, indem es übers Feld oder über den Weg läuft, ohne auf eine Frage Antwort zu geben. – Einmal hat es einen Mann dergestalt verblendet, daß er sein eignes Haus nicht mehr erkannte. Ja, als er bereits in seiner Stube hinterm Ofen saß und seine Frau ihn zum Essen rief, stand er auf, nahm seinen Stock und Hut und sagte: „Ich muß machen, daß ich heimkomme, die Meinigen werden sonst zu lange auf mich warten müssen.“

Woher der Knopfmacherfelsen seinen Namen hat

Einmal ging ein Knopfmacher von Fridingen nach Beuron. Er kam mit einem Rößlein vom Markt in Tuttlingen. Als er auf der Höhe bei der alten Schanze war, fing es an zu nachten. Da begegnete dem Knopfmacher das Hardtfräulein. Es führte den Mann, ohne daß er es merkte, vom Wege ab und auf einen steilen Felsen hinaus. Da stürzten Mann und Roß hinunter. Am andern Tag fand sie der Klosterschäfer von Beuron tot. Den Felsen heißt man heute noch Knopfmacherfelsen. (34)

Der Knopfmacherfelsen hat es zu einem eigenen Wikipedia-Artikel gebracht, in dem der tödliche Unfall des Knopfmachers Fidelis Martin auf den 4. April 1823 datiert wird.

Der Bettelmannfelsen beim Schlöfischen Bronnen

„Hoch von den Fluten der Donau bespült,
 hebt sich ein Fels in die Höhe;
 immer ein Grausen mein Inneres füllt,
 wenn ich den Felsen nur sehe.“

Ein alter Bettler mit zerissenen Kleidern ging einst in stockfinsterer Nacht über die Fridinger Berge. Mitten im Walde kam er vom Wege ab. Er irrte hin und her, lief über Stock und Stein, durch Strauch und Busch. Da kam er zu einem Felsen über dem Tale. Es war schon Mitternacht. Todmüde sank der Arme nieder, legte sich auf sein Säcklein und schlief ein. Als er am andern Morgen erwachte, wußte er nicht, daß er an einer so gefährlichen Stelle geruht hatte. Er wollte rasch weitergehen, tat einen Fehltritt und stürzte die steile Wand hinunter. Unten blieb er tot liegen. Der Fels, von welchem der Bettler abstürzte, wird heute noch Bettelmannfelsen genannt. (35)

Die von Rebholz zitierten Verse stammen aus seiner Quelle für die Sage, einem längeren Gedicht (gezeichnet mit „B“), erschienen im Tuttlinger „Gränz-Boten“ vom 5. Februar 1841.

Beuron

Der Probstfelsen

Nicht weit vom Kloster Beuron, Fridingen zu rechts, ragt ein Felsen heraus, wohin ein Probst gerne spazieren gieng. Einmal warf ihn sein Bedienter hinunter ins Donautal, nahm ihm seine Schlüssel, bemächtigte sich der Schätze und floh in's Elend [in die Fremde]. (36)

Die nüchternen vier Zeilen bei Anton Birlinger 1870 werden im „Sagenkränzlein“ von Rebholz 1924 zu 13 Zeilen aufgebauscht. Rebholz

nennt Birlinger als seine Quelle und hat sicher keine andere mündliche Fassung vorliegen gehabt. Am Anfang steht eine hinzuerfundene Motivierung der Untat, von der Birlingers Version nichts wusste:

Einmal machte der Probst des Klosters Beuron einen Spaziergang. Er lenkte die Schritte zu einem der schönen Felsen über dem Donautal empor. Sein Diener, der ihn begleitete, lief hinter ihm her. Er hatte sich Verfehlungen zu Schulden kommen lassen, und sein Herr hatte ihn bestraft. Der Diener war darüber böse und sann auf Rache.

Entstehung des Klosters Beuron

Am Gewölbe des Langhauses in der Klosterkirche Beuron sieht man ein Gemälde, das eine Jagd vorstellt. Ein Hirsch mit Flammengeweih springt durch ein Thal. Im Hintergrund ist ein plumper Jäger mit einer gewaltigen Meerschampfeife. Daran knüpft sich die Sage: ein Graf habe im Donauthal gejagt und einen stattlichen Hirsch verfolgt. Auf einmal blieb der Hirsch, dessen Geweih hell aufflammte, stehen, worüber der Graf dermaßen erschreckt, daß er von seinem scheu gewordenen Pferde fiel. Die Mutter Gottes sei ihm selbst erschienen und habe ihm befohlen, auf der Stelle ein neues Kloster zu gründen, was dann auch geschah.

Eine andere Sage lautet: es sei mal ein Klosterpropst über den See her gekommen, um ein neues Kloster zu gründen. Wie er nun so nicht wußte, wohin des Landes er gehen sollte und bei sich hin und her dachte, hatte er einmal einen Traum. Es war ihm, als ob er einen schönen, großen Goldhirsch verfolge mit flammenleuchtendem Geweih. Es kam ihm vor, als ob er an einem rauschenden Flusse vorbei, einem einsamen Kirchlein zu, den Hirsch verfolgte, dabei immer und immer wieder die Worte: Donau, Donau, Irrendorf und andere mehr hörte. Der Klosterpropst erwachte, machte sich auf, zog fort



Auf dem zentralen Deckengemälde von Josef Ignaz Wegscheider ist im Mittelschiff der Beuroner Barockkirche die Gründungslegende des Klosters dargestellt: Ein Hirsch weist den Grafen Peregrin auf die Erscheinung der Mutter Gottes und damit auf den Ort für den Bau eines Klosters hin.

und fort und suchte die Gegend, die er im Traume gesehen. Kam in die Gegend von Beuron und erkannte sie alsbald. Ein herrliches Kloster erhob sich, dessen Vorsteher er wurde. Das Gotteshaus war für die Gegend in Kriegs- und Pestzeiten ein wahrer Himmel. (37)

Im Schiff der Kirche des ehemaligen Augustinerchorherrenstifts Beuron (gegründet um 1080) stellte der Riedlinger Barockmaler Josef Ignaz Wegscheider die Gründungslegende dar: Dem Stifter Peregrin (von Hofskirch, in der späteren Überlieferung als Graf bezeichnet) erscheint ein Hirsch mit leuchtendem Geweih und deutet damit den Ort für seine Stiftung an.

Die Herrn von Werenwag

Diese sind in der Gegend von Beuron und Bärental sehr berüchtigt und gefürchtet.

Ein Herr dieses Geschlechtes betrog die Irrendorfer um einen Wald. Nach seinem Tode konnte er deshalb den Himmel nicht gewinnen, mußte vielmehr auf einem Wagen mit feurigen Rädern und feurigen Pferden bespannt an den Felsen entlang fahren, an denen noch heute die Spuren sichtbar sind. Schließlich wurde er in einen Felsen Schwenningen zu gebannt. Derselbe betrog Fronleute um das Gewicht des Brotes und fand auch deshalb nach dem Tode keine Ruhe. Oft hörte man, wie er an der Wage stand und zählte. Gieng man in das Zimmer selbst hinein, so sah man nichts.

Das leichtsinnige Leben führten die Werenwager auch nach ihrem Tode fort. Durch Schwenningen führen sie oft, kerten in den oberen Zimmern der Wirtschaft zum Adler ein, zechten in dem hellerleuchteten Saale, ohne daß der Wirt etwas davon wußte. Für ihre Sünden mußten die Werenwager aber auch büßen. Nach dem Aussterben des Geschlechtes hörte man immer in den Zimmern des Schlosses schreiben, das Geschriebene sanden und die Bücher zuschlagen. Dieses geschieht hauptsächlich in der Allerseelenwoche. (38)

Burg Werenwag ist eine der eindrucksvollsten Burganlagen des Donautales. Die Eigentümer, die Fürsten von Fürstenberg, denen die Burg seit 1830 (wieder) gehört, verbieten jedes Betreten.

Doktor Schropp

Auf Schloß Werenwag lebte in alter Zeit als Leibarzt der Herrschaft Doktor Schropp. Er versah auch das Amt eines Vogtes. Als solcher war er gegen die armen Leute hart und grausam. Den Bauern, die der Herrschaft fronen mußten, gab er nicht



Schloss Werenwag auf einem Felsporn
im oberen Donautal von Westen aus gesehen
(Foto: Roland Nonnenmacher)

einmal genug zu essen. Von den angrenzenden Markungen Irrendorf und Schwenningen brachte er durch Meineid und Betrug Grundstücke an Werenwag. Wegen dieser Missetaten wurde Doktor Schroff im Himmel in einen Felsen im Finstertal, das er auch auf unehrliche Weise von den Irrendorfern erworben hatte, verwandelt, hat aber doch keine Ruhe. Auf einem Schimmel, den er schon bei Lebzeiten ritt, sieht man ihn öfters auf dem Wachtbühl oder bei den Hexenwiesen, auf welchen im Jahre 1632 fünf Weiber, welche der Hexerei überwiesen worden waren, auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurden. Seine Augen funkeln bei Nacht wie Feuer. Manchmal geht er auch zu Fuß und trägt dann seinen Kopf unter dem Arm. (39)

In einer Beschreibung der Kolbinger Höhle von Fritz Schray werden die Sinterformen als Sagengestalten der Umgebung gedeutet. Doktor Schroff ist auch dabei: „Der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt, die bizarren Formen auszudeuten, und das romantische Gemüt ergötzt sich, hier die abgegangenen, sagenumwobenen Burgen und Schlösser der Heimat und die Gestalten der Heimatsagen beisammen zu sehen. Da stehen Altfridingen, die Granegg und der Hexenturm, da erkennen wir den Vogt Schroff von Werenwag, der hier ohne Kopf zu Stein geworden ist, die geheimnisvollen Zauberfrauen am Eingang ins Heiligentäle, die liebenswerten Reichenbacher Fräulein, wie sie Hand in Hand nach Weg und Steg suchen.“

Leibertingen

Der böse Knappe auf Wildenstein

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts saß auf der Burg Wildenstein Ritter Heinrich, ein wilder und jähzorniger Mann. In dessen Diensten befand sich ein heimtückischer Knappe, Wolf genannt. Diesem rannte der Graf einst in der Wut seinen Jagdspeer in die Lenden und verwundete ihn schwer. Ohne seinen Grimm ob der Mißhandlung äußerlich merken zu lassen,

sann der Knecht auf Rache. Einst hatte der Ritter ein großes Jagen veranstaltet, alles war mit ausgezogen, nur Wolf, der immer noch an seiner Wunde litt, war zurückgeblieben. Draußen auf der Fallbrücke standen die beiden Kinder des Grafen und schauten hinab zur rauschenden Donau und freuten sich, wenn sie da und dort den jagenden Schwarm auftauchen und wieder verschwinden sahen. Jetzt schien für Wolf der Augenblick der Rache gekommen; mit starker Hand zog er die Zugbrücke, den einzigen Zugang zur Felsenburg, hoch auf und ließ sie darauf wuchtig niedersausen, so daß die starken Ketten klirrend brachen und die Brücke hinab in die Tiefe stürzte. Ihr nach schleuderte der heimtückische Geselle eines der Kinder. Durch das Geschrei derselben wurde das Gefolge des Ritters aufmerksam auf die Vorgänge auf dem Schlosse. Verzweifelt startete Heinrich hinauf, von oben aber klang das höhnische Lachen des teuflischen Knechtes herunter. Mit dem Rufe: „Das ist meine Rache für deine Mißhandlung!“ warf er auch den zweiten Sohn in die Tiefe. Doch die Strafe folgte ihm auf dem Fuße. Ein Gewitter war angezogen, ein Blitzstrahl schlug in den Turm, donnernd stürzte dieser in sich zusammen und begrub unter seinen Trümmern den Bösewicht. – Am andern Tage aber fand man die beiden Kinder unversehrt im Gebüsch nebeneinander liegen.

Noch ertönt nächtlicherweile manchmal ein sonderbares Geheul von der Höhe ins Tal, und der Geist Wolfs erscheint den Bewohnern des Schlosses, und aus seiner weiten Speerwunde rieselt das Blut. (40)

Oberlehrer Evarist Rebholz erzählt diese schaurige Story in seinem „Sagenkränzlein“ (1924) mit den Stilmitteln des Kitsches: Der Bösewicht ist „heimtückisch“ (das Adjektiv kommt sogar zweimal in dem kurzen Text vor) und lacht selbstverständlich „höhnisch“. Aus einer von Anton Birlinger 1861 publizierten einfachen Raubritter-Sage ist eine detaillierte pseudo-historische Erzählung geworden.

Die Sage vom Hexenturm beim Wildenstein

Auf fast allen Felsen um den Wildenstein herum befinden sich uralte Mauerreste. Solche sind z. B. am Hexenturmfelsen heute noch in einer Höhe von sieben Meter zu sehen. Dieser Turm diente vielleicht in früherer Zeit als Vorwerk und Auslugposten, später als Gefängnis. Einst habe eine hölzerne Brücke über die niederen Felsen hinweg vom Hexenturm zum Burgfelsen geführt. Eines Tages seien mehrere Personen auf dem Hexenturm gewesen, als plötzlich ein Blitzstrahl aus hellem Himmel in die Brücke geschlagen und diese völlig niedergebrannt habe. Den Leuten im Turm hätte man keine Rettung bringen können. Sie seien alle den Hungertod gestorben. Ihre Gerippe bleichen noch oben. Der Hexenturm soll seinen Namen daher haben, daß von den vielen der Hexerei angeklagten Weibern, manche in denselben eingesperrt waren, ehe sie auf den Scheiterhaufen kamen. (41)

Hexentürme gibt es auch in vielen Städten. In der Regel wurde der Name nachträglich den Türmen beigelegt, ohne dass ein Zusammenhang mit den historischen Hexenverfolgungen besteht. Der Hexenturm bei Wildenstein war eine eigenständige hochmittelalterliche Adelsburg.

Gutenstein

Der Hudelmann

Eine halbe Viertelstunde unterhalb Gutensteins bei dem Dietfurter Steigle hat nach einer Volkssage ein verwünschter Geist, „Hudelmann“ genannt, seinen Wohnsitz, der besonders den Fischern, die sich bei Nacht an diese Stelle wagen, sehr lästig werden soll, indem er sich bald in dieser, bald in jener Gestalt auf den Kranz des Nachens niederläßt und die Fische, oft auch

den Fischer selbst verjagt. Eine zweite Stelle, die dieser Geist ebenfalls zum Sitz sich erkoren haben soll, ist zwischen Thiergarten und Unterschmeien bei der sogenannten Eulengrube, einem Erdfall, der der Sage nach bis zur Tiefe der Donau hinabreichen soll. Nahe bei diesem Dietfurter Steigle soll 1825 ein Vater zwei seiner eigenen Kinder ersäuft haben, und mit dem dritten spurlos verschwunden sein. (42)

Der Natur- und Heimatdichter Anton Schlude (1808–1866) aus Hausen im Tal gibt diese Überlieferung in seinem Buch über das Donautal (1858) wieder.

Inzigkofen

Kloster Inzigkofen

In dem unter der Sigmarsburg liegenden Thale hatten sich zwei fromme Bürgerstöchter, Irmgard und Mechtildis, niedergelassen und nebst einigen andern sich ihnen anschließenden frommen Jungfrauen ein kleines Kloster gegründet. Bald ward aber das Haus zu klein und sie beschlossen, sich ein größeres Kloster auf dem Blaufels bauen zu lassen. Schon lag alles zum Bau Nöthige auf der Höhe, da sahen die Bewohner der Sigmarsburg des Nachts Engel, umschimmert vom Glanze vieler Lichtlein, das Material dahin tragen, wo heute noch das Kloster Inzigkofen steht. (43)

Es handelt sich um eine verbreitete „Bauplatzlegende“, mit der die Heiligkeit eines Ortes unterstrichen werden sollte. Inzigkofen wurde in der Mitte des 14. Jahrhunderts als Klausen gestiftet.



An die Teufelsbrücke im Fürstlichen Park zu Inzigkofen
(Foto: Roland Nonnenmacher) knüpft sich die Wandersage
vom betrogenen Teufel:

Fürst Karl erteilte seinem Baumeister den Auftrag, über die Schlucht hinweg eine Brücke zu bauen. Der Baumeister antwortete seinem Herrn: „Die soll von mir aus der Teufel bauen, aber nicht ich!“ Kaum hatte der Baumeister dies gesagt, da stand auch schon der Teufel da und versprach, die Brücke zu bauen unter der Bedingung, dass die Seele jenes Geschöpfes, das als erstes über die fertige Brücke geht, ihm gehöre. Man ging den Handel ein, und als die Brücke fertig war, jagte man einen rüdigen Hund über sie und betrog somit den Teufel.

Dietfurt

Raubgräber in der Burghöhle Dietfurt

Nach dem Zweiten Weltkrieg durchsuchten Unbekannte die Höhle nach einem legendären Schatz. Bei diesem Schatz sollte es sich um ein goldenes Kegelspiel handeln. Dabei hinterließen sie eine große Grube, 1 m breit, 4 m lang und 5 m tief, und zerstörten nebenbei prähistorische Fundschichten. (44)

Entnommen einer Internetseite über Höhlen in Deutschland, zeigt der Text die Gefährdung vor- und frühgeschichtlicher Fundstätten durch traditionelle Schatzsagen-Vorstellungen auf. Man darf davon ausgehen, dass moderne „Schatzsucher“ mit dem Metalldetektor sich gelegentlich auch von Sagenbüchern inspirieren lassen.

Sigmaringen

Das Glöcklein im Rathausturm

Im Thürmchen des Rathhauses zu Sigmaringen hängt ein Glöcklein, welches in grauer Zeit, als die Wege noch durch unsichere Wälder führten und Wanderer oft irre gingen, von einer Gräfin gestiftet worden. Das Glöcklein wurde früher von Zeit zu Zeit während der Nacht geläutet. (45)

Drei weiße Fräulein vertrieben

Aus einem Berge bei Sigmaringen kamen ehemals oft drei weiße Fräulein in die Stadt und kauften bei einem Metzger Fleisch; aber Niemand wußte, wer sie waren oder wie sie hießen. Dabei war es auffallend, daß sie ihre Füße immer sorgfältig zu verbergen suchten. Eines Tages bekamen sie aber dennoch die Leute zu sehen und nahmen wahr, daß sie Gänsefüße hatten. Sowie die weißen Fräulein merkten, daß man ihre Füße gesehen hatte, sind sie weggeblieben. (46)

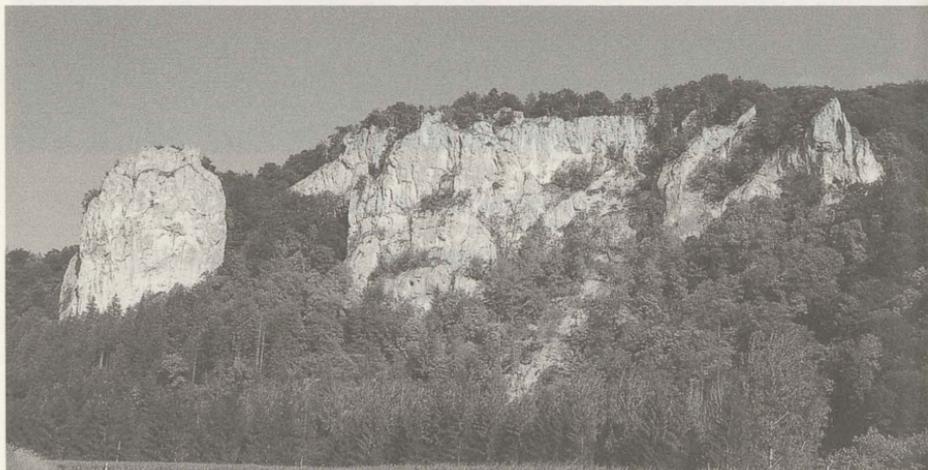
Egelfingen

Hans Hödiö

Hast du's vernommen? „Hödiö!“
Ruft's nächtlich durch die Lüfte,
Heult es herab von Schatzberg's Höh'
Durch Wald und Felsgeklüfte.

Das ist der grause Geisterruf,
Des bösen Ritters Stimme,
Den, Gott zum Hohn, die Hölle schuf
In ihrem ew'gen Grimme.

Das ferne Welschland stieß ihn aus;
Da kam daher der Wilde
Und baute sich ein Felsenhaus
Im tiefsten Waldgefilde.



Felsen beim Kloster Beuron im Donautal

Er nahm dem Bauern Hab' und Gut,
Ließ keinen Wand'rer wallen,
Den er in seinem Uebermuth
Nicht feindlich angefallen.

Als kühner Räuber drang er ein
Im nachbarlichen Lande,
Droht Hornstein, Dietfurt, Wildenstein
Mit seiner Mörderbande.

Und wie er dann zurückgekehrt
In seines Schlosses Mauern,
Hat man sein „Hödiö“ gehört
Im Lande weit mit Schauern.

Da rotteten zusammen sich
Die Ritter in der Runde,
Den Feind zu strafen fürchterlich
In starkvereintem Bunde.

Und als dann ringsum ihre Schaar
Die Raubburg eingeschlossen,
Hat Hödiö, frech wie er war,
Nur Hohn auf sie ergossen.

Die Ritterschaft beginnt den Sturm;
Bald steht das Schloß in Flammen,
Gemäuer stürzt, Thor und Thurm
In grauser Gluth zusammen.

Und in der Veste tiefem Grund,
Verschüttet und erschlagen,

Liegt Hödiö mit seinem Bund
Seit jenen Schreckenstagen.

Der Sage nach doch ruht er nicht,
Nachts muß er sich erheben,
Muß unstät, wie ein irrend Licht
Um Schatzbergs Mauern schweben.

Erschrecklich tönt sein „Hödiö!“
Im Wehen nächt'ger Lüfte,
Von buschumkränzter Bergeshöh'
Durch Wald und Felsgeklüfte. (47)

Ludwig Egler ist der Verfasser dieser Raubritter-Ballade, die sich an die Ruinen der Burg Schatzberg oder Schatzburg bei Egelfingen knüpft. Seit 1998 nennt sich nach Hans Hödiö eine Untergruppe der Narrenzunft Bingen. Die Hitzkofer sollen früher Steine auf sein Grab – sie sahen es in einem Hügel unterhalb des Schlosses – geworfen haben.

Seit jemand beim Hinabwerfen eines Steins mit den Worten: „Da Hödiö, hast's Weihwasser!“ sich ein wundes Knie gefallen, habe niemand mehr den Mut gehabt, einen Stein aufs Grab zu werfen.

Rund um Balingen

Balingen

Ursprung der Stadt

Von dem Ursprung der Stadt erzählen lügenhafte Geschichtschreiber ein Märchen, das jedoch auf einer alten Volkssage zu beruhen scheint. Es habe nämlich hier ums Jahr 1049 ein Müller an dem Wasser Eyach gewohnt. Die Mühle habe einem Edelmann auf dem benachbarten Hirschberge gehört. Als dieser den Müller durch ungebührliche Forderungen ungeduldig gemacht, sey er von ihm überfallen und seine Burg geschleift worden. Von ihren Steinen habe der Müller eine Stadt erbaut, und das Werk sey ihm so *bald gelungen*, daß die Stadt davon den Namen (Baldg'lingen, Bahlingen) erhalten. Nun habe sich der Müller mit samt seiner Stadt unter die Schutzherrschaft der Grafen von Zollern begeben. (48)

Die von Gustav Schwab 1823 referierte Überlieferung liest sich in Martin Zeillers Text zu Merians „Topographiae Sueviae“ (1643) so:

In einer geschriebenen Chronick stehet / von dem Ursprung dieser Statt / daß eine Mühle an dem Ort / da Balingen gebawet / an dem Wasser Deya gestanden / in welcher die Dörffer Endingen / Roßwangen / Weyla an der Lochen / Entzingen / Hesselwangen / Streyscha / Zollhausen / wegen Mangel Wassers / haben mahlen müssen / wie es dann noch jetzt in der

Mülen / an besagtem Wasser / geschihet. Diese Mühlen habe einem Edelmann auff dem Hürschberg / nicht weit von Balingen / gehört / der mehr / als sich gebührete / vom Müller haben wolte: Daher solcher seinen Junckern überfallen / das Schloß gestürmet / vnd ihme alles auff dem Hürschberg verbrandt / und sich an die Herrschafft Schalckburg / und Hohenzollern begeben: Und ward also dieser Ort folgendts auß einem Weylar ein Stättlein / unnd solches mit Mauren vmbgeben.

Die Hand aus dem Grab

Auf dem Balingen Kirchhofe ist schon dreimal ein und derselbe Leichnam eines Mannes unverwest wieder ausgegraben worden. Er streckte drei Finger in die Höhe wie beim Schwören. Diese drei Finger waren schwarz und hatten lange Nägel. Man hat schon versucht, die Hand in eine andere Lage zu bringen und hat deshalb den Leichnam umgekehrt; allein er dreht sich immer wieder herum und hebt die drei Finger in die Höhe. Vor einigen Jahren hat man ihn zum dritten Male begraben und zwar in einem Winkel, wo ihn weder Sonne noch Mond bescheinen kann. Uebrigens spricht man nicht gern von dieser Geschichte. (49)

Dass bei Meineidigen die Schwurfinger aus dem Grab wachsen, ist eine verbreitete Überlieferung.

Der Brenneßelmann

Auf dem Hirschberge bei Balingen, da wo früher das alte Schloß gestanden, wächst an einer bestimmten Stelle alljährlich ein Brenneßelmann mit ausgestreckten Armen und Beinen. Man hat die Neßeln schon mehrmals ausgerottet; allein es wachsen dann jedesmal neue und bilden immer dieselbe Figur. Was an jener Stelle geschehen sein mag, weiß Niemand mehr anzugeben. (50)

Geislingen

Das Erdmännle und die Hebamme

In einem Walde bei Geislingen, nicht weit von Balingen, gab es ehemals viele „Erdmännle“ und „Erdeweible“. Das waren ganz kleine Leute, die thaten alle Arbeit für die Menschen, kehrten das Haus, fütterten das Vieh und backten das Brod.

Einstmals kam ein solches „Erdmännle“ nach Geislingen zu einer Hebamme und bat dieselbe, daß sie doch mit ihm gehen und seiner Frau, die eben niederkommen wollte, helfen möchte. Die Hebamme aber fürchtete sich, weil es Nacht war, und begehrte, daß auch ihr Mann mitgehe. Das Erdmännle hatte nichts dagegen und gieng alsbald mit einer Laterne voran und zeigte der Hebamme und ihrem Manne den Weg in den Wald. Nach einer Weile kamen sie vor eine Moosthür, die that sich auf und sie traten in einen unterirdischen Gang. Darauf kamen sie zu einer hölzernen Thür und giengen durch dieselbe hindurch. Endlich kamen sie noch an eine dritte Thür, die war von glänzendem Metall, und darauf gieng es eine Treppe hinunter, tief in die Erde hinein, und dann traten sie in ein prächtiges, großes Zimmer, woselbst das Erdweible in einem Bette lag und sogleich von der Hebamme entbunden wurde. Da bedankte sich das Erdmännle recht schön und sagte: „Unser Eßen und Trinken schmeckt euch doch nicht, deshalb will ich dir hier etwas andres mitgeben.“ Und bei diesen Worten gab es der Hebamme eine ganze Schürze voll schwarzer Kohlen; die nahm sie zwar hin, dachte aber, wenn du nur erst draußen bist, so wirfst du sie wieder fort; denn sie fürchtete sich, das Erdmännle zu beleidigen, sonst hätte sie ihm die Kohlen sogleich wieder vor die Füße geschüttet. Alsdann nahm das Erdmännle seine Laterne und leuchtete die Hebamme wieder heim. Unterwegs aber langte die Hebamme heimlich in ihre Schürze und warf eine Kohle nach der andern heraus, und das

gieng so fort bis dicht vor Geislingen. Da sagte das Erdmännle, welches wohl bemerkt hatte, was die Frau that:

„Wie minder ihr zettelt,
Wie mehr ihr hättet.“

Und dann kehrte es um, bedankte sich nochmals und gieng in den Wald zurück.

Jetzt wollte die Hebamme die übrigen Kohlen, die sie noch hatte, auf die Erde schütten; allein ihr Mann sprach zu ihr: „dem Erdmännle scheint es Ernst zu sein mit seinem Geschenke; deshalb solltest du die Kohlen behalten.“ Da nahm sie den Rest mit nach Haus. Wie sie daheim nun aber ihre Schürze auf den Herd ausschüttete, da waren statt der Kohlen lauter blinkende Goldstücke darin, so daß die Leute mit einem Male sehr reich wurden und sich ein Gut kauften. Die Frau suchte nun auch noch sehr emsig nach den Kohlen, die sie verzettelt hatte, konnte aber keine mehr finden. (51)

Engstlatt

Feldmesser mit Stangen, aber ohne Köpfe

Den Felduntergängern gönnt das Volk selten Ruhe, sowie denen, die bei Lebzeiten Marksteine verrückt haben. Die Sagen sehen sich alle ziemlich gleich, weshalb als Beispiel nur die von den Felduntergängern zwischen Engstlatt und Balingen gegeben werden soll, wie sie von Augenzeugen heute noch bestätigt wird. Auf einer Fahrt mit Obstwägen von Tübingen her sahen drei Fuhrleute vom Schafhaus herüber ein Licht im Zickzack sich bewegen (dieses Licht wird und will von vielen gesehen sein). Es kam nahe an die Landstraße etwa 20 Schritt und blieb in der Nähe eines offenen Grabens, (der bei Tag nicht gesehen wurde), stehen über 4 Männern mit gelben Lederhosen und Lederbündeln an denselben: sie waren ohne Köpfe,

hatten Meßstangen in den Händen und schlugen weidlich auf einander los. Einer der Fuhrleute versicherte, er habe diesen eine ganze Viertelstunde zugesehen. Dann hob sich das Licht, die 4 Männer mit sammt dem Graben verschwanden und das Licht hob sich etwa 100 Schuh weit weg, blieb dann wieder stehen, und unter ihm erschien am Wege ein zottiger schwarzer Hund mit 1 ½ Fuß langer Nase. Auch er verschwand mit dem Licht. Auf dem Binsenbol und anderen Orten geht dieselbe Sage. (52)

So die Oberamtsbeschreibung Balingen von 1880, die eine ganze Reihe eigenständiger Sagenberichte enthält. Andere württembergische Oberamtsbeschreibungen beschränken sich meistens auf Hinweise auf die Sammlungen von Ernst Meier (1852) und Anton Birlinger (1861, 1874) oder fassen die Sagen knapp zusammen.

Erzingen

Pfitzergeist im Pfarrgarten

Im Pfarrgarten in Erzingen wandelt der Pfitzergeist; er wird gesehen als Pfarrer im Ornat mit der Liturgie in der Hand, und wird von ihm gehört ein klägliches Weinen – im Volksmund pfitzen –. Er beklagt den Tod eines Kindes, das auf unrechtmäßige Weise in die Welt und aus der Welt gekommen ist, und harrt auf Erlösung.

Wie bekannt, finden sich Geister in vielen Pfarrhäusern. Im Pfarrhaus in Frommern sind schon etliche Mägde durchgegangen aus Furcht vor dem Pfarrhausgeist. Im Pfarrhaus in Margrethausen, einem Theil eines früheren Klosters, poltert oft gewaltig, wie wenn Holzschuhe durcheinander geworfen würden. (53)

Onstmettingen

Das Linkenboldslöchlein

Das Linkenboldslöchlein, eine Höhle nahe bei Onstmettingen, deren Eingang 3 Fuß im Durchmesser, und ungefähr 30' tief senkrecht hinunterläuft; sich dann in 2 Kammern spaltet, von denen die linke ungefähr 800', die rechte 80 Fuße fortläuft, besuchte ich in der Vakanz. Von Onstmettingen giengen mehrere Knaben mit mir, die mir folgende Sage von dieser Höhle erzählten:

In dieser Höhle wohnte der Linkenbold, der bald als ein großes, bald als kleines Männlein sich bisweilen zeige, und jeder, der diese Höhle besuche sei in Gefahr darin umzukommen. Dieser Linkenbold sei auch der Anführer von's Muthis Heer, (wüthendes Heer) und treibe dann sein Wesen in der Umgegend, indem er mit dem wüthenden Heer das Schmiechatthal, besonders zur Christzeit, bisweilen hinunter durch die Luft fahre. Ich konnte auch wirklich keinen von den Knaben bewegen mir in die Höhle zu folgen und überhaupt scheut sich in der Umgegend Jedermann vor dieser Höhle, deßwegen sie auch so unbekannt ist. Meinten ja doch die Knaben, als ich wohlbehalten wieder an das Tageslicht kam ich müsse ein Hexenmeister sein, oder gar mit dem Teufel einen Bund haben, weil mir nichts geschehen sei. Ich fand darin nichts Außerordentliches, als hinten gewahrte ich ein Kölbchen mit Oel gefüllt. (54)

Der 1832 geborene Nürtinger Seminarist Christian Gottlieb Grotz hat es sich 1850 bei seiner Aufgabe, heimatliche Sagen aufzuzeichnen, leicht gemacht. Sein Text entspricht ganz den Ausführungen von Gustav Schwabs „Neckarseite“ (1823). Dort ist auch die Rede davon, dass man bei einem früheren Besuch eine mit Öl gefüllte Arzneiflasche in der Höhle zurückgelassen habe. Es muss also entschieden bezweifelt werden, dass Grotz selbst in der durch ihre vielfältigen Sinterformen reizvollen Linkenboldshöhle gewesen ist.

Tailfingen

Geist dängelt

Bei Thailfingen ist die Katzwang, ein Wald, worin ein Geist beharrlich dängelt. Mal riefen ihm zwei Bauern, die eben vom Markte heimgingen: machs recht! machs recht! Da dängelte der Geist dergestalten drauf los, daß der ganze Wald erzitterte. (55)

Dängeln ist das Schärfen von Sensen und Sichel. Solche „Dengle-Geister“ gebe es auf fast allen Markungen des Bezirks, wusste die Oberamtsbeschreibung Balingen.

Das geheimnisvolle Licht

Einmal glaubte man, hinter des Haseljakoben Haus ein Licht zu sehen. Man vermutete etwas Übernatürliches. Doch ging man der Sache auf den Grund: Es waren Holzmöckel mit „Scheinholder“ (leuchtendes Holz). (56)

Eine „Anti-Sage“, die eine natürliche Erklärung für vermeintlich Übernatürliches anbietet.

Ebingen

Das Höfleweible

Eine Krämersfrau starb einst in Ebingen. Da sie nun begraben wurde, habe sie in demselben Hause zum Dachladen herausgeschaut und gelacht. In demselben Hause habe sie nun ihr Unwesen getrieben, bis ein fahrender Schuler (Beschwörer) gekommen sei, der sie gefragt habe, warum sie schweben müsse. Hierauf habe sie geantwortet: Maas, Gewicht, Elle. Der Beschwörer habe nun das Haus von dem Geiste befreit, indem er ihn in den Wald „Höfle“ genannt gebannt habe. Dort lockt

der Geist nun bis jetzt die Leute unter allerhand Gestalten in das Dickicht des Waldes, bis sie sich verirren, und dann nicht mehr wissen, wie sie aus dem großen Wald kommen sollen. In der ganzen Umgegend ist die Frau unter dem Volke mit dem Namen „Höflesweible“ bekannt. (57)

So der Seminarist Grotz (1850). Eine völlig andere Geschichte vom Höflesweible erzählte drei Jahre früher ein Schüler Schotts aus Reutlingen. Ihm zufolge war das Höflesweible eine im Dreißigjährigen Krieg beim Erdbeersammeln unschuldig ermordete Frau.

Der Schuhmacherfelsen

In Ebingen sollte einmal ein Schuhmacher hingerichtet werden. Wie er den Vogt um Gnade bat, da wollte ihm dieser das Leben schenken, wenn er es fertig bringe, auf einem spitzen Felsen sitzend ein Paar Stiefel zu sohlen, ohne daß ihm ein einziger Nagel oder etwas von seinem Handwerkszeug hinunterfalle. Ehe er hinaufgeführt wurde, mußte er sich bis aufs Hemd ausziehen, damit er ja keinen Nagel verbergen konnte. Auch wurde er von Posten mit langen Spießern bewacht; die hatten den Auftrag, den Schuhmacher sofort vom Felsen zu stoßen, wenn ihm etwas herunterfalle. Als das Paar Schuhe fertig gesohlt war, zählte man die übrigen Nägel und siehe – es fehlte keiner. Da wurde dem Schuhmacher das Leben geschenkt, man setzte ihm einen Reisigkranz auf und führte ihn in die Stadt zurück. Und zum Andenken an die Geschichte nennt man den Felsen den Schuhmacherfelsen bis auf den heutigen Tag. (58)

Burgfelden

Sage von zwei Brüdern

Vor langen Zeiten standen auf dem Schalksberg und dem Hirschberg schöne Burgen, wie auf dem Zollern. Die drei Berge und die Burgen gehörten drei Brüdern. Das Schloß auf dem Hirschberg war das schönste, und der Bruder, der dort



Württembergischer Hirschgulden,
1623 in Stuttgart geprägt

hauste, war der reichste; dem gehörte auch Bahlingen. Der fiel in eine tödliche Krankheit, und weil seinen Brüdern das schöne Erbe mehr am Herzen lag, als der kranke Bruder, so konnten sie nicht warten, bis er verschieden war. Ja als es hieß, er sey gestorben, verbargen sie ihr Vergnügen nicht, sondern thaten Freudenschüsse von ihren Burgen herab. Die hörte der



Ritt unter einer Zollernburg, Holzstich zur „Hirschguldensage“
von Wilhelm Hauff, 19. Jahrhundert. – Romantisch idealisiert
galoppiert eine Reitergruppe zu einer Burg mit spitzen Türmen
und Zinnen am Rande einer Schlucht mit Wasserfall.

Todtkranke, vernahm ihre Ursache, und fiel vor Aerger in einen Schweiß, der ihn vom Tod errettete. Als er aber genesen war, da beschloß er, den ungetreuen Brüdern das schöne Erbe nicht zu gönnen, sondern er verkaufte seinen Berg samt Haus und Hof und der Stadt Bahlingen, auf den Fall seines Todes, an Württemberg um einen elenden Hirschgulden (?). So lebte er noch lange Zeit fröhlich und getrost auf seinem Berge, die Brüder aber ritten ihm zu Hofe und thaten ihm freundlich; denn er war der älteste, und hatte kein Weib und keine Kinder; so hofften sie ihn dennoch zu beerben. Als er denn endlich gestorben war, und sie auf die Burg kamen, mit Worten wehklagten und im Herzen fröhlich waren, da kamen des Grafen von Württemberg Abgesandte, brachten den Hirschgulden zum Kaufschilling, und zeigten die Urkunde vor, mit des Ritters Siegel und Unterschrift. So erfuhren sie den Kauf, fluchten und tobten, aber vergebens. Der Berg gehörte Württemberg, und sie mußten abziehen, Am andern Tage kam der von Zollern zu dem auf die Schalksburg und sprach: ich hab schlecht geschlafen, Bruder! ich auch, sagte der andere, es ist mir in den Magen gefahren. Laß uns den Hirschgulden vertrinken, sprach der Zoller. So wirds uns besser werden, wenn das Erbe draußen ist. So gingen sie nach Bahlingen und zechten im Wirthshaus. Als nun die Zeit kam, da sie zahlen sollten, und den Hirschgulden hinwarfen, da schüttelte der Wirth den Kopf und sprach: sie sind abgeschätzt; heut früh hats ein Bote von Stuttgart gebracht, in des Grafen Namen, meinen neuen Herrn. So zogen sie ab, und sprachen nichts miteinander; und hatten anstatt des Erbes einen Gulden Schulden. (59)

Die berühmte Hirschgulden-Sage wurde Gustav Schwab „ziemlich verworren“ von seinem Wirt in Dürrwangen erzählt. Dieser datierte sie in seine Jugend und machte den „Karl Herzog“ zum Haupthelden. Eigenartig ist die Erwähnung des Hirschguldens, einer nur 1622/23 geprägten Münze der Kipper- und Wipperzeit. Am 3. November

1403 war die Herrschaft Schalksburg für 28 000 Gulden von Graf Friedrich V., genannt Mülli, aus der Linie Zollern-Schalksburg an Württemberg verkauft worden. In der seit dem 16. Jahrhundert greifbaren Traditionsbildung ist aus dieser stattlichen Summe ein geringer Betrag geworden, und der Verkauf wird als Trotzreaktion aufgrund eines Verwandtenstreits erklärt.

Wilhelm Hauff hat im dritten Band seines Märchenalmanachs, 1828 posthum erschienen, die Fassung Schwabs zu einer Erzählung „Die Sage vom Hirschgulden“ erweitert. Dadurch ist die Geschichte gemein populär geworden, wie auch ein Wikipedia-Artikel belegt.

Sage von der Schalksburg

„Einst giengen junge Leute auf die Schalksburg lustwandeln, die sahen da zwei schöne Jungfrauen, die sich auf den Trümmern der Burg ergiengen. Weil sie nun meinten, daß es lebendige Menschen wären, so scheuten sie sich nicht, mit Fragen an sie zu gehen, und zu erkunden, wer sie denn wären, und wie so schöne Fräulein in die wilde Einöde kämen. Da antworteten jene: wir sind nicht mehr am Leben, wie ihr glaubet; wir sind gebannte Geister und geschworene Jungfrauen; zur Strafe für unsre Sünden müssen wir die Schätze hüten, die in den Gewölben der Burg verborgen liegen, bis einer kommt und uns erlöst. Wollt ihr uns erlösen, so thut also: drunten am Fuße der Burg, mitten im Tannenwald, findet ihr einen Ahornbaum, er ist der einzige im Walde, den hauet um und schneidet ihn zu Brettern und machet eine Kinderwiege daraus. Dann nehmet ein unschuldiges Kindlein und leget es drein. So werden wir erlöst werden. Als sie dieses gesprochen, verschwanden sie in dem Gestrüpp. Die jungen Leute aber kam ein Schauer an, und sie giengen hinab in ihr Dorf. Doch suchten sie und fanden den Ahorn; thaten in Allem, wie ihnen die Jungfrauen gesagt. Und als es geschehen war des Abends, da sah man aus der hohen Schalksburg eine Helle sich erheben, wie vom Schein eines

Feuers, und alsbald flogen die erlösten Jungfrauen herrlich von Gestalt und mit feurigen Leibern gen Himmel.“

Diese Sage hat noch neuerdings Leute vom Dorfe Lautlingen verführt, Schätze in den Gewölben zu suchen. Mehrere Männer ließen sich an Seilen in die unterirdischen Löcher hinab. Einer davon verirrte, und schrie, daß man ihn herauf lassen sollte; die droben aber zogen am falschen Seil, und so ward er nur immer tiefer hinunter gelassen. Endlich gerettet, sagte er aus, daß er eine große Kiste drunten habe stehen sehen, und dabei einen feurigen Hund, als Wächter der Schätze. (60)

Gustav Schwab hörte die eher untypische Erlösungs-Sage mündlich „vom Wirthe zu Lautlingen“.

Das Pfaffenbrännle

Am Böllat findet sich das Pfaffenbrännlein, welches seinen Namen erhielt, weil die Träger den Sarg eines Pfarrers auf dem Weg von Zillhausen zu dem Kirchhof nach Burgfelden in dieses Brännlein haben fallen lassen. (61)

Lautlingen

Die feindlichen Brüder

Nach der verwirrten Erzählung eines Führers hätte zwischen Margarethenhausen, Laufen und Burgfelden noch ein Schloß, „das alte Schloß“ gestanden [...]. Auf dem alten Schloß und dem Gräblesberg seyen zwei feindselige Brüder gesessen, die einander nichts Gutes gönnten, sich verderbt, und einer den andern mit Pfeilen erschossen haben (eine Sage, die unzähligemahl wiederkehrt, wo zwei Burgen einander gegenüber stehen). (62)

Gesperster auf dem Tierberg

Auf diesem Thierberg hausen übrigens Gespenster. Jetzt sind sie aber alle erlöst, setzte mein munterer Wirth in Lautlingen hinzu: „Pfarrer Demeter hat alle erlöst – durch ein Büchle über Hexen- und Gespenstergeschichten.“ (63)

Der aufgeklärt gesinnte Ignaz Anton Demeter (1773–1842), der spätere Freiburger Erzbischof, war von 1802 bis 1809 Pfarrer in Lautlingen. In dieser Zeit entstand sein 1804 bei Herder in Freiburg erschienenes Buch „Hexen- und Gespenstergeschichten“. Daraus stammt das Zitat: „An Hexen und Gespenster glaubt kein gescheiter Mann, nur in verrückten Köpfen trifft man noch so was an“. Diese und die vorige Sage sind Schwabs Albführer entnommen.

Laufen an der Eyach

Das Schlossweible

Bei Laufen, im oberamt Balingen, nicht weit von dem hof Wannenthal liegt die ruine eines schlosses, in der hielt sich ein geist auf, das ‚Schloßweible‘, das sich allemal in der zeit nach pfingsten einen ganzen monat lang nachts von 12 bis 3 uhr hören ließ. sie pfiß alsdann auf einer pfeife die schönsten tänze. – den vorübergehenden zeigte sie sich oftmals in weißer gestalt und lief hinter ihnen her, wobei es zu zeiten geschah, daß sie glänzende kronenthaler ihnen nachwarf. die ließen aber in der luft einen so langen, strahlenden schweif zurück, wie wenn eine sternschnuppe vom himmel fällt. indes ist dieß schon lange nicht mehr vorgekommen. (64)

Das Erdmännle zu Laufen

In der Mühle zu Laufen, im Lautlinger Thale, hat sich früher ein Erdmännle aufgehalten und dem Müller bei seiner Arbeit geholfen. Er durfte Abends nur die Kornsäcke bereit stellen und dann sich schlafen legen, so fand er am andern Morgen das Korn aufs feinste gemahlen. Weil das Erdmännle aber beständig ganz zerlumpte Kleider an hatte, ließ ihm der Müller einst ein neues „Häs“ machen. Das nahm es zwar, sagte aber: jetzt sei es ausgezahlt und kam nicht wieder. (65)

In der Erzählforschung spricht man vom „Ausgelohnt-Motiv“: Die Zwerge fühlen sich ausgezahlt und kehren nicht wieder.

Hossingen

Kübelehans

In Hossingen, dessen Bewohnern längst nahe geht, daß die Lautlinger Markung ihrem Ort so nahe liegt, geht die Sage vom Kübelehans. Vor alter Zeit lief ein Lautlinger Namens Kübel auf Hossingen zu, und die Hossinger liefen Lautlingen zu, und wo sie sich trafen, sollte die Grenze sein. Der schlaue Kübel aber hatte sich vertragswidrig zu bald auf den Weg gemacht und kam bis nahe an das Dorf Hossingen. Vorher hatte er Lautlinger Erde in seine Schuhe und einen Löffel unter seinen Hut gethan und beschwor nun, er stehe auf Lautlinger Boden, so wahr ein Schöpfer über ihm sei. Die Hossinger verloren dadurch viele Aecker und waren sehr erbost. Der Kübel erhängte sich nachher und ward in einem Faß begraben ganz nahe der Hossinger Markung. Aber Ruhe hat er nicht, denn in der Adventszeit ist er dabei, wenn die Leute beim Vorübergehen des Nachts sehen, daß Geister mit feurigen Prügeln auf einander schlagen. (66)

Wie auf der Internetseite der Narrenzunft Kübele-Hannes in Lautlingen nachzulesen ist, gab es tatsächlich einen Lautlinger genannt „Kübell-Hannsele“, der 1716 nach seinem Selbstmord – er erhängte sich, wie auch in der Sage angegeben – auf Befehl der Herrschaft (von Stauffenberg) in ungeweihter Erde abseits vom Ort bestattet wurde. Die Eideslist mit dem Löffel ist vor allem in Europa weit verbreitet. Sie erscheint in der Enzyklopädie des Märchens unter dem Stichwort „Eid auf eigenem Grund und Boden“. In der Region wird sie auch von einem Streit der Nendinger und der Wurmlinger erzählt. Dort ist es ein Conzenbergischer Herrschaftsvogt, der die Nendinger um einen Wald bringt und dafür „umgehen“ muss.

Meßstetten

Was lebt noch an Aberglauben und Sagen unter dem Volk?

Wie die alten Sitten und Gebräuche, ja noch in viel höherem Maße sind Sage und Aberglaube in unserer Gemeinde im Aussterben begriffen, wir finden beide schon auf dem Totenbette. Aber sie wollen, sie können noch nicht sterben; ihr Leben ist zäh. Fragen wir freilich einen alten Meßstetter gerade darüber, was an Aberglauben und Sagen noch vorhanden sei, dann zuckt er die Achseln und ein verlegenes Lächeln gleitet über seine Lippen. Warum das? Einerseits will es bedeuten, daß der Besagte davon nicht viel wisse, andererseits aber, daß man solche Dinge heutzutage doch nicht mehr glaube und er sich nicht getraue, etwas darüber auszusagen, ohne ausgelacht zu werden. Jedoch mit solchem Bescheide sind wir nicht zufrieden; wir dringen tiefer in unsern Alten und siehe da – zu unserer größten Freude erfahren wir in kurzer Zeit eine ganze Reihe alter Sagen und bald merken wir auch, daß der Aberglaube noch nicht ganz tot ist.

Wenn wir hören, daß in dem Wiesenthal, genannt „vor Breitenbach“, auf einem Markstein bei Nacht ein Hase und auf

einer Brücke im „Meßstetter Thal“ eine schwarze Katze sitze; wenn der Gefragte uns sagt, man sehe öfters feurige Drachen in der Luft und uns mitteilt, daß es vor zwei Jahren beinahe zu einer Gerichtsverhandlung gekommen wäre, weil eine alte Frau als Hexe bezichtigt worden sei, so sind das doch gewiss Zeichen eines noch vorhandenen Aberglaubens. Aber wir erfahren noch mehr.

Wenn uns morgens zuerst eine alte Frau grüßt, oder wenn vor uns ein Hase oder eine schwarze Katze über den Weg springt, so sind das Vorboten von Unglück. Ist das Vieh im Stalle los oder sind den Pferden Zöpfe geflochten, so sind böse Geister im Stalle. Wenn in der Christnacht um 12 Uhr die Tenne kehrt, der ersieht am anderen Morgen aus den heruntergefallenen Getreidekörnern, daß die Getreideart, von der am meisten unten liegt, im kommenden Jahre am besten gerät. Fällt aber eine tote Maus herunter, dann stirbt im Hause jemand. Wenn der Herd „singt“, dann giebt es Streit im Hause. Ein natürlich durchlöcherter Stein, an die Scheune gebunden, schützt vor dem Blitz.

Sehr interessant ist auch ein Mittel zur Vertreibung von Warzen. Der mit denselben Belastete macht an eine Schnur soviel Knöpfe, als er Warzen besitzt. Findet nun eine Beerdigung statt, so muß er in der Nacht vorher auf den Friedhof gehen und die Schnur rücklings in das offene Grab werfen und folgendes Verslein dazu sagen:

„Warz, Warz, weich
s'kommt a schwarza Leich!
Warz, Warz, nimm a,
Wie der Leib em Grab !

Das sind Reste des einst so reichlich vorhandenen Aberglau-

bens, wo an manchen Abenden in den „Spinnstuben“ die schauerlichen „Geistergeschichten“ erzählt und als ‚gewiß‘ wahr von den Zuhörern aufgenommen wurden. Wenn heute auch nur spöttisch über diese Dinge gelacht wird, so ist doch gewiß, daß in hiesiger Gemeinde noch Häuser und Familien sind, in welchen der Aberglaube noch eine feste Wohnstätte hat.

Aber auch an Sagen ist noch ein Vorrat vorhanden.

Auf hiesiger Markung sei eine große Kiste voll Geld vergraben. Zwei Männer machten sich daran, den Schatz zu suchen und zu heben. Als sie auf die Kiste stießen, saß zu ihrem großen Schrecken eine feurige Katze darauf und ein Mann ohne Kopf kam zu ihnen. Sie ergriffen jetzt in ihrer Angst die Flucht. Einer der beiden Schatzgräber ist unlängst gestorben und hat die Geschichte immer für „gewiß wahr“ erzählt.

Von verborgenen Schätzen wird überhaupt viel erzählt.

Im 30jährigen Kriege sei bei den „Kriegäckern“ eine große Schlacht geschlagen worden; daher ihr Name. Merkwürdig ist folgende Sage: Die hiesigen Einwohner und die Leute der Umgegend stammen von den Schweden ab.

Auch wird erzählt: beim sogenannten „langen Stein“ liege ein römischer Kaiser begraben. Dies steht gewiß im Zusammenhang damit, daß Professor Fraas vor einigen Jahren nahe beim langen Stein eine alte Römerstraße hat aufdecken lassen. Der Stein ist ungefähr 1 m hoch und steht sehr fest; man nimmt an, daß er als Wegzeiger gedient habe.

Bei den „Dreibahnmarken“ (3 Markungen, ja 3 Reiche: Baden,

Hohenzollern und Württemberg stoßen hier in einem Punkte zusammen) liege ein Offizier begraben in einer goldenen Bahre.

Die große Schwenninger Glocke (Schwenningen ist eine badi-sche Nachbargemeinde) sei von den Schwenningern „gestohlen“ worden. Die Meßstetter haben dieselbe im 30jährigen Kriege nahe bei der Schwenninger Grenze in die Erde gegraben und die Schwenninger haben den Ort entdeckt und die Glocke gestohlen.

Links von der Straße Meßstetten – Hossingen sei früher eine große Stadt mit Namen Wangen; daher habe der dortige Wald den Namen „Wangenwäldle“. (Bei Ausgrabungen, die auch Prof. Fraas leitete, fand man im „Wangenwäldle“ verschiedene Hügelgräber mit Urnen.) Im Meßstetter Thal (nach Lautlingen) ist eine Höhle, „Schmugglerhöhle“ genannt. Hier sollen Handelsleute ihre Waren verborgen haben, um sie bei Nacht über die Grenze zu schaffen (Baden – Württemberg).

Es sei früher einmal eine große Viehseuche hier ausgebrochen. Das Vieh habe man massenweise in eine Erdsenkung, deren es hier viele giebt, geworfen und mit Steinen zugedeckt.

Nicht weit vom Dorfe sei eine Kapelle gestanden, worauf der Name „Käppellesweag“ hinweist.

Ein großer Teil des Dorfes sei abgebrannt. Man schließt das aus dem bei Neubauten gefundenen Brandschutt, in welchem Knochen von Tieren sich befinden.

Auch ein altes Wahrzeichen können wir rechts dem „Käppelweag“ finden. Es ist ein grob behauenes Steinkreuz mit der

Inscription: HIEP, 1783. Es wird erzählt, ein Viehhirte soll von einem Stier getötet worden sein.

Das ist der Sagenkranz, der sich um unsere Gemeinde und unsere Markung flicht. Wenn diese Sagen auch nicht so reich ausgeschmückt sind mit anziehenden Bildern, wie manche Sagen romantischer Thäler, wenn es nur kleine, einfache Geschichten sind, so lassen sie doch einen Blick thun in die Vergangenheit Meßstettens, denn die meisten haben einen wahren Kern. Freilich das wirklich Geisterhafte und Unglaubliche, wie es sonst in Sagen sich findet, ist fast ganz verschwunden. Aber sie haben auch ihren Reiz und entsprechen ganz dem Charakter unserer einfachen, schmucklosen Hochebene der Haart und den darauf wohnenden einfachen, realdenkenden Menschen. (67)

Lehrgehilfe Keppler gab sich in seinem zweiteiligen Konferenzaufsatz aus dem Jahr 1901 viel Mühe mit den volkstümlichen Überlieferungen.

Aus Hohenzollern

Hohenzollern

Das weiße Fräulein von Zollern

Wem ist vom weißen Fräulein nicht schon geworden kund
So manche Wundersage, wie es im Waldesgrund
Um Hohenzollern waltet, wie's hoch im Schlosse viel
Zu alter Zeit getrieben sein geisterhaftes Spiel?

Ja, da ist's oft erschienen in wallendem Gewand
Mit einem Schlüsselbunde, hellklirrend in der Hand.
Bald traf man es gar heiter, bald ernst und trauernd an;
Doch hat es keinem Menschen, jemals ein Leid gethan.

Es war ein Jägerbursche, ein Jüngling muthig gar,
Der oft im Zollerwalde und auf dem Schlosse war.
Einst stieg er auf zum Felsen, als schon erbleicht der Tag
Und über'm Burggemäuer der Flor der Dämm'ung lag.

Und sieh', als er gekommen zum alten off'nen Thor,
Tritt plötzlich draus ein Fräulein in weißem Kleid hervor.
Noch nie hat er's gesehen; ihr Schlüsselbund erklingt,
Er sieht's wie sie ihm freundlich ihr doch zu folgen winkt.

Und steht voll Schreck und Staunen; doch ist gefaßt er bald,

Folgt der Geheimnißvollen hinab zum dunkeln Wald.
 Und zu einem Felsen, – da pocht sie dreimal an,
 Worauf sich eine Pforte von selber aufgethan.

Jetzt faßt ihn neuer Schrecken – er will zurücke geh'n,
 Da sieht er ihre Blicke, wie sie so schmerzlich fleh'n,
 Und er betritt die Felskluft, die glänzt in reicher Pracht.
 So, daß von ihrem Schimmer erleuchtet ist die Nacht.

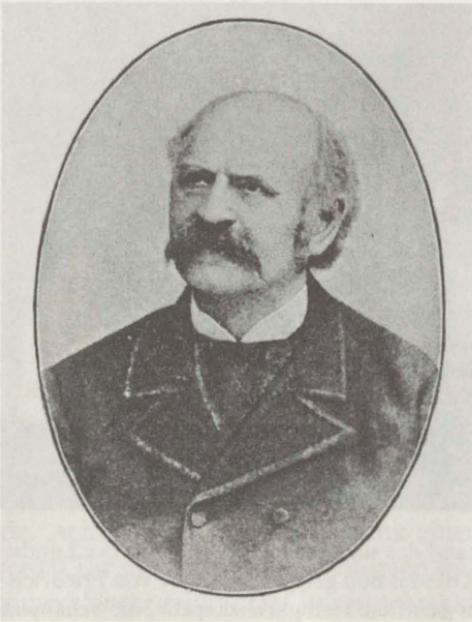
Noch manche Pforte schließet geheimnisvoll sie auf;
 Er kommt in eine Halle und findet da zu Hauf
 In Kisten auch geborgen und reichlich ausgestreut
 Die allerschönsten Schätze, die nur die Erde beut.

Das Fräulein winkt zu nehmen. Schon wagt er sich daran,
 Da starren ihn zwei Augen, wie höllisch Feuer an:
 Es ist ein schwarzer Pudel, der sich vom Lager hebt
 Mit schrecklichem Geheule, daß rings der Fels erhebt.

Da graut ihm vor den Schätzen; die Angst treibt ihn zur Flucht,
 Noch hört er tiefe Seufzer wohl aus der Felsenschlucht,
 Doch halten sie ihn nimmer, er eilt so rasch er kann,
 Nicht ruhend, bis er wieder die freie Flur gewann.

Die Wunderbare ließ sich nach dem noch oftmals seh'n;
 Doch Niemand hat es wieder gewagt mit ihr zu geh'n.
 Ist aber Jemand lüstern nach jener Schätze Pracht –
 Noch ruh'n sie ungehoben im Grund der Waldesnacht. (68)

Der Autor des Gedichtes, Ludwig Egler (1828–1898), war Kaufmann und rühriger Kommunalpolitiker in Hechingen, wo sein Andenken bis heute nicht erloschen ist. Neben vielen anderen Schriften veröffentlichte er 1861 und in überarbeiteter und ergänzter Form 1894 eine Sagensammlung der Hohenzollernschen Lande.



Ludwig Egler

Hechingen

Der höllische Schuss

Nach der Burg [Hohenzollern] führt zunächst die Balinger Landstrasse, von welcher über die Wiesen ein Fussweg, und ausserhalb des Brühlhofes die eigentliche Burgstrasse abzweigt. Bei guter Witterung wählt sich indessen der rüstige Bergsteiger den kürzeren und schattigen Waldweg, vorbei an der Gottesackerkapelle zum hl. Kreuz. Der Freund der Sage wird diese Kapelle nicht unbesucht lassen. Im Innern derselben findet er



Am Rand des städtischen Friedhofs an der Landstraße zum Ortsteil Boll gelegen: die 1403 von Friedrich von Zollern gestiftete Heiligkreuzkapelle, die Schauplatz der Sage vom „Höllischen Schuss“ war.

zwei Votivbilder mit erklärendem Text, von welchem die Sage etwas abweicht. Diese erzählt: Einst war ein Graf auf Zollern, der glänzenden Hof hielt, und grosse Festlichkeiten liebte. Einmal lud er viele Gäste, ritterliche Herren, zu einem Schützenfeste ein, welches auf der Zollerburg gehalten werden, und wobei der Siegedank des Burgherrn wegen ihrer Schönheit weit hin bekannte jungfräuliche Tochter ertheilen sollte. Der Graf hatte aber einen Junker, der zu dem minniglichen Burgfräulein glühende Liebe im Herzen trug, und aus ihrer Hand den Siegespreis zu erhalten war sein einziges Sinnen und Trachten. Aber wie sollte ihm dies möglich werden, da er kein sehr guter Schütze war? Zur Uebung war die Zeit zu kurz, und ein anderes Mittel mochte es nicht leicht geben. Am Vorabende des

Festes, da schon viele Gäste auf der Burg eingezogen waren, liess es ihm aber keine Ruhe, und er stieg herab in's Thal, ging in Gedanken vertieft dem Wald entlang, da, plötzlich fühlte er sich angehalten, er sah sich um und – ein seltsam gestalteter und wunderlich gekleideter Mann redete ihn an: „Was fehlt Euch? Ihr seht gar so traurig aus. Weiss schon, Ihr möchtet Morgen beim Schützenfeste glücklicher Sieger sein!“ „Ja, das wünschte ich“ entgegnete der Jüngling, „aber wie dieses angehen, dass es mir auch wirklich gelingt?“ „O! da kann ich schon rathen, wenn der Herr Junker nur Muth hat, und das Mittel, das ich ihm sage, nicht scheut.“ „Heraus damit,“ rief hastig der Jüngling, „um jeden Preis, wenn es mir nur Glück bringt, ich will es wissen!“ Da sprach der geheimnissvolle Mann: „Seht Ihr dort unten am Kreuzwege die grosse Linde“ – „mit dem Christusbilde“ fiel der Jüngling ein, „Ja!“ versetzte schauernd der Fremde, „schiesset Ihr auf das Bild mit einem Pfeile dreimal, so werdet Ihr mit diesem Pfeile Morgen unfehlbar jedes Ziel treffen und Sieger sein.“ „Das ist ein schreckliches Opfer,“ klagte bestürzt der Jüngling, „wer sollte so Gottloses vollbringen können?“ „Thut, was Ihr wollt, erwiederte kalt der höllische Mann, „so, und nicht anders, werdet Ihr das Gewünschte erlangen;“ und er verschwand mit diesen Worten im Gebüsch. Der Junker, kaum noch voller Hoffnung, versank wieder in grosse Traurigkeit, und schlug den Rückweg zur Burg ein. Unterwegs überlegte er noch einmal was ihm der Fremde gesagt. Es kämpfte der böse und der gute Geist in ihm. Endlich wurde der böse Geist Sieger und der unglückliche Junker nahm sich vor, dem Rathe des Fremden zu folgen. In kurzer Zeit stieg er wieder zu Thal, mit Pfeil und Bogen gerüstet. Er stand vor der Linde, und wollte schon mit dem Geschosse auf das hl. Bild anlegen, als ihm ein altes Männlein erschien, das ihn ermahnte, so frevelhaftes nicht zu vollbringen. Der Junker hörte nicht darauf, und spannte den Bogen. Da warnte

das Männlein zum zweitenmal. Umsonst! der Junker liess sich nicht abhalten und der gute Geist, nachdem er zum drittenmal gewarnt, entfernte sich weheklagend. Nun schoss der Junker dreimal auf das Crucifix, das letztmal traf er die Seitenwunde, und – es floss Blut daraus. Der Frevler zitterte, und wollte den Pfeil der Brust des Bildes entnehmen, allein, er konnte nicht von der Stelle, die Erde fesselte ihn. So verblieb er in Todesangst bis zum andern Morgen, wo er von der Burg aus bemerkt wurde. man sah nach, und erkannte seine Frevelthat. Da liess ihm der Graf sofort das Haupt abschlagen. Noch steht die Linde, vom Alter gehöhlt, und erinnert an die schauerliche Sage. Die Kapelle wurde vom Grafen Friedrich, genannt Ostertag, von Zollern erbaut, und von seinem Sohn, dem bekannten Oettinger, vielfach mit Stiftungen bedacht. (69)

Die Geschichte vom höllischen Schuss, die dem Freischütz-Stoff angehört, ist diejenige Sage Hohenzollerns, die am meisten Bearbeitungen erfahren hat. Als man beim Wiederaufbau der Burg Hohenzollern für die Motive der Gemälde in der 1864 fertig gestellten Bibliothek Sagen aus Hohenzollern auswählte, hat man selbstverständlich „Die Strafe des Frevlers am heiligen Kreuze bei Stetten“ berücksichtigt. Eine erste Version begegnet schon im berüchtigten „Hexenhammer“ aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Später erzählte Froben Christoph von Zimmern (gestorben 1566) die Geschichte in seiner Zimnerischen Chronik.

Im 19. Jahrhundert wurde dem Stoff eine romantische Liebesgeschichte aufgepfropft. Kurz vor Ludwig Eglers Hechinger Führer (1863), aus dem der hier wiedergegebene Text stammt, hatte der Thiergartener Volksschullehrer Jakob Barth (1825–1895) in seiner „Hohenzollernsche Chronik oder Geschichte und Sage der hohenzollernschen Lande“ eine erzählerische Bearbeitung vorgelegt. Die Liebesromanze erzählt, wie ein Edelknappe Wilhelm von Hohenberg von einem unheimlichen Mann in einem roten Mantel dazu verleitet wird, auf ein Kruzifix in der Nähe von Stetten drei Schüsse abzugeben. Er weigert sich zunächst. Dann könne er aber zusehen, gibt ihm der Rotmantel zu verstehen, wie sein Nebenbuhler um die

Liebe der lieblich blühenden Berta von Zollern im für den folgenden Tag angesetzten Wettkampf siegen werde, „wie der glückliche Bräutigam eure angebetete Bertha zum Altare führt, könnt dabei sehen, wie er vor Aller Augen den feurigen Kuß auf ihre Rosenlippen drückt, ungescheut seine Arme um ihren reizenden Leib schlingt und die Gewonnene triumphirend sein treueigenes Weib nennt“. Kurz: Wilhelm schießt, ohne sich von den eindringlichen Warnungen eines Zwerg abhalten zu lassen und wird vom Tode ergriffen, doch ein Beichtvater des nahe gelegenen Klosters Gnadental kann gerade noch seine ewige Seligkeit retten. Egler hat offenkundig diese Fassung auf den „Sageton“ zurechtgestutzt. Erfunden hat Barth diese Liebesgeschichte nicht. Dieses Verdienst dürfte Wilhelm Binder zukommen, der in seinen „Alemannischen Volkssagen“ (1843) eine Erzählung „Der höllische Schuß“ mit der gleichen Personenkonstellation veröffentlicht hatte.

Wer der Sage vor Ort nachspüren möchte, sollte nicht nur die Friedhofskapelle zum Heiligen Kreuz aufsuchen, sondern auch das Hohenzollerische Landesmuseum in Hechingen, wo nicht nur der (inzwischen leere) Bildstock aus Holz zu sehen ist, in dem sich das beschossene Kruzifix befunden haben soll, sondern auch zwei Gemälde des 18. Jahrhunderts, auf denen die Überlieferung bildlich dargestellt ist.

Das Mühlethier

Noch vor 40 Jahren sprach man in Hechingen viel vom „Mühlethier“, das in der uralten Stadtmühle (vor einigen Jahren abgebrannt) und um dieselbe sein Westen trieb. Es zeigte sich an zur mitternächtigen Stunde durch ein unheimliches Gebrülle und erschien in verschiedenen Gestalten. Einstmals, so wurde erzählt, setzten sich zwei Bauern, während ihre Frucht in der Mühle gemahlen wurde, zur Nachtzeit, als eben der Mond hell schien, auf einen am Eingang der Mühle liegenden größeren Block und plauderten gemüthlich und rauchten ihre Pfeife. Plötzlich bewegte sich der Block unter ihnen; er verschwand und die Bauern fielen auf die Erde. Sie glaubten noch

ein höhnisches Gelächter zu hören und gingen erschreckt in die Mühle hinein. Aengstliche Leute und Kinder wollten zur Nachtzeit wegen des Mühlethiers den Weg um die Mühle nur ungern mehr machen. Daß das Mühlethier den Leuten einmal etwas Böses zugefügt habe, wurde nie gehört. (70)

*Die Geistermesse in der Kapelle
zu Nieder-Hechingen*

Bei Nieder-Hechingen stand ehemals eine dem h. Martinus geweihte Kapelle am Ufer der Starzel, umgeben von einem kleinen Friedhofe. So wie die Mitternachtstunde schlug, sah der vorübergehende Wanderer durch die erhellten Fenster einen Priester am Hochaltar die Messe lesen und ringsherum im Chore eine Menge kleiner Lichter, mit dem Schlage Eins verschwand der Priester und die Lichter zogen aus dem Kirchlein auf den Friedhof und verschwanden hier an den Leichensteinen. (71)

Niederhechingen war eine später eingegangene Siedlung zwischen Starzel und Martinsberg. Die Martinskirche wurde am Anfang des 19. Jahrhunderts abgetragen.

Schlatt

Kirche muss an ihrem alten Platz bleiben

Die katholische Kirche, dem hl. Dionysius geweiht, einem Patron, der bei dem Alter des Ortes auf fränkische Gründung hinweist, liegt in sehr hübscher Lage oberhalb des Ortes. Es geht die Sage von ihr, sie habe an dieser Stelle schon viele Jahrhunderte als Wallfahrtskapelle, Maria im finstern Walde genannt, gestanden und die Steine, welche man zu einem Neubau unten im Orte verwenden wollte, seien in der Nacht wieder an den



Eine Postkarte aus der Zeit um 1900 mit einer Darstellung der Gründungssage von Marizell zeigt das seltene Bildmotiv der Übertragung einer Kirche an einen anderen Ort.

alten Platz zurückgebracht worden, also eine Wiederholung der vielen Wandelkirchen-Sagen. (72)

Als Wandelkirchen bezeichnete der Schweizer Sagenforscher Ernst Ludwig Rochholz Kirchen, die in der Sage durch himmlische Zeichen an den rechten Platz versetzt werden. Solche Überlieferungen sind in Hohenzollern mehrfach belegt. Am bekanntesten ist die Gründungslegende der Wallfahrtskirche Mariazell (im Hechinger Ortsteil Boll). Sie wurde in der Bibliothek des Schlosses Hohenzollern bildlich dargestellt (1864).

Einst beschlossen die Bewohner des im Thale liegenden Dörfchens das Kirchlein abzutragen und es unten in der Ebene zur bessern Bequemlichkeit der Gläubigen aufzubauen. Gesagt, gethan, man trug es ab und schaffte alle seine Mauersteine hinab ins Thal. Siehe da sah in derselben Nacht ein Hirte, welcher bei seiner im Freien gebliebenen Heerde wachte, wie ein Chor von Engeln vom Himmel herabstieg und sämtliche Bausteine wieder hinauf auf die Höhe des Berges schaffte und als der Morgen anbrach stand das den Tag zuvor abgebrochene Kirchlein wieder so fest da wie zuvor und sendete die Klänge seiner Glocke hinab ins Thal.

Stetten

Die Gründung des Klosters Stetten

Im sogenannten Gnadenthal steht noch heute das frühere Nonnenkloster Stetten, welches aber gegenwärtig eingegangen ist. Die Gründung desselben knüpft sich an folgende Sage. Zur Zeit des letzten Hohenstaufen, Conradins von Schwaben, lebte auf dem Hohenzollern ein Graf von Zollern, ein wilder und kriegerischer Mann, der weithin in den Schwabengauen ob seiner Grausamkeit gefürchtet war. Endlich aber zähmte ihn die Liebe. Einst war er auf dem Schlosse des Grafen von

Dillingen zu Gaste, da sah er die schöne Tochter desselben. Sehen und Lieben war eins und schon seiner Stellung im Leben wegen erhielt er keinen Korb. Die fromme Gattin führte ihren Mann auf andere Wege und bestimmte ihn auch nach Rom zu ziehen und den heiligen Vater um Vergebung seiner Sünden zu bitten. Dieser legte ihm als Buße auf, täglich aus einem Todtenschädel als Becher zu trinken und stets auf seiner Tafel eine Schlange herumkriechen zu lassen, oder aber ein Kloster zu erbauen. Er wählte das Letztere. In der Nähe des Hohenzollern stand im Thale eine Kapelle zu Ehren St. Johannis erbaut und daneben eine Linde, in deren Stamm ein Bild der Gnademutter eingefügt war, dorthin gingen beide Gatten oft um zu beten. In demselben Thale, aber etwas entfernt davon, wollten sie das Kloster erbauen, schon hatte man an dem erwähnten Platz viel Baumaterial zusammengeschafft, siehe da lag eines Morgens Alles weg davon neben der Kapelle. Der Graf hielt dies für ein Zeichen des Herrn und baute nun das Kloster neben dem Kirchlein, das ist das Kloster Stetten gewesen, in welches die Gräfin später selbst als Nonne eintrat und wo sie am Chore vor dem Hochaltar begraben liegt. (73)

Das um 1260 gegründete Kloster Stetten sollte als Hauskloster und Grablege der Zollerngrafen dienen.

Bisingen

Es ist eine Kachel zu viel im Ofen

Zwischen Bisingen und Streichen hörte ein Mann aus einem Hause, das er sonst nie gesehen, eine herrliche Musik. Er ging in das Haus, da hörte er einen Mann sagen: „Es ist eine Kachel zu viel im Ofen.“ Darauf ging er wieder hinaus und befand sich auf der Engstlatte Brücke. Er wurde vom wilden Heer verfolgt. (74)

Salmendingen

Gustel vom Heusteig und Krodel von Wangen

Im Volksmunde leben noch folgende Sagen: Ein Rentbeamter soll der Gemeinde Salmendingen für seine Herrschaft im Distrikt Heusteig ungefähr 30 Morgen Wald weggenommen haben und dafür mit einem scharlachrothen Rock belohnt worden sein. – Ein Bürger soll im Wirtshaus zum Kreuz zum Fenster hinaus gerufen haben: „Juhe Güatle!“ zur Strafe dafür habe er seinen Garten abtreten müssen. – „Die Gustel vom Heusteig“ und „die Krodel von Wangen“ sollen in den Lüften umher gefahren sein und Manchen irre geführt haben. Die Gustel, welche die Tochter eines Grafen von Thalheim gewesen sein soll, erschien als Jäger und die Krodel zeigte sich als Schloßfräulein vom Farrenberge. Bei Lebzeiten soll erstere mit einem kleinen Mädchen in den Wald unter der Heusteig auf die Jagd gegangen sein. Bei der Begegnung mit anderen Leuten habe das Mädchen gefragt: „Sind das auch Menschen wie wir?“ Darauf habe die Gustel geantwortet: „Nein, das sind nur unsere Fußschemmel.“ Für diese Rede mußte die Gustel als Geist unter der Heusteig im Walde umgehen. – Im alten Schlosse (Ruine) soll eine Truhe voll Gold liegen; wegen eines auf der Truhe sitzenden schwarzen Hundes soll der Schatz nicht gehoben werden können. Ebendasselbst werden zuweilen zwei weißgekleidete Fräulein gesehen. An der Markungsgrenze auf dem sog. Roufbergle sah man in der Adventszeit öfters ein Gespenst, welches vorübergehenden Leuten in der Höhe schwebend gerufen: „Heh, kommt zu uns!“ Es sei das Gespenst auch schon vorbeigezogen in der Gestalt eines Erbsenbüschels, der einen Geruch gegeben wie brennender Schwefel. Das Muotesheer zieht auch über das Heufeld und die Hexen hatten ihre Zusammenkünfte „am breiten Heck.“

Neufra

Neufraer Sagen

In dem Hause eines Juden zu Neufra ligt auf der Dachbühne hinter dem Kamin ein Rosskopf, nimmt man diesen herauß, so kann kein Mensch mer in dem Hause wonen. Schon verschiedene Mal wurde es versucht, allein es „rumpelte“ so lange im ganzen Hanse, biß der Rosskopf wider an seiner alten Stelle war.

In einem anderen Hause desselben Dorfes ließ sich eine Zeitlang furchtbares Gepolter hören. Als ein frommer Geistlicher aus dem Unterland das Haus benedicierte, fur eine weiße Kaze aus demselben herauß, zwischen zwei Häuser durch und verschwand unter einem Schweinestall. Man glaubt allgemein, daß ein Geistlicher in das Haus gebannt war und dadurch erlöst ward.

Das Muotesheer hört man öfters bei Neufra im Müllersteich in der Nähe der beiden Burgen Bubenhofen und Lichtenstein.

In Neufra war Pfarrer Reiser, ein alter, erwürdiger Geistlicher, der durch seine Benediktionen [Segenssprüche] einen großen Ruf genoß. Eine Frau war verhext, so daß sie stets Hare, Bänder, Werg u. a. eßen muste. Sie kam nach Neufra, wonte im Rössle, gab nach der Benediktion alles Gegeßene von sich und war für immer kuriert.

In Winterlingen ward ein Mann seiner Frau untreu, und das Kebsweib [Nebenbuhlerin] tat der Armen noch obendrein Böses an, so daß sie nicht mer leben konnte und wollte. Doch der genannte Pfarrer half ir. Aus Dank dafür brachte sie in den Pfarrhof einen Korb mit Eier, die meine Berichterstatterin selbst gesehen.

So lange Reiser in Neufra lebte, hat es daselbst nie gehagelt. Eines Tages gieng er nach Hettingen auf Besuch und sah von da aus die schwarzen Gewitterwolken über sein Heimatdörflein heraufziehen. Doch konnte er nicht mer nach Hause kommen, um zu benedicieren, und so hagelte es fürchterlich.

Dasselbe geschah eines Tages, als er im Wirtshaus zum Rad bei einer Hochzeit war und beim Herannahen des Gewitters nicht sofort nach Hause gieng. Kurze Zeit darauf war es schon zu spät, das Gewitter entlud sich in vorher nie gesehener Weise. (76)

Gammertingen

Der Obervogt von Gammertingen

Der Obervogt von Gammertingen glaubte, daß er an einem Gammertinger Markt nicht sterben könne. Das Schicksal wollte, daß er etliche Tage vorher das Zeitliche segnete. Als man in an dem Markttag beerdigen wollte, rief er oben aus dem Haus herauf: „So meinen Leib habt ir, aber mich nicht.“ Allein er wurde durch einen Pater von Mariaberg in eine Flasche gebannt und diese in einen Felsen zwischen Neufra und Bronnen eingeschlossen. Jezt get er da um, pfeift den Leuten und führt sie irre. (77)

Mariaberg

Die beiden Edelknaben auf Mariaberg

Auf dem Felsen, wo jetzt das Kloster Mariaberg an der Lauerchert steht, war einst eine Burg. Dort wohnten zwei Edelknaben, die Söhne des Burgherrn. Diese gingen eines Tages an den Fluß hinunter, um zu baden. Nach dem Bad waren sie müde

und legten sich deshalb in einer Feime [Heuschober], die in der Nähe des Schlosses stand, ins Heu zum Schlafen, gerieten während des Schlafens immer tiefer ins Heu hinein und erstickten. Die Eltern waren in Sorge um ihre Kinder und suchten den ganzen Fluß nach ihnen ab, fanden sie aber nicht. Endlich, als man im Winter darauf das Heu in der Feime brauchte, fand man die toten Knaben. Zu ihrem Gedächtnis stifteten die Eltern das Kloster an der Stelle, an der sie gestorben waren. (78)

Diese Gründungsüberlieferung erscheint bereits im sogenannten lateinischen Stiftungsbrief des Klosters Marienberg, den Graf Hugo von Montfort angeblich 1265 ausgestellt haben soll, der aber eine Fälschung wohl des 16. Jahrhunderts ist. In ihm führt der Graf die Stiftung des Klosters auf ein Gelübde zurück, ein Kloster zu stiften, wenn seine vermissten Söhne tot oder lebendig wieder gefunden würden. Zu dem Heuschober merkt das Wirtembergische Urkundenbuch an:

Die etwas südlich von Marienberg unterhalb von Altenburg an der Lauchert gelegene Kapelle soll nach der Volkssage an der Stelle eines Heuschuppens errichtet worden sein.

Trochtelfingen

Der Stein auf dem Erbbegräbnis der Werdenberger

Etliche nacht darvor hat man vil gerümpels zu Sigmaringen im schloß gehört und ist ganz ungeheur gewesen, das auch die wächter die gespenst zum thail gesehen. Es hat sich gleichwol der graf bei einem viertel eins jars darvor seins absterbens besorgt, dann es hat zu Trochtelfingen ein großen gehawen stein ob der herrschaft grebnus, wie man in das gewelb hinab get, und ist von vil jaren here ein gemaine sag gewest, wann derselbig stein, der doch sonst mit einem kalch oder katt wurt vergossen, anfahe lotter werden und wacken, so seie es unfel-

lig, es sterbe etwar von der herrschaft und das man den stein bald erheben müeß etc. Das beschahe grafe Christoffen auch, dann er war ainsmals und noch bei gueter gesundhait etliche monat zuvor zu Trochtelfingen, und wiewol im die gemain sag dieses grabsteins halben bewist und derhalben all sein tag gehüetet hett, sovil müglich, uf den stain zu dretten, so kont er sich doch uf dißmal so wol nit fürsehen, er drat darauf, das der stain hell und haiter under ime anfieng zu wacken. Er name ime ein große fantasei hievon, die ine auch nit betrog, dann er starb in wenig monaten dahin. (79)

Froben Christoph von Zimmern berichtet in seiner Chronik vom Tod des letzten Grafen von Werdenberg, Christoph, im Jahr 1534. In adeligen Kreisen glaubte man nicht selten an vergleichbare Todesvorzeichen.

Frevel bestraft

A(nno) 1605. In Trochtelfingen auf der Alb hieß ein häretischer und gotteslästerischer Schnitter die seligste Jungfrau eine „Wäscherin“ und sich am nämlichen Tage noch gleich darauf wurde er vom Blitze erschlagen. (80)

Der Zwiefalter Mönch Arsenius Sulger (1641–1691) berichtete dieses anti-protestantische Warn-Exempel.

Harthausen auf der Scher

Der Geisterfürst

Im „Hofer Teich“, zwischen Harthausen und Neufra, soll Nachts zur Geisterstunde ein ehemaliger Fürst von Hechingen, der ein leidenschaftlicher Jäger war, und dessen Jagdrevier bis Harthausen reichte, geisterhaft in einem mit 4 Rappen bespannten Wagen umherfahren. Manchmal sollen Wagen und Pferde feurig erscheinen. (81)

Hermentingen

Durbeles Häusle

Auf dem rechten Ufer der Lauchert unterhalb Hermentingen erhebt sich ein hoher Fels, der Rammsteiner Felsen genannt. Oben in diesem Felsen ist eine ziemlich geräumige Höhle, welche Durbeleshäusle heißt. In dieser Höhle wohnte einst ein altes Weible Namens Durbele. Dieses kam jeden Abend in ein Haus nach Hermentingen herab und spann, sprach aber nie ein Wort, so daß die Leute es für stumm hielten. Einmal reif ein junger Mann im Scherz zum Fenster herein: „Durbele, dein Häusle brennt!“ Da stand das Weible sogleich auf und ging mit den Worten: „O meine armen Kinder!“ dem Felsen zu und kam nie wieder.

Nach einer anderen Sage soll der Name der Höhle nicht von einem Weible Namens Durbele, sondern von dem hl. Urban herrühren, der sich längere Zeit dort aufgehalten und das Evangelium verkündet habe. Später soll der hl. Gallus auf seinen Bekehrungsreisen durch das Lauchertthal gewandert und längere Zeit Bewohner dieser Höhle gewesen sein. Eine starke Quelle in der Nähe heißt der Gallenbrunnen, wo der Heilige sein Trinkwasser geholt habe. Die Kirche in Hermentingen ist dem hl. Gallus geweiht. (82)

Inneringen

Das Totentalweible

Das Totentalweible ist ein Geist, der bei Inneringen im Walde Schönbuch umget. Als Knaben eines Tages sich Holz schnitten, um Pfeifen daraus zu machen, erschien ein kleines Weiblein, hüpfte und tanzte vor inen herum, worauf die Buben alles ligen ließen und davon liefen.

Der Großvater meines Gewährsmannes war ein Wagner und gieng mit einem Freunde bei Nacht und Nebel hinauß in die Nähe des Totental, um Holz zu holen. Wie sie am Fällen der Bäume waren, kam ein Reh, nahte sich inen zutraulich, nam Brot aus iren Händen und entfernte sich wider. Kaum war es weg, fieng es an zu donnern und zu wettern, daß man glaubte, die alten Jurafelsen des ganzen Tales wollten übereinander fallen. Schnell machten sich die beiden aus dem Staube. (83)

Hochberg

Der Baderannenbaum

Am Wege von Hochberg nach Veringendorf stand vor einigen Jahrzehnten noch der Baderannenbaum, unter welchem die Hexe Baderann, wenn sie von Veringenstadt nach Hochberg ging, um den Getreidefeldern zu schaden, jedesmal ausruhte. Wenn dann während ihrer Ruhezeit unter dem Baume die kleine Glocke auf dem Kapellenthürmchen zu Hochberg geläutet wurde, war der Hexe Gewalt dahin und sie konnte Ort und Oesch [Flur] keinen Schaden thun. Sie trat den Rückweg an mit den Worten: Der Kapellenhund hat wieder gebellt! (84)

Am 8. Juni 1680 wurde in Veringenstadt Anna Kramerin genannt Baderann als angebliche Hexe hingerichtet (gnadenhalber enthauptet, anschließend verbrannt). An sie erinnert inzwischen ein Denkmal, eine 1994 aufgestellte Bronzeplastik. Mit ihr wird das in Veringenstadt aufbewahrte „Hexenhemd“, ein Schandkleid, in Verbindung gebracht.



Veringenstadter Hexenhemd. - Der Erhalt dieses Hemdes, das wohl bei dem Verhör getragen wurde, ist darauf zurückzuführen, dass Anna Kramerin ,nur' enthauptet wurde. Wäre sie, wie es üblich war, verbrannt worden, wäre auch ihr Hemd mit verbrannt.

Das Wüetend heer der kleinen Dieb.



Die Darstellung des Wütenden Heers stammt aus einem Basler Druck von 1569. Wenige Jahre früher erzählte Froben Christoph von Zimmern in seiner Chronik vom Durchzug des Wütenden Heers durch Veringenstadt im Jahr 1550 (Bd. 4, S. 123):

„In derselben nacht, als das wüetend here zu Veringen passiert, do ist nachts umb die zwelf uren ungefärllich ain wächter uf der gasen gangen, mit namen Hanns Dröschler, der hat die stund wellen ufrüefen. In dem ist das geschell angangen und vom alten schloß herab kommen. Da hat etwar uf dem mark daselbsten ine angeschrienen: ‚Mano! mano!‘ Der guet wächter hat im gefürcht und wol gemerkt, das es nit recht zungang, hat nit gleich kommen oder antwurten wellen. Der ander hat das schreien und rüefen so lang getriben, das doch der wächter letstlich zu im gangen. Do hat er ain forchtsammen man, beclaidet wie ein kriegsman, gefunden; dem ist das haupt in zwai thail biß an hals gespalten gewesen, das der ein tail uf der achslen gelegen, und hat der wund man oder das gespenst den wächter gebetten, er soll im den kopf wider zusamen binden, damit er dem andern haufen gefolgen mege.“

Der Nachwächter weigerte sich zunächst, verband dann aber doch dem von Veringenstadt gebürtigen Kriegsmann den Kopf. Allerdings war er daraufhin ganze 16 Wochen bettlägrig. „Das ist also gewisslichen beschehen, und lebt der wächter noch heutigs tags zu Veringen“, schließt der Chronist seinen bemerkenswerten Bericht.

Im Sagenreich der Pfullinger Urschel

Pfullingen

Andres Märchen

Wiederum erzählt die Sage, der Ursulenberg sey nur des Tages ein Berg, des Nachts aber eine Höhle, in der ein weiblicher Geist bei unendlichen Schätzen auf Erlösung harre. Einst habe ein Bürger von Pfullingen sich zu diesem Versuche entschlossen, und sey in der Nacht nach der Höhle gegangen. Dort erschien ihm der Geist in Gestalt einer Nonne, und lud ihn ein, mit ihm drei Nächte hintereinander zu speisen, ohne sich zu fürchten, und ohne einen Laut von sich zu geben. Dann werde der Geist erlöst seyn, der Mann aber den ungeheuren Schatz erheben. Die erste Nacht erschien der Geist in seiner gewöhnlichen Gestalt als Nonne; der Bürger schmauste ohne Furcht und Rede bei ihm. In der zweiten Nacht erschien aber statt der Nonne eine gräßliche Schlange vor dem wohlbesetzten Tisch, bäumte sich schwellend, und leckte zischend von dem Speisen. Der Mann überwand sein Grausen, und unterdrückte den Schrei des Entsetzens, der über seine Lippe wollte; des Morgens kehrte er zur Stadt und in sein Haus zurück. Als aber die dritte Nacht heran kam, die das Abentheuer enden sollte, da fand man ihn todt auf seinem Lager: der Schrecken der zweiten hatte ihn umgebracht. (85)

Niemand weiss, warum ausgerechnet Pfullingen, am Fuß der Alb gelegen, den reichsten Sagenbestand Schwabens aufweist. Am frühesten greifbar ist die Geschichte von der gescheiterten Erlösung der alten Urschel in diesem Text, der Gustav Schwabs Albführer 1823 entnommen ist. 1828 gab Pfarrer Friedrich Meyer Sagen in seiner handschriftlichen Pfarrbeschreibung wieder. Ernst Meier eröffnete mit 14 Pfullinger Sagen seine 1852 gedruckte Sammlung schwäbischer Sagen. Nicht weniger als zwölf Texte schrieben Schüler des Stuttgarter Gymnasiallehrers Albert Schott 1845/1847 auf. Einige sind hier erstmals ediert.

Der schwäbische Literat Hermann Kurz (1813–1873) arbeitete die Erlösungsgeschichte vom Urschelberg in seinen historischen Roman „Schiller's Heimatjahre“ (Stuttgart 1843) ein und hat dadurch wohl spätere Sagenversionen beeinflusst. Dank der gedruckten Fassungen kam es zu einem Austausch zwischen lebendiger mündlicher Überlieferung und schriftlicher Fixierung. Die Sagen kursierten in Pfullingen in unterschiedlichen Versionen. Der Heimatbuchautor Wilhelm Kinkelin beobachtete, dass „in bestimmten Familien die Sagen in einer bestimmten besonderen Weise erzählt werden. Mein Vater wußte alles so wie meine Mutter dem Inhalt nach genau, und doch immer wieder ein bißchen anders“.

Ernst Meier deutete die alte Urschel mythologisch, und über seine Sammlung ging sie in die internationale volkskundliche Literatur ein. In Pfullingen ist sie bis heute populär. Auf dem Pfullinger Marktbrunnen aus den 1950er Jahren ist sie mit anderen Sagengestalten dargestellt. 1999 gründete sich ein Narrenverein „Die Uschlaberg-hexa“.

Der Ursulaberg

In Pfullingen lebte vor vielen Jahren ein armer Tagelöhner, der in der schweren Zeit außer Stand gesetzt war, sich, sein Weib und sein Kind zu ernähren, so daß sie oft bitteren Hunger leiden mußten. In einer Nacht, als seine Lieben schon lange neben ihm schliefen, wachte er noch kummervoll und dachte daran, wie er sein trauriges Loos ändern könnte. Aber nirgend zeigte sich ihm ein Ausweg, und er war der Verzweiflung



Der Pfullinger Marktbrunnen mit Figuren aus den Pfullinger Sagen auf dem Brunnentrog.

nahe. Von Sorgen erschöpft und halb betäubt, schlief er ein. Im Traume aber sah er den Ursulaberg vor sich, sah wie ein enger Spalt an demselben immer weiter wurde, und endlich als weites Gewölbe vor seinen Augen stand, die von dem angehäuften Golde und den Edelsteinen, von den reichen Schmucksachen, welche die Wände zierten, ganz geblendet waren. Unruhig erwachte er und theilte seinem Weibe den Vorsatz mit, in der nächsten Nacht den Berg zu besuchen, vielleicht, daß das Glück ihm mit einem Male günstig sei. Umsonst bat ihn sein Weib, das Vertrauen auf Gott nicht fahren zu lassen, wie dieser am besten wisse, was dem Menschen nütze.

In der kommenden Nacht ging der Arme hin, fand den Spalt, der sich auch öffnete, wie die nahe Thurmuhur anzeigte, daß es Mitternacht sei. Wie er es im Traume gesehen, so stand das Gewölbe vor seinen Blicken, nur daß sich in demselben noch eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit befand, die ihn zu einer reichbesetzten Tafel führte, und ihn köstlich bewirthete. Als das Mahl geendet war, ergriff sie eine Laute und sang Lieder voller Liebesklage und Liebesehnsucht, ohne daß sie den Armen verführen wollte, der treu an seinem Weibe hing, und endlich die Jungfrau bat, daß sie ihm erlauben möge, etwas von den herrlichen Speisen nach Hause nehmen zu dürfen. Die Jungfrau aber füllte alle seine Taschen, so viel sie nur fassen konnten, mit Gold und Edelsteinen, worauf sie ihn an den Ausgang des Gewölbes führte. Die Morgensonne war eben im Aufgehen, und der Arme glaubte geträumt zu haben, als er umsah und keine Spur einer Oeffnung in dem Berge gewahr wurde. Aber die Schätze, welche ihn belasteten, überzeugten ihn von der Wirklichkeit des Erlebten. Voll Freude eilte er nach Hause, und sein Weib fiel auf die Kniee betend nieder, denn jetzt waren sie plötzlich reich geworden. Aber, wie leider der Besitz so häufig die Begierde nach Mehrbesitz erzeugt, und immer heftiger steigert, so geschah es auch hier. Der dem Hungertod so nah Gewesene konnte eines Reichthums nicht froh werden; beständig sah er die Schätze, welche in der Höhle zurückgeblieben, und dachte nur daran, sie auch zu erhalten und war entschlossen, sie mit Gewalt an sich zu reißen, wenn sie die Jungfrau nicht freiwillig hergeben würde.

Um diese zu zwingen, ging er mit einem Dolche bewaffnet in der kommenden Nacht zur Höhle, die er ganz so reich geschmückt fand, wie früher, nur daß an der Stelle der Schönen ein gräßlicher Drache lag, der ihn aus dem Gewölbe jagte und ihn den ganzen Berg hinab mit Gebrüll verfolgte.

Der Habgierige erreichte zwar unbeschädigt seine Woh-

nung, aber schon am nächsten Tage starb er an den Folgen des erlittenen Schreckens. (86)

Alexander Patuzzi bearbeitete in seiner Schwäbischen Sagen-Kronik (1844) offenkundig ein 1832 erschienenes sozialkritisches Gedicht des späteren Bauernkriegshistorikers Wilhelm Zimmermann (1807–1878): „Der Ursulenberg bei Pfullingen“. Patuzzi hat aber Zimmermanns Erlösungs-Motiv weggelassen: Im Gedicht erhält der Arme keine Schätze, er muss am nächsten Tag wiederkehren, um die Maid zu erlösen und lässt sich von dem Drachen verjagen.

Der Dreieichenweg auf dem Ursulaberg

Ein Bauer von Pfullingen, Namens Jakob Hättler, fuhr öfters mit einem Wagen in den Wald auf dem Ursulaberge, um dort Holz zu holen und durfte, während andere Bauern beim Herabfahren alle vier Räder an ihren Wagen sperren mußten, nie an seinen Wagen einen Radschu anlegen, weil ihm diß Geschäft jedesmal von einer Frau besorgt wurde. Eines Tags nun fuhr der Bauer, wie gewöhnlich, wieder in den Wald, verspätete sich aber, weil ihm ein böser Geist am Wagen etwas zerbrochen hatte, bis in die tiefe Nacht hinein, so daß er erst gegen 12 Uhr von demselben wieder abfahren konnte. Kaum hatte er einen kleinen Theil seines Wegs zurückgelegt, als es 12 schlug und plötzlich eine reichgekleidete Frau vor ihm stand, welche sich ihm als die Ursula, die in diesem Berge hause, zu erkennen gab und zu ihm sagte, daß nur er sie erlösen könnte. Nachdem sie ihn mit den zu der Erlösung nötigen Verhaltensmaaßregeln näher bekannt gemacht hatte, zeigte sie ihm eine Öffnung, welche in den Berg hinein gieng, und gab ihm dann ein Schwert, ein Scepter und ein Kraut in die Hände. Hierauf stieg der Bauer in den Berg hinunter und stieß dann bald auf eine Thüre, welche durch die Berührung mit seinem Kraute sogleich aufflog. Hier kam ein großer schwarzer Pudel mit feu-

rigen Augen und mit einem langen Messer in der Pfote auf ihn zugesprungen, welcher sobald jener mit der Linken sein Scepter diesem entgegenhielt, ruhig stehen blieb, und sich durch des Bauern Schwert tödten ließ. Damit war es aber noch nicht genug, sondern er hatte noch zwei Ungeheuer, nemlich einen grimigen Löwen und eine furchtbar große Schlange umzubringen, was ihm zwar auch gelang, aber doch viel mehr Mühe kostete als die erste That. Sofort trat er noch durch eine zweite von ihm geöffnete Thüre, in einen äußerst prächtigen, mit Kostbarkeiten aller Art und einer Menge Goldes angefüllten Saal, wo er dann theils durch die glückliche Vollbringung freudetrunken, theils durch die Masse Kostbarkeiten geblendet, leider nicht mehr der Ursula gedachte, welche ihn vorher gewarnt hatte, nicht lange unter einer Thüre zu verweilen und nicht mehr von den Kostbarkeiten zu nehmen, als er zum Berge hinaustragen könne, sondern so viel mitnahm, daß er schon an der letzten Thüre Etwas von seinem Golde fallen ließ. Dadurch, daß er noch unter der Thüre stehen blieb und daß die Thüre plötzlich zuknarzte, hatte er das Unglück, um beide Fersen zu kommen. Auf der Oberfläche des Berges angekommen, erschien ihm wieder mit bleichem und von Jammer verzerrtem Aussehen die Ursula mit 3 Eicheln, und sagte ihm, indem sie diese fallen ließ, sie müsse von jetzt an so lange in dem Berge herumschweben, bis diese 3 Eicheln zu 3 vollständigen Eichen emporgewachsen und dann wieder abgestorben seien. Nach diesen Worten verschwand sie wieder und der Bauer fuhr vollends mit seinem Wagen, den er noch angetroffen hatte, nach Hause, starb aber bald darauf. Es stehen nun wirklich 3 Eichen auf dem Ursulaberge, von welchen die Sage geht, daß sie in Folge von der Nichterlösung der Ursula entstanden seien. (87)

In der Fassung der Erlösungs-Geschichte des Stuttgarter Gymnasten Schmückle (1847) sind die magischen Hilfsmittel des Bauern vermutlich dem Motivbestand der Märchen entnommen.

Die Feien des Ursulenberges

Wenn die Nebel Schleier weben,
Um Gebirg und Flur,
Regt in der Natur
Sich ein anderes Leben.

Aus den Blumen, die sich neigen
In der Erde Kluft
Vor des Winters Luft,
Ihre Seelen steigen.

Anzuschauen wie zarte Weiber
Schweben sie heraus
Aus des Berges Haus,
Jungfräuliche Leiber.

Mit dem Blau der Genziane,
Mit der Lilie Glanz,
Mit des Rosenbrands
Gluthen angethane.

Flattern, wenn sie Lichter sehen,
In die Hüten, wo
Spinnerinnen froh
Seidne Fäden drehen.

Setzen an der Mägde Kunkel,
Luft'ge Gäste, sich,
Spinnen emsiglich
Durch der Nächte Dunkel

Und von ihren Lippen wallen
 Worte leicht und leis,
 Goldner Sagen Preis,
 Die behagen Allen.

Von des Berges tiefen Spalten,
 Wo in ew'ger Nacht
 In dem kühlen Schacht
 Blumen Hochzeit halten.

Von der Erdengeister Treiben,
 Fürstlichem Geschlecht,
 Und von Gnom und Knecht,
 Und von Wasserweiben.

Und die Spindel rollet Allen
 Lustig durch die Hand,
 Bis daß an der Wand
 Morgenlichter wallen.

Da entschlüpfen schnell die Frauen:
 An des Bergs Gestein
 Sind die seel'gen Fei'n
 Nebeln gleich zu schauen.

Doch der Flachs ist abgesponnen,
 Und die Spindel ruht,
 Und ein zehnfach Gut
 Jede hat gewonnen. (88)

Autor dieses Gedichtes ist Gustav Schwab, der es im Taschenbuch „Urania“ auf das Jahr 1823 veröffentlichte und es später auch in seine „Neckarseite der Schwäbischen Alb“ (1823) aufnahm.

Die Nachtfräulein und die alte Urschel

Noch bey zwey erst vor wenigen Jahren verstorbenen Frauen, ins Kesslers Haus auf Wiel, und bey dem Wielweber, fanden sich regelmäßig an jedem stillen Winterabende zwey Nachtfräulein ein, kleine, zierliche, wunderschöne Gestalten, schneeweiß angethan und glänzend in Gesicht und Kleidern, wie der funkelnde Schnee. Sie spannen an der Weiber Kunkeln die feinsten Fäden hurtig und flink, gegen die Menschen schweigsam, nur unter sich zuweilen einige Worte in kindischer Aussprache wechselnd. Wenn der Morgen graute, giengen sie davon und man sah ihr Laternchen bis in die Gegend des Nachtfräuleinloches; dann war auf einmal Alles verschwunden. Der Flachs indeß war abgesponnen, wie groß die Kunkeln auch gewesen waren.

Als Ursache ihres Ausbleibens wird erzählt: der Wielweber hatte einst Fruchtmangel und klagte diese Noth seinem Weibe, als eben die Nachtfräulein da waren. Da öffnete die eine von ihnen den zierlichen Mund und bot ihm Frucht an, so viel er begehre, jedoch auf Wiedererstattung. Nur dürfe die zurück zu gebende ja nicht am Sonntag gedroschen seyn. Abends standen zwei schneeweiße Säke voll herrlicher Frucht an der Treppe, wußte Niemand, wie sie hergekommen seyn mochten. Den Ersatz des Darlehens stellte der Wielweber in denselben Säken wieder an die Treppe hin. Da blieb er Tage und Wochen unberührt stehen. Endlich kam die eine von den Nachtfräulein und bitterlich weinend jammerte sie: die Frucht sey am Sonntag gedroschen; sie könne nun nimmer zu den Menschen kommen, die sie betrogen. Sie verschwand und man hat seitdem nichts mehr von beiden gesehen. Der Segen wich mit ihnen aus dem Hause. Die Frucht war am Samstags von dem Wielweber gedroschen, und, um zu sehen, was daraus erfolgen möge, hatte er damit bis Nachts nach 12 Uhr fortgemacht.

In dieser Sage finden wir unverkennbar die freundlichen Elfen der Vorzeit, deren Erscheinen die Volkssage von einem Geschlecht zum andern bis in die nächste Vergangenheit herüberzieht. Auch die tückischen Alfe (Gnomen) fehlen nicht; nur identificirt sie die Sage mit jenen und nennt auch diese: Nachtfräulein.

In eine Grube am Ursulaberge, sie ist eben das sogenannte Nachtfräuleinsloch, wirft noch ein Jeder, der vorüber geht, einen Stein, und doch wird sie nie ausgefüllt. Wer dieses Opfer nicht bringt, dem legen die Nachtfräulein einen Stein so in den Weg, daß er darüber durchaus fallen muß, oder sie spielen ihm auf irgend eine andere Weise einen argen Streich.

Das Schloß auf dem Ursulaberge soll mit unendlichen Schätzen versunken seyn. Die Bergsage, die alte Urschel, suche noch, als Steingeist diejenigen, die bey Nacht über die Steinge gehn, zu blenden, und nach dem Ursulaberge hin zu verführen, damit sie diese Schätze haben, und damit sie gleich zu erlösen.

Eine ältere Sage erzählt: Ein junger Geselle gieng einst mit seinen Eltern auf ein Feld am Ursulaberge, um Kartoffeln zu holen. Die abgeschirrten Pferde ließen sie einstweilen weiden. Sie nachher auf dem Berge wiedersuchend, findet dort der Geselle ein neues Pferdedekummet, nimmt und setzt sichs, wie es der Brauch ist, auf beyde Schultern, den Kopf zwischend durchstekend. Da sieht er augenblicks die alte Urschel vor sich stehn, im grünen Rok, mit rothen Strümpfen. Ich und noch Jemand, spricht sie, freuen uns, daß du endlich kommen bist. Wir warten hier schon Jahrhunderte auf Erlösung durch dich. Dann führt sie ihm zu Gemüthe, wie sie, mit unendlichem Sehnen, des Baumes (ein Baum zu gleicher Bestimmung soll eben jetzt wieder auf dem Ursulaberge stehn und von der alten Urschel gehegt und gepflegt werden), daraus man seine

Wiege gemacht, Keimen und Wachsen belauscht und betrieben und Minuten, Jahre und Jahrhunderte gezählt habe, bis er endlich gehauen ward. Sie habe ihn in dieser Wiege gepflegt und vor den Nachstellungen ihres Feindes geschirmt, und jetzt sey die Zeit für ihn gekommen, dankbar dafür zu seyn und sie zu erlösen, was einzig ihm möglich sey. Sie hüte unermessliche Schätze. (Auch auf der Achalm sollen von 2 Pudeln unendliche Reichthümer gehütet werden.) Die wolle sie alle ihm geben und einen noch tausendmal köstlichern Schatz, wenn er sie erlöse. Sie werde ihn durch einen allen andern Menschen unsichtbaren Eingang in den innern Berg führen. Dort stehe jetzt das alte herrliche Schloß, das vordem auf dem Berge stand. Dort werde aber eine Schlange, furchtbar anzusehen, ihm auf das Herz losfahren. Die solle er jedoch nur herzlich in die Arme schließen und fest an sein Herz drücken. Dann werde er das schönste Weib der Welt in seinen Armen finden. Dann sey der Fluch gelöst. Das alte Schloß werde von neuem ans Licht des Tages heraufsteigen und er mit seinem Schatz in solchem Schlosse all dessen goldene Schätze theilen. Mit noch viel andern verführerischen Worten suchte sie ihn zu berücken. Er aber, als ein frommer Jüngling, betete zu Gott im Stillen: Vater Unser da war urplötzlich die Urschel verschwunden. Nachher erschien sie ihm indeß noch zu verschiedenen Malen und suchte ihn mit gar beweglichen Worten dahin zu bringen, daß er ihr zu Willen seyn möchte. Er widerstand jedoch kräftig jeder Versuchung, zumal da ihm die alte Urschel nicht einmal gestatten wollte, seine Eltern zu dem Abentheuer mitzunehmen. Sie sollten höchstens bis an den Eingang des Berges mitgehn dürfen.

Einst kam der junge Geselle mit andern Kammeraden wieder an den Ursulaberg. Auch da erschien die alte Urschel wieder und drohte ihm nun, daß es sein junges Leben gelte, wenn er nach ihrem Begehren nicht thue. Die andern aber sahen

nichts und hörten nichts von ihr. Da sagt' er es endlich ihr zu. Doch fragt er vorher noch den Geistlichen, der sein Beichtvater war, um Rath; der aber hielt dafür, daß eine einmal verfluchte Seele durchaus nicht erlöst werden dürfe. Dies führte er noch in einer Predigt, die er am nächsten Sonntag hielt, des Weitern aus, und schloß damit, das Ganze sey ein Teufelsspuk, die arme Seele dieses frommen Jünglings zu verderben. Die ältesten Leute wollen von ihren Eltern wissen, daß diese die besagte Predigt angehört haben. Nach Jahr und Tagen gieng darauf der junge Geselle mit seinen Eltern einmal wieder auf den Aker am Ursulaberg, um Kartoffeln zu holen. Sie hatten wieder ihre Pferde bey sich, von denen eines das gefundene Kummet anhatte. Da erschien ihm denn die alte Urschel, ungesehen von seinen Eltern, wieder, schalt ihn heftig aus, daß er dem Pfarrer von ihr gesagt, und fiel dann wieder in ihr altes Jammern, daß, wenn er sie nicht erlöse, sie noch Jahrhunderte zu leiden habe. So geschieht dies eben recht, gab ihr der junge Geselle zur Antwort, wer einmal verflucht ist, ist ewig verflucht. Solche Rede hörten seine Eltern und merkten daraus, daß er mit der Urschel rede, von deren Worten sie jedoch nichts vernommen hatten. Bald aber sahn sie ihre furchtbare Rache. Ihr Kind fiel plötzlich todt vor ihren Augen nieder, die alte Urschel hatte ihn erwürgt; das gefundene Kummet verschwand. – Von dieser Geschichte sollen die Acker hinter dem Ursulaberge den Namen haben: Mordios-Acker.

b) Auf dem Uebersberge soll ehemals oberhalb ein Schloß gestanden seyn. Noch dröhnt es dumpf und hohl aus der Erde herauf, wenn man nicht weit vom Mädchenfelsen hart auftritt. Dort sollen von dem verfallenen Schlosse noch die Keller seyn. Es mögen indeß, wohl natürliche Felsenhöhlen seyn.

Mädchenfelsen oder Dorotheen-Felsen heißt die vorspringende Felsenstirn des Uebersberges. Die Sage über den Ur-

sprung dieses Namens erzählt: eine fromme Jungfrau, von einem bösen Jäger verfolgt, kommt an die steile Felsenwand, und wagt in Gottes Namen, betend: Der Herr wird seinen Engeln über dir Befehl thun, daß sie dich auf ihren Händen tragen, den Sprung die schwindelnde Höhe hinab und wird wunderbar erhalten. Der nachspringende Verfolger zerschellt an den Felsen. (89)

Der Sagenabschnitt aus der umfangreichen handschriftlichen Pfarrchronik (1828) von Friedrich Meyer (1794–1848), seit 1820 in Pfullingen als protestantischer Geistlicher tätig, wird hier erstmals vollständig abgedruckt. Meyer war Ludwig Uhlands Schwager und ein Freund von Gustav Schwab.

Vom Urschelberge

Ueber Pfullingen erhebt sich ein Berg, der Urschelberg genannt. Wie sein Name an den Hörseelenberg (vom Volke Hör-schelberg gesprochen), in Thüringen erinnert, so hat er auch an einem Abhang, der das Hörnle heißt, gleich jenem, der unter seinem, Eisenach zugestrecktem Horn eine Höhle hat, das Hörselloch – ebenfalls eine solche, die bei den Umwohnern das Nachfräuleinsloch genannt wird.

Gleich der Frau Holle, der alten Spinnefrau im Hörseelenberge (Sage Nr. 459 und 757), wohnt die alte Urschel als Spinnerin im Urschelberge, und ist des Berges ganze Umgegend mit Sagen über sie erfüllt. Ein Theil dieser Sagen deutet darauf hin, daß die Urschel gleich andern wandernden Jungfrauen aus verwünschten oder versunkenen Schlössern (zwei Schlösser sollen auf dem Urschelberge versunken sein), auf Erlösung harre, die auf einer Eichel, deren erwachsen zum Baume, auf das fertigen einer Wiege aus diesem Baume, und auf einem darin gewiegten Sonntagskinde beruht – der hoffenden aber stets fehl geschlagen, weil der erkorene Gesell, der sie durch ein

aufgefundenes Pferdekummt sichtbar geschaut, nicht Muth genug gehabt, das Werk der Erlösung zu vollführen. Nach andern war es keine Eiche, sondern eine von der Urschel selbst gepflanzte Buche, aus welcher die Wiege gefertigt wurde, und noch immer soll eine solche Buche auf dem Urschelberge stehen und von ihr gehüthet werden. Andernthails deuten die Urschelsagen rein auf sie als Spinnefrau. Wie die Berchtha im Voigtlande ihr Gefolge hat von Heimchen, hat die Urschel eines von Nachtfräulein, nur nicht so zahlreich, meist nur auf die Dreizahl beschränkt. In deren Begleitung kam sie nach Pfullingen „auf Wiel,“ eine also genannte Häuserreihe, an welche die Heergasse (Sage Nr. 918) vorüberführt – leise Hindeutung auf die Urschel auch als wilde Jagdfrau – in die Lichtkarz, und spannen allda sehr fleißig. Einst machte sich aber ein Bursche den Scherz, einem der Nachtfräulein den Faden abzubrechen, und wollte nach der üblichen Sitte, indem er den Rocken nahm, diesen mit einem Kuß ausgelöst haben – das nahmen die Urschel und die Nachtfräulein sehr übel, nahmen ihre Spindeln, gingen von dannen und kamen nie wieder in dieses Haus. Von dem Hause aber wich seitdem aller Segen. Sie besuchten dagegen bisweilen andere Häuser, und spannen nicht allein für sich, sondern auch für die Frauen, die sie besuchten, und spannen deren Kunkeln ganz leer, und alle Spindeln voll, und den feinsten Faden, den es geben konnte, spannen sie, und wann sie gingen, sah man ihre schloßschleierweißen Kleider beim Schein ihres Laternchens bis nahe an das Nachtfräuleinsloch am Urschelberge leuchten. In Reutlingen heißen sie Bergfräulein, weil sie im Urschelberge wohnen, da sollen sie ihren Aus- und Eingang, wenn sie auch dorthin zum Spinnen kamen, mitten auf dem Markt gehabt haben. So ganz ledigen Standes müssen aber die Urschelbergerinnen doch nicht gelebt haben, denn es sind Sagen von in den Berg geholten Hebammen vorhanden, welche mit Strohhalmen belohnt wurden, von denen

sich die in Goldstangen und Goldstücke verwandelten, die nicht verächtlich weggeworfen worden waren. (90)

Ludwig Bechstein, der vor allem durch seine Märchensammlung bekannte Thüringer Autor, arbeitete gern Parallelen in die Texte seines Deutschen Sagenbuchs von 1853 ein. Hier gibt er eine Zusammenfassung der verschiedenen Urschelberg-Sagen aus der kurz zuvor erschienenen Sammlung von Ernst Meier (1852).

Der Ursulaberg (Urschelberg) bei Pfullingen

Unweit Pfullingen ragt auf dem Alpgebirge unter andern ein ziemlich hoher Berg hervor, welcher von alter Zeit her nach der unter den dortigen Bewohnern noch gehenden Sage, seine Benennung von einer gewissen Feenkönigin, Ursula genannt, erhalten haben soll.

Diese Ursula war, nach der Aussage, keine von den böartigen Feen, sondern im Gegentheil eine sehr wohlthätige und machte öfters unter den Leuten von Pfullingen und den umliegenden Ortschaften Besuche, wenn sie Nachts mit dem Spinnen beschäftigt waren, wo sie dann auch meistens mitgesponnen und ihnen mit ihren Weissagungen nützliche Dienste erwiesen hat; so kündigte sie z. B. an, wenn ein gutes oder ein schlechtes Flachsjaar kommen werde. Zuweilen kamen auch noch einige andere Feen, welche ihr unterthänig waren, mit ihr. In diesem Ursulaberge hatte sie ein prächtiges Schloß und darinn Ueberfluß von Gold und Silber, wovon sie fast jedesmal bei ihrem Besuche einen bestimmten Theil je nach Umständen ausgetheilt hat. Auf dem Gipfel des Berges befindet sich ein sehr tiefes Loch, aus welchem Ursula herausgestiegen ist, und von wo aus man oft einen wunderbar schönen Gesang gehört hat. (91)

Aufgezeichnet von dem Gymnasiasten Schmückle 1846.

Die versiegte Quelle der Ursula

Als ich im vergangenen Spätjahre mich zu Pfullingen aufhielt, besuchte ich auch die Berge der Umgegend, von denen aus man eine schöne und weite Aussicht genießen konnte. Als einen solchen Punkt rühmte man mir auch den Jungfrauenfelsen. Der Weg dahin, den ich in Begleitung eines Bauern machte, führte uns über den Ursulaberg, der ringsum mit einem schönen Grün bekleidet ist. Um so mehr fiel mir eine Stelle neben dem Wege auf, die ganz mit Steinen bedeckt war, welche absichtlich hingeworfen zu sein schienen. Diese meine Vermuthung bestätigte sich, indem mein Begleiter einen Stein auf dem Wege aufhob, und ihn mit den Worten: „da, Ursula!“ auf die Stelle hinwarf. Zugleich forderte er mich auf, dasselbe zu thun. Lachend warf ich einen Stein hin und fragte den Bauern dann um die Ursache seiner sonderbaren Handlung. „Ja,“ antwortete er, dazu haben wir unsere guten Gründe, da Ihr aber die Sache nicht zu wissen scheint, will ich sie Euch erzählen: Hier an dieser Stelle war früher ein Loch, in dem sich eine schöne Quelle befand. Neben der Quelle saß gewöhnlich so ein Bergfräulein, Namens Ursula, welcher der ganze Berg gehörte. Wer nun ihr Gebiet betrat, mußte ihr etwas, woran er gerade Überfluß hatte, vor oder in ihr Loch werfen, sonst zog sie die Vorübergehenden hinein oder ließ ihnen auf dem Wege ein Unglück zustoßen. Weil nun aber wir Bauern an Steinen immer den größten Ueberfluß haben, werfen wir gewöhnlich der Ursula statt einer Gabe nur einen Stein hin. Vielleicht nun wäre ihr etwas Anderes lieber gewesen, oder fürchtete sie, von den Steinen, die in ihr Loch fielen, getroffen zu werden; kurzum sie ließ sich von da an auf dem Berg nicht mehr sehen, nahm uns aber auch dafür die Quelle mit. Dennoch unterlassen wir nicht ihr diese Steine zu schenken, da auch jetzt noch gewöhnlich dem, der diese Sitte vernachlässigt,

die Ursula etwas, wäre es auch nur ein Regen oder Gewitter, auf den Hals schickt. (92)

Der Stuttgarter Gymnasiast Wanser wusste 1847 von einem „Opfer“-Ritual, das in anderer Form in der Nr. 1 der Sagensammlung Ernst Meiers „Das Opfer für die alte Urschel“ erscheint. Meier zufolge legten am Remselesstein Pfullinger Kinder durchlöchernte Hornknöpfe, die „Remsele“ hießen, als Opfer nieder. Um 1900 wurde dieser angebliche Opferbrauch als Kinderspiel berichtet. Die Buben spielten auf dem Weg zum Berg auf dem Remselesstein:

Man warf die Remsele in die Höhe und je nach Lage, in der sie auf den Stein zu liegen kamen, fielen sie der einen oder anderen der spielenden Parteien zu. So spielte man der Urschel zuliebe, damit einem im Walde nichts zustoße, der Urschel übergab man aber die Remsele nicht, auch nannte man das Spiel nicht Opfer.

Die auch andernorts im 19. Jahrhundert belegten „Opferbräuche“ lassen sich zwar nicht sicher deuten, aber es gibt keinerlei Anhaltspunkte, dass es sich um uralte heidnische Traditionen handelt, wie man im 19. Jahrhundert vermutete.

Das versunkene Kloster Ursulenberg

Über den Ursulenberg bei Pfullingen ist folgende Sage im Umlauf, als deren Gewährsmann ich einen alten Pfullinger anführen kann. Dort soll einst ein Kloster der heiligen Ursula gestanden sein, dessen Nonnen sich nur des Tags mit geistlichen Dingen beschäftigten, Nachts jedoch allerlei Zauberei trieben. Deshalb wurden sie in der Umgegend theils als Wunderthäterinnen gepriesen, theils als Hexen verrufen. Dieser letztern Ansicht war auch der Schutzherr des Klosters und er wollte es daher bei Nacht zerstören. Da sich aber die Nonnen in allerlei Gestalten verwandelten, um ihm zu entgehen, rief er erzürnt aus: „Der Teufel möge euch und euer Kloster verschlin-

gen!“ Dieser Wunsch gefiel dem Bösen und er ließ den Berg mit Allem, was darauf war, in den Boden versinken. Da aber der Geist der Finsterniß nur des Nachts Macht hat, konnte er nicht verhindern, daß am nächsten Morgen der Berg sich wieder erhob, wiewohl ohne Kloster, das durch Zauberei entweiht, ganz in den Händen des Teufels war. Und auch jetzt noch soll an der Stelle, wo des Tags der Berg steht, Nachts ein Abgrund gähnen, in dessen Tiefe die Klosterschätze liegen. (93)

So der Stuttgarter Gymnasiast Martens 1847. Ein Kloster stand nie auf dem Ursulaberg, der 1370 erstmals als „Ursenberg“ bezeugt ist.

Die Nixe von der Echatz. Eine Sage

Nicht weit von dem Fußwege, welcher an der Echatz hin von Reutlingen nach Pfullingen führt befindet sich ein schöner Wasserfall, der sich einen nach der Sage unergründlichen Kessel gehöhlt hat.

Folgende Sage geht über denselben im Munde des Volks.

Vor grauen Zeiten kam jeden Abend eine Jungfrau, die dem Strudel des Wasserfalls entstiegen war in die Spinnstube (Karz) nach Pfullingen. Die Jungfrau erzählte schöne Märchen und sang während des Spinnens liebliche Lieder. Dadurch wurde allen der Abend erheitert, allein mit dem roten Stundenschlag kehrte sie eiligst in den Strudel zurück.

Bald liebte sie der Sohn des Meßners, der ebenfalls den Karz besuchte, unaussprechlich, allein auch dieser vermochte sie nie [zu bewegen], länger, als bis 10 Uhr zu bleiben.

Seine Sehnsucht war so groß, daß er oft bey Tag an den Wasserfall gieng und denselben ganze Stunden anstarrte.

Das Nahen des Frühlings machte ihn noch trauriger, da mit

Frühlingsanfang der Karz zu Ende gieng. Jede Minute, die er bey ihr zubrachte, war ihm daher kostbar, er sann auf eine List und glaubte sie darin gefunden zu haben, daß er die Kirchenuhr um Eine Stunde zurückrichtete. Dadurch gelang es ihm, daß sie sich erst entfernte, als es 10 Uhr schlug.

Die Echatz brauste zerstörend durchs Thal, als der Jüngling erwachte, vom nahen Ursulaberge her tönten Seufzer, aus welchem Laute wie Todesschmerzen schoßen und auf welchem ein schauriger Blutfleck schwamm. Aus Verzweiflung stürzte sich der Jüngling in den Strudel aus welchem die Jungfrau nie mehr zurückkehrte. (94)

Carl Albert Zeller hielt diese Sage für seinen Lehrer Albert Schott 1845 fest.

Der Haule im Sörgenthal

Es mögen schon sehr viele Jahre verflossen seyn, seitdem in Pfullingen ein Mezger, Namens Haule, lebte, welcher durch Leichtsinn und Verschwendung seines ziemlich grossen Vermögens so weit herabgekommen war, daß er darben mußte. Anstatt daß er nun getrachtet hätte, durch Arbeit sein Brod zu verdienen, gieng er mit mörderischen Gedanken um, und machte sich eines Tags auf den Weg in einen naheliegenden Wald, durch den ein Bauer, welcher viel Geld bei sich trug, kommen mußte, um denselben zu ermorden. Als dieser an ihm vorüber war, schlich er ihm leise nach, brachte ihm von hinten mit einem Knittel einen Hieb bei, daß er sogleich todt zu Boden stürzte und eilte dann mit diesem Geld nach Hause, welches bald aufgebraucht war. Alsbald nach dem Morde wachte in ihm sein Gewissen auf und ließ ihm keine Ruhe mehr, bis er sich in seinem Hause aufhenkte. Er hinterließ ein Weib und einige Kinder, welche durch die Noth gezwungen

wurden, ihr Haus zu verkaufen. Der neue Hausbesitzer und seine ganze Familie wurde jede Nacht durch ein unheimliches Winzeln und starkes Poltern und Rasseln im Schlafe gestört, das Gesinde blieb nicht mehr und streute in der Stadt das Gerücht aus, daß es in dem Hause spucke, weil sich darin der Haule erhenkt habe. Als die Unruhe in dem Hause nicht aufhörte, sondern nur noch zunahm, ließ der Hauseigenthümer aus der Umgegend von Pfullingen einen Geisterbeschwörer komen, welcher den Geist in ein Fläschgen bannte und in eine Schlucht des Sörgenthals trug. Von jetzt an war die Ruhe in dem Hause wiederhergestellt, allein in dem Sörgenthal wurde es nach einiger Zeit um so lebhafter, obschon man niemals daselbst etwas gesehen oder gehört hatte. Es fand nemlich ein Schnitter das Fläschchen, von welchem er sogleich den Stöpsel wegthat um zu sehen, ob etwas darin enthalten sei; aber kaum war derselbe weg, so wurde plötzlich ein starkes Geräusch hörbar, und es trabte an ihm ein Mann auf einem Schimmel vorbei, welcher immer „hup hup“ schrie. Sehr viele Leute wollen von der Zeit an den Reiter bei Nacht gesehen und hup hup rufen gehört haben, auch soll man, wenn man an diesem Thale vorbei komme, sehr gerne darin verirren und Ohrfeigen bekommen. (95)

Der Stuttgarter Gymnasiast Schmückle schrieb diese Geschichte 1847 nieder. Noch heute ist dieser Geist, der Haule vom Serchental, in Pfullingen bekannt, glaubt man den „Pfullinger Sagen“ von 1987. Als Übereinstimmungen sind zu registrieren: Der Haule habe einen Fremden umgebracht und reite meist auf einem Schimmel. Die anderen Motive aus Schmückles Version sind nicht mehr bekannt, andere sind an ihre Stelle getreten. Im Pfullinger Konferenzaufsatz des Schullehrers Schäf (1900) heißt es zu dieser Sagengestalt:

Vor wenigen Monaten starb hier eine Frau, die nicht nur fest an ihn glaubte, sondern ihn auch öfters gesehen hatte. Einmal fuhr sie mit anderen bei Nacht auf einem Leiterwagen von

einer Hochzeit in Gönningen her. Im „Serchenthal“ sah sie den Haule, wie er sich mit einer Hand am hinteren Ende des Wagens hielt und diesem nachlief, während er in der anderen Hand seinen Kopf trug. Ein andermal wollte dieselbe Frau, vom Heuen auf den Holzwiesen ermüdet, ein Mittagsschläfchen machen. Der Haule ließ sie aber nicht dazu kommen und störte sie immer wieder durch Zupfen an ihrem Kleide. Von da an ging die Frau nie mehr in jene Gegend.

Weißes Schwein geht um

In mehren Gassen von Pfullingen läuft um Weihnachten ein kleines weißes Schweinchen um. Es begegnet namentlich solchen, die auf verbotenen Wegen gehen. So wollte einmal ein Bursch zu einem Mädchen durchs Fenster steigen; allein das Schwein litt es nicht. Ebenso gieng es ihm am folgenden Abend. Schon oft hat man versucht, es zu fangen, hat es umstellt und eingeschloßen; aber es verschwand jedesmal den Leuten unter den Händen. (96)

Von den gespenstischen „Dorftieren“ wusste man in allen Gegenden Deutschlands zu erzählen. Im Pfullinger Konferenzaufsatz von 1900 liest man:

Vom 1. Advent bis zum Erscheinungsfest läßt sich bei Nacht in den Straßen, namentlich in der Heergasse ein „Säule“ sehen, dessen ganze Thätigkeit im Umherspringen besteht. Am häufigsten ist's um 12 Uhr zu sehen. Auch auf dem Kunstmühlweg (5 Min. vor der Stadt) soll es zu sehen sein.

Geist bringt Radfahrer zu Fall

An der Arbachbrücke (zwischen hier und Reutlingen) soll ebenfalls ein Geist zu sehen sein, der es als fortschrittlicher

Geist auf die Radfahrer abgesehen hat, die er zu Fall bringt, indem er ihnen die Luft aus den Reifen zieht. (97)

So der Konferenzaufsatz von 1900, aus dem auch der nächste Text stammt.

Kröte in der Pfarrkirche

Im Jahr 1889 wurde die hiesige Kirche umgebaut. Als man den Staffeltritt im Chor wegnahm, sei eine große Kröte darunter gewesen, die dann in den benachbarten Hirschgarten hüpfte. (98)

Im Mondschein soll man nicht arbeiten

In Pfullingen spann einmal eine Frau noch um Mitternacht bei Mondschein, um Oel zu sparen. Da trat ein nackter Mann herein und bot ihr den Hintern hin und sagte, daß sie ihn kratzen solle, was sie in der Angst denn auch that. Darauf gieng er fort. Die Frau begab sich dann zu Bett und erzählte noch ihrem Manne die Geschichte. In der folgenden Nacht blieb der Mann auf, um zu sehen, was geschehen würde, und hechelte Flachs beim Mondschein. Da erschien wieder der nackte Mann; als er aber seinen Hintern herhielt, um sich kratzen zu lassen, da nahm der Andere die Hechel in die Hand und kratzte ihn damit recht ordentlich, worauf der nackte Mann fortgegangen und nicht wieder gekommen ist. (99)

Die Glockenhöhle

Ganz in der Nähe desselben Weilers [Breitenbach] befand sich ehemals die Glockenhöhle, darin es, wenn einer redet, wie eine Glocke klingt. Sie findet sich nimmer, wie sorgfältig ich auch gesucht habe. (100)

Am 20. Juni 1834 schrieb Ludwig Uhland sein Gedicht „Die Glockenhöhle“ nieder. Inspiriert wurde er von dieser Passage aus der Pfarrbeschreibung seines Schwagers Meyer. In einer Beschreibung des Blauhofs von 1572 wird ein Markstein genannt, „so in die Klingen- und Glockenhöhle hinabsteht“.

Sage vom Mägdleinsfels

Die Sage vom Mägdleinsfels ist dieselbe, die sich in allen Gebirgen Deutschlands bei ähnlichen Felsenvorsprüngen wiederholt: es ist die der Riesentrappe, des Jungfernsprungs und anderer Stellen: Ein Jäger, der ein schönes Mägdlein verfolgt, und sie auf die Spitze des Felsen treibt, wo sie nicht weiter kann. Sie stürzt sich betend hinab; aber sie wird von unsichtbaren Händen getragen, und ihr wiederfährt kein Leid, Der Jäger springt ihr nach, und findet in der Tiefe zerschmettert seinen Tod. (101)

So Gustav Schwab 1823. Er kannte diese Überlieferung bereits 1816. Ernst Meier ergänzte 1852, man sage auch, diese Jungfrau sei ins von den Nachträulein des Urschelberges gewesen. Der „Mädchenstein“ erscheint 1521 als „Metlinstein“.

Eningen unter Achalm

Ursprung des Namens Achalm

Die von mir poetisch bearbeitete Sage vom Ursprung des Namens der Burg Achalm (s. Morgenbl. März 1815), wo ich nur aus Versehen einen Pfeilschuß statt des sagengemässen Schwertstosses (den Uhland in seinem Eberhard dem Greiner s. dessen Gedichte beibehalten) gesetzt habe, wird auch anders und prosaischer so erzählt: Ein Kaiser habe den hohen und steilen Berg bestiegen, und unterwegs in der Ermattung aus-

Zu der Achalm wird man schon durch die Alterthümlichkeit des Namens, und noch stärker durch Sagen aus der grauesten Vorzeit hingezogen, welche unten am Berge das Volk von Mund zu Mund erzählt: von Halbriesen auf dem Berge, vom Namen Achalm, von dem goldenen Zauber- ringe, welcher auf dem Grunde des Bodens um den ganzen Berg sich schlingen soll; desgleichen in der Nachbarschaft: von dem bezauberten Geiste in der Höhle, von der St. Ursula, von dem gejagten Mädchen auf dem Felsen, von dem verirrten Grafen im Phullen, von St. Martin u. a. Die Achalm ist der Schlüssel zur Geschichte — nicht nur von Reutlingen, der Gebiete der Echaz und der Erms; sondern von der ganzen Landstrecke vom Neckar bis an die Donau.

Aus: Gratianus, Geschichte der Achalm, 1831

rufen wollen: ach allmächtiger Gott! Wobei ihm der Athem ausgegangen, und er nur Ach allm- hervorgebracht.

Derselbe spitze und isolierte Berg auf dem die Ruinen von Achalm stehen, soll zu seinem Fusse unter der Erde mit einer goldenen Kette umflochten seyn; weswegen die Bauern da schon öfters Schatzgräbereien angestellt. (102)

Dies theilte Gustav Schwab Wilhelm Grimm im Rahmen einer kleinen Sagensammlung am 20. Oktober 1816 mit. Er hatte die Texte überwiegend aus der Beschreibung Württembergs von Johann Martin Rebstock (1699) exzerpiert.

Gesperster und umgehende Tote

Die Lage Enningens am Fuße der Alb, wo die Sagen „reicher fließen“ (Oberamtsbeschreibung von Reutlingen von 1893, Seite 152), und die kühngeformten Berge der prächtigen Umgebung schon von alten Zeiten her mächtig auf das Gemüt und die Phantasie eingewirkt haben, sowie das lebhaft und bewegte Naturell der Eninger, das sich für Neues leicht, wenn auch nicht gerade nachhaltig tief erregen läßt, endlich der Umstand, daß viele Kauf- und Handelsleute („Eninger Krämer“) fast in allen Städten und Dörfern des In- und Auslandes verkehrten – diese drei Punkte bringen es mit sich, daß an volkstümlichen Überlieferungen auf allen Gebieten Vieles sich hier findet. Aber unsere materialistische, verstandeskalte Zeit drängt das Alte, das Überlieferte, besonders aber den alten Aberglauben mit der früher so beliebten Sage mehr und mehr in den Winkel oder in den Kreis weniger Freunde, Nachbarn oder Familien. Und auch hier will das junge Geschlecht von Vielem nichts mehr wissen; das „dumme“ Alte wird erzählt, um ein mitleidiges Lächeln über die vielgläubigen Ahnen anbringen zu können – wenigstens ist das so in größerer Gesellschaft, im Wirtshaus. So ein Aufgeklärter bringt es mitunter aber doch trotzdem fertig, bei Unannehmlichkeiten mancher Art, bei Krankheit oder bei der gefürchteten Aushebung zum Militär „zu jemand zu gehen“, um sich mit Sprüchen, Amuletten und anderen Mitteln feien zu lassen. Traurig, aber leider wahr! Will der Sammler reichere Kunde und gläubigere Anhänger alter Überlieferungen finden, so muß er sich an ein altes Mütterlein oder einen ergrauten Vertreter vergangener Tage wenden; man darf dabei aber ja nicht glauben, alles aus den Leuten herausbringen zu können; mit einem kurzen „das sag ich nicht!“ oder „ich kann es nicht sagen!“ werden die schönsten Geheimnisse zu einem Privatbesitz weniger Einge-

weihter gemacht. „So lebt vieles unter der Oberfläche unvermerkt fort“, und der Sammler muß nicht selten die betrübende Wahrnehmung machen, einen alten Schatz zwar nach seinem Vorhandensein zu kennen, ihn aber nicht heben und der Vergessenheit entziehen zu können. [...]

Ein „feuriger Reiter“ ohne Kopf ergeht sich unter der Achalm am Hag; aber nicht alle Leute sehen ihn. Ein schwarzer „gottsträflicher“ Pudel zeigt sich bisweilen auf dem Fußweg von Eningen nach Pfullingen (sog. Boll); das Gespenst nimmt seinen Weg dem Ursulaberg zu und hat auch einmal einen, der nachts von der Mühle heimkehrte, auf Irrwegen diesem Berge zugeführt. Ganz gefährlich steht es um die Leute, die nachts von einer Bösen (Hexe ?) ohne Kopf besucht werden. Geräuschlos schleicht sie daher; am andern Morgen ist alles Vieh losgebunden; ja einmal hat die Böse sogar einen Mann im Arrest aufgesucht und ihn weidlich durchgeprügelt.

Irrlichter giebt es an verschiedenen Orten, so im sog. Banget, am Weistenberg, Katzenbuckel. Auf dem Kirchhof zeigt sich ein Licht, das nahe kommt, so bald man etwas vom Boden aufhebt. Auch in der Eninger Kirche soll es nicht ganz geheuer sein. Man habe sogar vor nicht zu langer Zeit während der Sonntagskinderlehre einen früheren Geistlichen zum Altar gehen sehen, so daß viele Mädchen in Ohnmacht gesunken seien und der Geistliche das Amen habe sprechen müssen. Aus vielen Äußerungen hiesiger Bewohner kann geschlossen werden, daß das „Volk“ zwischen dem rechten Glauben (Kirchenglauben) und den Gespenstern, den Irrlichtern, den Spukgeister, dem wilden Heer u. a. insofern einen Zusammenhang herstellt, als ein gläubig-frommer Sinn vor allen bösen Einflüssen bewahrt. So äußerte sich ein Bewohner: „Ich glaube ja nicht viel und will auch nicht zu den Frommen gehören; aber

wenn ich des Morgens aufstehe, so sage ich: „Das walte Gott“. Ich mag dann hingehen, wo ich will, so fürchte ich mich nicht; auch beim Gewitter denke ich, du hast den Tag mit Gebet angefangen und auch sonst nichts besonderes Böses gethan, deswegen wird es dir auch nicht schaden.“ Wie überall ist ferner die Ansicht verbreitet, daß, wer Marksteine versetzt, Opfer stiehlt, sich in den unrechten Besitz von Häusern und Äckern setzt, geisten d. h. umgehen muß. Nur (wenig) Jahre zurück hat es in einem hiesigen Hause ganz gewaltig gespukt, so daß alle Nachbarn und, wie erzählt wurde, der Geistliche in das betreffende Haus gerufen wurde. Eine Nachtwache, gebildet aus dem Landjäger und einem hiesigen Bäcker und Gemeindevorsteher, letzterer seinen Mut in Gestalt einer Flasche Rotwein mit sich führend, hörte auf das ängstliche Schreien und Jammern der Hausfrau und Kinder hin wirklich ein „starkes 3maliges Klopfen.“ Aber „was“ und „wer“ es sei, weiß man bis heute noch nicht. (103)

Die Überlieferungen zeichnete Schullehrer G. Krieg in seinem Konferenzaufsatz im Jahr 1900 auf.

Genkingen

Der Geist in der Esche

Bei Genkingen auf der Alb steht an dem Wege, der nach Pfullingen führt, eine alte hohle Esche, darin wohnt ein Geist, der die vorübergehenden Menschen erschreckt, sie anhält und mit in die Esche zu nehmen sucht. Deshalb wagt es Niemand, selbst nicht bei Regenwetter, sich in den hohlen Baum hineinzustellen. Diesen Geist will man sogar schon gesehen haben. Er soll eine rothe Weste, schwarze Hosen und weiße Strümpfe tragen. (104)

Belsen

Die Belsener Kapelle

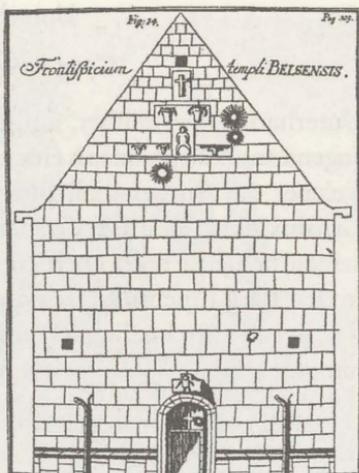
Die Volkssage von Belsen erklärt diese Kirche, die seit undenklicher Zeit zum Gottesdienst der Gemeinde eingerichtet ist, für einen heidnischen Bels- oder Baalstempel, von dem sie auch den Namen Belsen ableitet, setzt den Farrenberg, wohl auch den Roßberg damit in Verbindung, indem sie erzählt, daß auf diesen Höhen das heilige Opfervieh geweidet wurde, und zeigt noch im Innern der Capelle den Stein, an welchen die Opfer gebunden wurden. (105)

Die von Gustav Schwab in seinem Albführer 1823 als „Volkssage“ bezeichnete Deutung der rätselhaften romanischen Bildwerke der Belsener Kapelle ist natürlich eher eine Sage der Gebildeten, denen der antike Baals-Kult geläufig war. Bereits im 18. Jahrhundert haben sich Altertumsforscher an Interpretationen der Plastiken versucht. In einem kritischen Exkurs setzte sich Schwab mit den gelehrten Phantasien auseinander. Er stellte fest, dass auch die „Volkstradition“ die Baals-Deutung bevorzugte, bemerkte dann aber durchaus einsichtsvoll:

Doch möchte sie dorthin erst durch die gelehrte Welt, durch Pfarrer oder Schulmeister gekommen seyn.

Dem Pfarrer die Predigt aus dem Kopf nehmen

Der Hexen- und Geisterglauben wurzelt in Belsen im fruchtbarsten Boden; denn wo einst Götter verehrt wurden, treiben Geister und Hexen ihr Wesen. Ganze Familien sind im Verdacht, Hexerei zu treiben. Von weit her werden die Hexenmeister besucht um Unholde zu bannen. In der Schlucht zwischen dem Farren- und Heuberge ist es nicht geheuer und gefährlich den Weg des Nachts zu gehen. Hier begegnet man Hexen und Kobolden und zuweilen einem Manne, der kein Herz, an dessen Statt aber ein Licht hat und den Kopf unter



Die Belsener Kapelle. – Auf der Westseite der Kirche, die sich bis ins 12. Jahrhundert zurückführen lässt, zeigen sich unter dem Giebel seltsame skulptierte Steine und das so bezeichnete Sonnenloch.

dem Arm trägt. Es ist diess eine merkwürdige Identifizierung Wuodans und Frô's für eine Stelle, wo ganz in der Nähe ein Licht- oder Sonnen-Kultus bestanden hat. Wenn der Redefluss des Geistlichen, welcher in der Kapelle zu predigen hat ins Stocken gerathet, so sind die Leute fest überzeugt, dass die Jungfrau, welche von der Ruine Andeck herkommt ihm auf seinem Gang zur Kirche begegnet ist. Mehr noch als diese Begegnung ist die Sage verbreitet, dass noch ein Heide in der Kapelle sei, welcher dem Pfarrer die Predigt aus dem Kopf nehme. (106)

Theophil Rupp's Buch „Aus der Vorzeit Reutlingens und seiner Umgebung“ (1864) ist einer der zahlreichen Versuche, mythologische Kombinationen auf heimatliche Namen und Überlieferungen anzuwenden. Selbstverständlich durfte darin ein Kapitel über die Belsener Kapelle nicht fehlen.

Unterhausen

Gang unter der Echaz

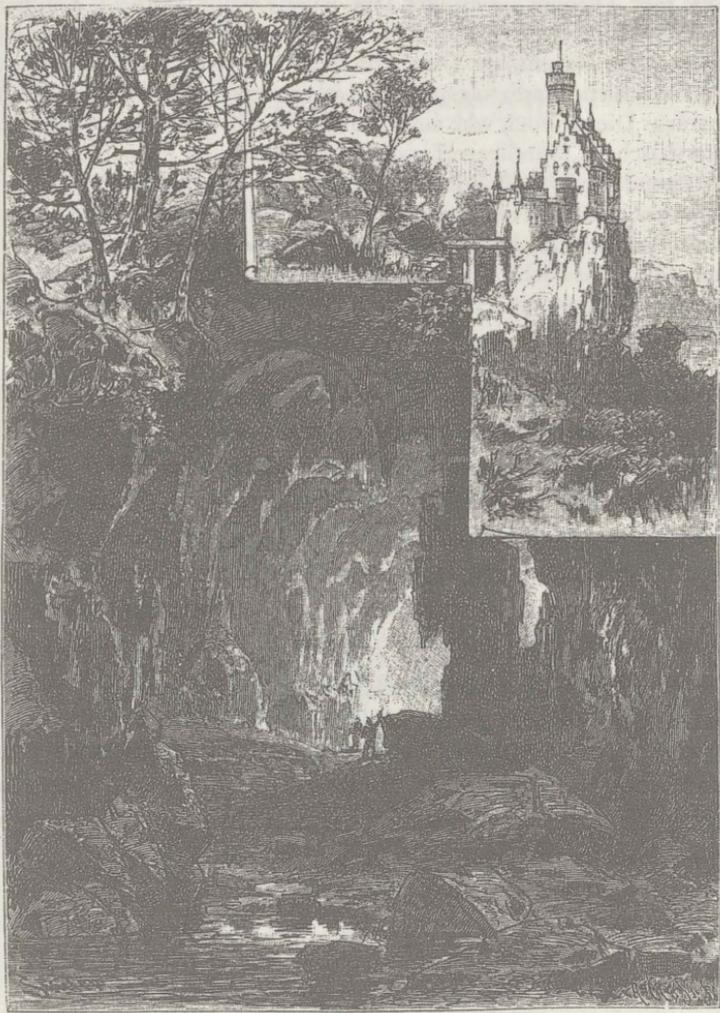
Unterhausen gegenüber, auf der rechten Thalseite, ragt das sogenannte Burgholz mit einem vorspringenden Felsen hervor, welcher der Burgerstein, Burgstein genannt wird, und nach Crusius einst eine Greifensteinische Burg trug. Unter demselben bemerkt man noch ein gemauertes Gewölbe, das tief in den Berg hineinführt, und der Sage nach mit einem, unter der Echaz durchgehenden unterirdischen Gang zusammenhängt. (107)

Unterirdische Gänge werden von den Leuten auch da vermutet, wo sie eigentlich unmöglich sind. Wenn alle diese Geschichten wahr wären, wäre ganz Deutschland von einem riesigen Höhlensystem durchlöchert. Man darf annehmen, dass es sich um dasjenige traditionelle Sagen-Motiv handelt, das heute noch am weitesten mündlich verbreitet ist.

Lichtenstein

Herzog Ulrichs Zuflucht

Gewiß ist aus diesem Wenigen schon ersichtlich, wie der Lichtenstein eigentlich der Glanzpunkt der Alppartie ist, die wir von Reutlingen aus angetreten haben; allein welchem Württemberger und Schwaben würde nicht, wenn er den Namen „Lichtenstein“ hört, unwillkürlich auch das Wort „Nebelhöhle“ oder „Nebelloch“, wie man es früher hieß, auf die Zunge kommen? Beide sind ja in der württembergischen Volkssage unzertrennlich, laut welcher Herzog Ulrich, als er sich von dem schwäbischen Bunde flüchtig im Lande herumtrieb, in der Nebelhöhle eine sichere Zuflucht gefunden habe und allda von dem nahem Lichtenstein aus mit Speise und Trank versehen worden sei! (108)



Nebelhöhle und Lichtenstein, die beiden zentralen Schauplätze der Sage, so abgebildet in Eduard Paulus' landeskundlichem Werk „Aus Schwaben“ von 1887

Wie hier Theodor Griesinger 1866 wusste schon Wilhelm Zimmermann 1836 von einer angeblichen „Volkssage“ vom Aufenthalt Ulrichs in der Nebelhöhle. Diese Überlieferung geht aber ganz auf den 1826 erschienenen Erfolgsroman „Lichtenstein“ von Wilhelm Hauff zurück. Dieses Buch war auch der Grund für die Erbauung des historischen „Märchenschlosses“ Lichtenstein um 1840.

Während der Nebelhöhlen-Aufenthalt von Hauff erfunden wurde, gab es eine ältere Tradition über Herzog Ulrich und Schloss Lichtenstein. Schwabs Albbeschreibung, eine Quelle Hauffs, zitierte die Beschreibung des Schlosses Lichtenstein bei Martin Crusius am Ende des 16. Jahrhunderts. Diese lautet in der Übersetzung von Johann Jakob Moser:

Einen Stuck-Schuß weit von Holzelfingen, gegen Mittag sieht man das Schloß Lichtenstein, welches nicht groß ist und auf einem Felsen ligt, so daß die untere Zimmer in den Felsen gehauen sind. Dieses hat, wie man sagt, eine alte Edel-Frau erbauet; man weißt aber nicht, wer sie gewesen und zu welcher Zeit sie gelebt. Doch ist von alten Leuthen erzehlt worden, daß sie, da der Bau zu Ende war, gesagt habe: Nun bin ich Gottes Freundin, aber der gantzen Welt Feindin. Denn sie glaubte, sie sey nun wieder jedermann in demselben sicher. [...] Im obern Stockwerck ist eine überaus schöne Stuben oder Saal, rings herum mit Fenstern, aus welchen man biß an den Asperg sehen kan: Darinn hat der vertriebene Fürst, Ulrich von Würtemberg, öftters gewohnt, der des Nachts vor das Schloß kam, und nur sagte: Der Mann ist da; so wurde er eingelassen.

Auf der rauhen Alb

Urach

Woher Urach so geheissen

Der Name Urach solle daher rühren, weiln vor Zeiten die Grafen (so Tag- und Nachts-Zeit sich wegen des Wilds in Wäldern aufgehalten) in das Thal hinunter eine Uhr richten lassen, daß sie schlagen hören, und sich also nach der Zeit richten könnten, von welcher Uhr die Stadt hernach den Namen Urach bekommen. (109)

So Wolfgang Adam Held (Der in der gantzen Welt, sowohl im Hauß als auf dem Land Hurtige und geschwinde Rechenmeister, 1741). Aber schon im Urach-Epos des Pfarrers von Kohlsetten, Johann Sebastian Wieland, konnte man 1626 die gleiche Namensherleitung lesen:

In solchs Thal die Graven ein Uhr sollen han gesetzt /
Damit in dem jagen / durch Wäld durch Thal (man so schätzt)
Die Stund kundten wissen / darvon die Statt Urach
Nach dem sie erbawt den Namen kriegt / hab noch.

Wie die Bretzel entstanden ist

In Urach lebte vor Zeiten ein Bäcker, der hatte durch einen Frevel sein Leben verwirkt. Da er aber sonst von gutem Leumund war, beschloß der Graf, ihm einen Weg offen zu lassen,

um die peinliche Sache los zu werden. Daher ließ er den Bäcker vor sich führen und sagte zu ihm: „So du einen Kuchen backen kannst, durch den die Sonne dreimal durchscheint, sollst du meines Frevels quitt sein“. Da bat sich der Bäcker Bedenkzeit aus, ging hin, kam nach drei Tagen wieder ins Schloß und brachte eine Bretzel mit. Darauf schenkte der Graf dem Bäcker das Leben. (110)

Eine heute noch populäre Schwank-Erzählung, die oft mit Graf Eberhard im Bart (1445-1496), dem ersten Herzog, verbunden wird.

Das Steinkreuz an der Siechengasse

Es haben sich an dieser Stelle zwei Mädchen während der Ernte mit der Sichel gegenseitig aus Eifersucht die Augen ausgestochen, weil sie beide den gleichen Burschen liebten. (111)

Das gut erhaltene Steinkreuz wurde 1975 an der Umgehungsstraße neu aufgestellt.

Nicodemus Frischlins Flucht von Schloss Hohenurach

In der Nacht vor dem Sankt Andreastag 1590 brach er ein Stück aus dem Eisenofen, kroch durch das Ofenloch zum Kerker hinaus, zerschnitt all sein Linnenzeug und band es in ein Seil zusammen, erkletterte die Schloßmauer, schlug ein Stück Holz in diese und band sein Seil an. Der Mondschein hatte ihn getäuscht; er hatte die schroffste Seite gewählt. Als er halb hinabgestürzt war, brach das Seil, und vier Klafter tief stürzte er an den gezackten Felsenwänden hinab. Am andern Morgen fand man ihn entseelt, Hirn, Arme, Rippen und Beine jämmerlich zerschellt, auf den Felsen liegen. So starb einer der größten Humanisten seiner Zeit, einer der genialsten Württemberger im 43sten Lebensjahre. [...]



Nikodemus Frischlin (1547–1590)
im Alter von 31 Jahren,
aus „Hildegardis Magna“, Tübingen 1579

Eine rührende Volkssage aber läßt ein seltnes Blümlein, das sonst nirgends im Lande als auf Hohenurach wächst, von der theilnehmenden Natur auf die Stelle pflanzen, wo der arme Dichter seinen Tod fand. (112)

Der neulateinische Dichter Nicodemus Frischlin war wegen seiner unbequemen Schriften und Äußerungen eingekerkert worden. Gustav Schwab bezeichnete 1823 die Blume nicht näher. Ernst Meier nannte sie 1852: Totenkopf oder Uracher Totenköpfchen (*Ophrys archanites*). In einem Aufsatz über die Orchideenflora der Münsinger Alb wird die Pflanze mit der seltenen Orchidee Hummelragwurz (*Ophrys holoserica*) identifiziert, die für den Uracher Festungsberg zweifelsfrei nachgewiesen ist.

Der unterirdische See bei Urach

Als ich vor einigen Jahren mit meinem Vetter eine Reise auf die Alb machte, besuchten wir auch das sogenannte Falkensteiner Löchle. Wir kamen unterwegs auf den Wasserfall bei Hohenurach und auf den Glauben zu sprechen, daß der selbe sein Wasser von einem unterirdischen See erhalte. Unser Führer, ein alter Mann, erzählte uns über diesen See folgende Sage.

Dieser See lag einst offen da und war von einer Nixe bewohnt. Eines Tages erblickte sie ein junger Ritter, der sich auf der Jagd verirrt hatte, er entbrannte für sie, deren Schönheit ihn hinriß, schwur ihr ewige Treue und fand auch Gegenliebe. Jahre verstrichen u. stets blieb der Ritter seinem Schwure treu. Doch endlich wurde er durch ihre beharrliche Weigerung, ihm auf sein Schloß zu folgen, des Verhältnisses überdrüssig und vermählte sich mit einem Edelfräulein. Einige Zeit nachher ritt der Ritter an dem See vorbei, da erschien ihm die erzürnte Nixe, warf ihm seine Untreue vor, und zog den vergeblich sich Sträubenden mit sich hinab in die Tiefe; zugleich versank der ganze See unter die Erde. Einst wird aber derselbe überlaufen, die Erdrinde durchbrechen und das ganze Thal überschwemmen. (113)

Albert Schotts Schüler Pfaff, 1847 in der VIII. Klasse, schrieb die Sage nieder. Der wahre Kern von Sagen über unterirdische Seen im Albgebiet sind die Karsterscheinungen.

Güterstein

Die Rache des Herzogs

Nach einer ziemlich sichern Tradition suchte der Herzog Ulrich, da er vom Schwäbischen Bunde vertrieben, unstät und flüchtig umherirrte, Schutz und Aufenthalt, wie auf Lichten-



Herzog Ulrich von Württemberg, der Verbannte.

Dieses Bild bezieht den Schwäbischen Krieg auf gegen Herzog Ulrich, die Gesandten der freien Stadt Ravensburg deren Bürger einen Posten erschlugen, regten den Schwäbischen Städtebund Wie Verzeimacht zu Ende unter Auführung Friedrichs von Sickingen, der Kaiser ihm entsagen. Selber Schwäbische die er im Jahre 1514, vertrieben ihn, der Herzog seiner Anhänger wurde beschlagen. Seine Wunden fuhren an Herzog Ulrich an der Carthause Güterstein lassen er in dem Aufbruch zu finden. Er bittet an die Pforte von allen von ihm nicht hatte ihn auf seine Arden können Kälten, vertrieben. Kommen er schickte ihm der Pforte, ab er dann, indem jenseit. Jedes einen Gedanken lassen wie nicht zu seinen Monarch Ulrich beirathen mit den Jähren. Du wachst Hoff, aus Kälten ist ein jenseit. Wenn ich will über ein jenseit Jerusalem daraus machen! Hier er ihm ist, u. sitzt in dem Dichtert des Waldes.

Herzog Ulrich von Württemberg, der Verbannte. –

Die Lithografie (um 1900) zeigt in historisierendem Stil, wie Herzog Ulrich an die Tür der Kartause Güterstein klopft und ein Mönch ihm öffnet. Der württembergische Herzog tritt als Jäger mit Gewehr und Hunden auf, der rundliche Mönch trägt einen Rosenkranz und ein Kreuz auf der Brust.

stein, so auch in dieser Carthause, wurde aber von den Clausnern abgewiesen. dadurch aufgebracht, zerstörte er das Kloster nach seiner Wiedereinsetzung. (114)

So Gustav Schwab 1823. Die unhistorische Erzählung diente wohl dazu, das Verschwinden der Kartäuserniederlassung im Nachhinein zu erklären. Die älteste Fassung der Gütersteinsage bietet die 1754 entstandene handschriftliche Beschreibung der Stadt Urach von Johann Wilhelm Kolb:

Es ist zwar eine alte Tradition, es seye Herzog Ulrich während seines Exilii einsmals incognito vor das Closter gekommen und habe eine Ritterzöhrung begehrt, die ihm aber versagt worden, worauf er gleichbalden bei sich beschlossen, wenn er wieder in sein Land und zur Regierung komme, dieses Closter zu zerstören, welches er nachgehends auch gethan; was hieran wahr seyn möge, lasse dahingestellt seyn.

Die positive „Gegen-Geschichte“ wird vom Ulrichstein bei Hardt in der Nähe von Nürtingen erzählt. Da die dortigen Bauern dem vertriebenen Herzog geholfen hätten, seien sie nach seiner Rückkehr an die Macht (1534) mit einer vollständigen Steuerbefreiung belohnt worden.

Hülben

Die Goismadel

Beim Geißmadelfelsen am Weg von Urach nach Hülben geistet die Goismadel, die mit Gewicht betrogen hat und der mutige Leute beim Vorübergehen darum zurufen: „Drei Viertel ist kein Pfund, Geißmadel komm und wieg's.“ (115)

Geist in der Kirche

a) Der Name Hülben soll von 2 Cisternen, oder Hülen [kommen], die man aber gewöhnlich nur Lachen nennt, und die dazu da sind, daß sich bei einem Regen das Wasser darin sammelt, welches von dem Vieh getrunken wird.

b) In der Kirche soll ein Geist gehen, der früher ein Bürgermeister gewesen sein und von dem Korn etc., das auf die Kirchbühne aufgeschüttet wurde, gestohlen haben soll. Er soll schon von vielen Leuten gesehen und gehört worden sein; namentlich wurde er schon oft von des sogenannten Gettes gesehen.

c) In dem sogenannten Heiligenberg soll eine weiße Frau mit einem ganz kleinen Kopf gehen, die gewöhnlich nur das „Hologbergfräule“ genannt wird. Sie soll schon von meines Vaters Schwester, die aber jetzt gestorben ist, gesehen worden sein.

d) In dem sogenannten Rutschenhau soll ein Mann ohne Kopf gehen. (II6)

Diese Sagen trug der 1832 geborene Nürtinger Seminarist Wilhelm Scheu 1850 zusammen.

Grabenstetten

Der Fürst im goldenen Sarg

Am Heidengraben stand vor Zeiten eine große Burg. Noch heute heißt das Tor, durch das der alte Weg von Söllelau durch den großen Wall gegen den Ort und die Heerstraße hinausführt, das Rittertor. Der letzte Fürst, der auf der Burg gehaust, hatte vor seinem Ende befohlen, man solle ihn nach seinem Tode in einem goldenen Sarg begraben und ihm alle seine Schätze mit ins Grab geben. Seitdem hat man schon oft nach diesen Schätzen gesucht, sie aber nicht gefunden. Kein Wunder, denn alle Knechte, die den Fürsten bestattet haben, wurden gleich nach dem Begräbnis erschlagen und neben ihren Herrn gebettet, so daß bald niemand mehr den Platz wußte, wo der Fürst im goldenen Sarg samt seinen Schätzen ruht. (II7)

Noch heute kann man den Wall des Heidengrabens über weite Strecken verfolgen. Er umschloss ein spätkeltisches Oppidum (befestigte Großsiedlung), eines der größten in Europa.

Schloßherr muss geisten

Ein Schloßherr von Hofen, der einen Bauern wegen zu kleiner Zehntgarbe mit der Gabel erschlug, geistet bei Grabenstetten.
(118)

Solche Geschichten nannte die DDR-Erzählforschung „antifeudale Sagen“.

Wittlingen

Zauberische Luftfahrt

Nahe bey diesem alten Schloß Wittlingen ligt das alt zerfallene Schloß Baldeck / worvon man wunderbarlich fabulirt / als ob vor uhralter Zeit die Innwohner dieser beeden Schlösser / durch Zauberey in der Luft hätten zusammenfahren können.
(119)

Der Ennabeurer Pfarrer Johann Martin Rebstock (1648–1729) gab diese Tradition in seiner 1699 gedruckten Beschreibung Württembergs wieder. Später wollte man von unterirdischen Gängen wissen, etwa in der Oberamtsbeschreibung Urach von 1831:

Nach der gemeinen Sage soll die Schillershöhle über eine halbe Stunde weit fortlaufen, und die Burgen Wittlingen und Baldeck sollen mittelst derselben eine unterirdische Verbindung gehabt haben.

Linsenberggeist, Brutelmale und Zeber-Zaile

Drei Geister sind besonders bekannt und wollen schon von vielen gesehen worden sein:

1. Der Linsenberggeist, ein kleiner Mann mit einem Licht, rasselt mit Ketten vom Berg ins „Brutel“ und führt die Leute irre.

2. Das Brutemale, dasselbe sei schwarz angezogen und trage ein großes Buch unter dem Arm.

3. Das Zeber-Zaile reitet auf einem Pferd und hält sich in der Steige, die nach Urach führt, auf, da, wo Herrschafts- und Gemeindewald sich scheiden. (120)

Upfingen

Klopfjörgle

Die Franzosen haben eine Glocke geraubt, dieselbe sei aber in der Nähe des Turmes zerbrochen.

Im Käpflesfelsen (beim Ort) sei eine Höhlung. In derselben liege eine eiserne Wurzel, an welcher ein Glöcklein befestigt sei.

Im Besenholz (ein Waldteil) ist ein einen Unterschlupf bietender Fels. Klopfjörgle, ein Jäger, habe dort gehaust und sein Holzspalten am Karfreitag sei deutlich im Dorfe gehört worden. (121)

Gächingen

Gächingen sei früher größer gewesen

Im Zizelhäuser Tal bei Gächingen stand ein Dorf, das dem Kloster Offenhausen gehörte. Das Kloster drückte die Leute, da zogen sie fort, und der letzte zündete das Dorf an. Gächingen sei früher größer gewesen. Reste römischer Bauten werden auf Häuser gedeutet, die im 30jährigen Krieg zerstört wurden. Nach dem Krieg seien in Gächingen nur noch drei, in Grabenstetten nur noch sieben Häuser gestanden. Auf dem Kirchberg bei Gächingen sei früher eine Kirche gestanden, die von den Upfingern heimlich in ihr Dorf versetzt worden sei. (122)

Ohnastetten

Glaube und Sage

Es ist dies ein Gebiet, auf dem schwer etwas Sicheres herauszubringen ist. Niemand will abergläubisch sein. Aber trotzdem giebt jeder, der gefragt wird, zu, daß die meisten Leute an Hexen und Geister glauben. Schon das beweist die Wahrheit dieser Behauptung, daß nicht bloß Kinder, sondern viele Erwachsene, hauptsächlich weibliche, sich bei Nacht fürchten. Viele getrauen sich nicht, ohne Licht in einen etwas abgelegenen Raum des Hauses zu gehen, oder etwa bei Nacht allein in ein anderes Dorf zu gehen. Besonders stark ist diese Furcht bei einem eingetretenen Todesfall.

Ferner behauptet man von drei Plätzen, je etwa $\frac{1}{4}$ Stunde vom Dorf entfernt, daß daselbst ein Geist gehe. Auch das Wort, daß der Versetzer eines Grenzsteins „geistern“ muß, ist hier bekannt.

Einen „Geist“ stellen sich die Leute als Licht vor, während eine Hexe ihr nächtliches Treiben als Katze oder Hund ausführen soll. Von den Hexen – 2 Weiber gelten hier als solche – glaubt man, daß sie einem Böses anthun können, daß sie bei Nacht einen quälen, drücken, daß der Betreffende fast nicht mehr atmen, sich nicht wehren und nicht schreien kann. Passiert vielleicht im Stall etwas Auffälliges, was sich die Leute nicht erklären können, oder auch sonst im Haus, so ist man geneigt dazu, dies einer Hexe zuzuschreiben. Freilich spricht man dies selten aus, wenn es auch Aussprüche giebt wie: „Dös ist wia verhext!“ oder: „Ma moint, des habe d' Hexe g'ritte.“ (123)

So Schullehrer M. Leuze in seinem Konferenzaufsatz über volkstümliche Überlieferungen im Oktober 1900.

Bernloch

Unterirdischer Gang nach Zwiefalten

Der Sage nach soll Bernloch früher $\frac{1}{4}$ Stunde östlich im Zelt „Beuren“ gestanden sein. Von Offenhausen soll ein unterirdischer Gang nach Zwiefalten geführt haben. Ebenso soll vom „Sternberg“ eine Wasserleitung in das frühere Kloster in Offenhausen bestanden haben. Desgleichen soll hier in Bernloch ein Kloster bestanden haben. (124)

Dapfen

Ottilienloch

Das Ottilienloch, westlich von Tapfen, eine Höhle, worin der Sage nach eine gewisse Otilie, in Tapfen ein noch jetzt gewöhnlicher Taufname, vor Nachstellungen sich verborgen haben sollte. (125)

Am Südhang zum Pfaffental südsüdwestlich Dapfen öffnet sich der durch Bäume verdeckte Zugang zum Ottilienloch. „Diese Sage ist ein Bruchstück der St. Ottilienlegende, die in Schwaben und am Oberrhein überall zu Hause ist“, erkannte Anton Birlinger.

Münsingen

Attilas Lager auf dem Hunnenberg

Der Hungerberg, oder Hunnenberg bey Münsingen. Er ist weder durch Höhe noch Aussicht, dagegen aber dadurch merkwürdig, daß er die Wasserscheide zwischen der Donau und dem Rhein bildet und dem Städtchen Münsingen all' sein Quellwasser liefert, so wie durch die Sage, daß einst Attila darauf gelagert haben sollte. (126)

So die Oberamtsbeschreibung Münsingen 1825. Überlieferungen zu Attila und den Hunnen waren in der frühen Neuzeit weit verbreitet.

Gruorn

Das Fräule von Reichenau

Ufm Friedhof sei's et geheuer, hent d'Leut gsait. Ma hot eigentlich nie ebbes g'merkt, bloß so en weiße Nebel. 's Fräule von Reichenau soll ja öfters bei Nacht von ihrem Schloß en d' Grueler Kirch nei sei, dur da Friedhof nadierlich. En Friedhof isch et a jedes hentre, do hent maih Leut Angscht ghet. A komischs G'fühl isch des schau gwea. (127)

Die Burgstelle Reichenau erregte bereits Ende des 18. Jahrhunderts altertumskundliches Interesse. In einem Brief aus dem Jahr 1777 forderte der damalige Blaubeurer Oberamtman Philipp Friedrich Scholl eine Untersuchung wegen „denen vielerley traditionen“ über die Reichenau. Jeremias Höslin erwähnt in seiner Albbeschreibung 1798 eine Überlieferung, wonach ein Fräulein von Reichenau die Gruorner Kirche gestiftet habe. Das Dorf Gruorn bestand nur bis 1939, als es für die Erweiterung des Truppenübungsplatzes Münsingen vollständig geräumt wurde.

Magolsheim

Der böse Ritter Baldegger

In der Pfarrkirche von Magolsheim bei Münsingen sind zwei große Steinfiguren hüben und drüben in der Wand angebracht. Auf der lutherischen Seite (der Ort ist paritätisch) ist der berühmte Baldegger, und auf der katholischen seine Tochter, das Edelfräulein. Von Beiden weiß der Volksmund gar Vieles zu erzählen. Der Baldegger sei ein grausamer, unbarmherziger Bösewicht gewesen, eine wahre Strafe für die ganze Umge-

gend. Wenn es ihm gefiel, band er Leute an den Schweif seines Pferdes und weidete sich an dem Geschrei der Unglücklichen. Und so that er noch vieles Andere. Zu Luthers Zeiten war er einer der ersten, der übertrat in der Gegend. Seine Tochter aber, in wunderschönes Edelfräulein, konnte er nicht zu dem Schritte bewegen, deswegen konnte er sie nicht mehr ausstehen. Sie war ein Engel in menschlicher Gestalt, so mitleidig und wohlthätig gegen Arme und Kranke, daß noch jezt jedes Kind von ihr zu erzählen weiß. Täglich kam sie von der Baldegger Burg herunter in die Hütten der Armen, brachte zu essen, putzte, wusch und kleidete arme verlassene Kinder und sorgte für ihre Zukunft. Als nun der böse Baldegger dieses von seiner Tochter erfuhr, mißhandelte er sie arg, und sie durfte nicht mehr hinunter. Da warf sie jeden Tag im Geheimen Brod in den Burggraben hinten hinunter für die Armen, die dort es zur bestimmten Zeit holten. Aber auch dieses merkte der Wütherich, kam einmal dazu und sprang wie rasend auf das Edelfräulein zu und wollte es tödten. Aber im nämlichen Augenblicke stürzte sie vom Balkone in den Schloßgraben, und er nach. Beide waren Leichen. Der böse Baldegger muß dafür umgehen, das Edelfräulein lebt aber fort im dankbaren Andenken, so lange es ein Magolsheim gibt. (128)

Die Burg Baldeck liegt auf halber Strecke am Wanderweg Hohen-Wittlingen / Seeburg.

Ennabeuren

Die verschwundene Quelle

Im alten, von den Schweden einst zerstörten Ennabeuren hauste ein Graf. Des Grafen Töchterlein fiel in das durch das Dorf fließende Wasser; es soll ein Wasser von bedeutender Größe gewesen sein. Ob dieses Unglücks ließ der Graf einen

kupfernen Kessel vor die Quelle einsenken; in die Quelle selber habe er Quecksilber gegossen und sei der Fluß verschwunden und Alt-Ennabeuren wasserarm geworden, bis heute auch das neue Dorf. Von dem Flusse soll keine Spur mehr zu entdecken sein. (129)

Sagen vom Verschwinden der Quellen durch hineingeworfenes Quecksilber sind häufig, kommentierte Anton Birlinger. Eine schlüssige Deutung dieses Sagentyps ist aber selbst dem Höhlensagen-Experten Hans Binder nicht gelungen.

Sontheim

Glaube und Sage

1. Der Glaube an Gespenster und umgehende Tote ist noch stark eingewurzelt.
2. Am Rand eines Waldes in der Nähe des Orts soll je und je das Laihrmaale und Laihrweible (Laihr = Lehr: Name des betreffenden Waldes) gesehen werden. Wem es begegnet, ist an Ort und Stelle gebannt.
3. Zaubermittel, insbesondere beschriebene Zettelchen und Amulette, werden vielfach gegen Krankheiten bei Menschen und Vieh angewendet. Der Hexenglaube blüht (besonders in Krankheitsfällen tritt er zu Tag).
4. Glückbringend ist ein begegnendes Kind oder Pferd, unglückbringend ein begegnendes altes Weib oder ein über den Weg springender Hase.
5. Es soll von der Erdhöhle ein unterirdischer Gang ins Dorf hereinführen. (130)

Pfarrer Wagner reichte diese Angaben im Rahmen seines Konferen-
zaufsatzes (1899/1900) zu volkstümlichen Überlieferungen ein.

Laichingen

Vogtshaus verschwindet im Erdfall

Im ausgerodeten Wald Brand auf der Vogtsgrube soll ein
Vogts- oder Jägerhaus gestanden sein, das infolge des laster-
haften Lebens der Bewohner eines Tages untergegangen sei
und alles mit sich begraben habe. Die jetzt noch vorhandene
große trichterförmige Einsenkung ist Zeuge davon.

Nördlich von Laichingen soll der Ort Weihstetti (jetzt Flur-
namen) gestanden sein und dabei ein Edelsitz der Grafen von
Helfenstein, denen auch das Laichinger Rathaus als Jagdhaus
gehörte. [...]

Einer der letzten Grafen habe das ganze Feuerbuch (Flurname)
um 1 Simri Geld an Laichingen verkauft. Der letzte Graf sei
verarmt und gehe jetzt noch geistweis um, reite auf einem
Schimmel und habe den Kopf unter dem Arm. [...]

Von dem sogenannten Hohlen Stein auf Hagsbuch soll ein un-
terirdischer Gang bis nach Sontheim führen. (131)

Der Waldgraf

Wer hat der Sage nach im Hohlen Stein bei Laichingen ge-
lebt?

- a) der Waldgraf
- b) die Höhlenprinzessin
- c) der Wiesenbaron

d) die Dorfkönigin

Die richtige Antwort ist a).

Der Waldgraf soll ein großer und hilfsbereiter Mann gewesen sein, der in einer Höhle im Wald bei Laichingen lebte, und zwar [im] Hohlen Stein. Eines Tages verloren zwei Holzfäller im Wald ihre Beile. Der Waldgraf lud sie in seine Höhle ein und führte sie in einen Raum voller Gold und Edelsteine. Auch zwei Beile lagen dort. Der Höhlenbewohner erlaubte den beiden Männern, sich etwas auszusuchen – sie nahmen sich nur die beiden Beile. Der Waldgraf war darüber so erfreut, dass er ihnen beim Holzhacken half. Sie fällten so viele Bäume wie nie zuvor. Der geheimnisvolle Mann verbot den beiden Holzfäller aber, irgendjemand von ihm zu erzählen. Einer der beiden hielt sich nicht daran – seitdem hat niemand mehr den Waldgrafen gesehen. Den Hohlen Stein kann man sich aber heute noch ansehen. Die Höhle ist ein Haltepunkt auf dem Karstwanderweg bei Laichingen. Der Hohle Stein hat nur eine große Halle, die 12 Meter lang und 22 Meter breit ist. (132)

Frage und Antwort stammen aus dem „Spatzenspiel“ von SWR4 Schwaben Radio (nachlesbar auf der Website www.swr.de). Der aus Laichingen stammende Lehrer Christian August Schnerring (1870–1951) veröffentlichte die Sage 1905 in den „Württembergischen Volksbüchern“ in literarisierter Form. Da Schnerring als Fälscher der antisemitischen „Laichinger Hungerchronik“ entlarvt werden konnte, muss offen gelassen werden, ob es tatsächlich eine volkstümliche Überlieferung vom Waldgrafen gegeben hat. Im Konferenzaufsatz von Lehrer Schurr 1900 erscheint ein Hinweis auf die Sagenpublikation durch Schnerring als Nachtrag. Daraus darf man vielleicht schließen, dass die Geschichte um 1900 gar nicht allgemein bekannt war oder dass es sie noch gar nicht gab.

Hundersingen

Sage von Hohen-Hundersingen

Unter den Ruinen des Lauterthals hat das alterthümlichste Aussehen wohl die, welche auf einem steilen Berge über dem Dorfe Hundersingen sich erhebt, und von dem Landvolke in jener Gegend Hohenhundersingen genannt wird. Diese Burg war ehemals, wie wohl alle andern in der Nachbarschaft, von Raubrittern bewohnt. Der letzte der Herrn von Hohenhundersingen war, wie man mir erzählte, ein gar trotziger und wilder Wegelagerer, und behandelte seine Umgebung, und besonders seine Dienerschaft grausam. Einst wurde einer seiner Knechte wegen eines ganz geringen Vergehens mit der äussersten Härte bestraft, wofür er aber sich zu rächen beschloß. Denn als einst der Kaiser (wahrscheinlich Rudolph von Habsburg) den Übermuth des schwäbischen Adels züchtigte, hörte er von einem Herrn von Hundersingen, daß er die Straßen unsicher mache und die Vorüberreisenden beraube. Alsbald gab er einem sehr tapfern Hauptmann den Befehl, diesen Ritter gefangen zu nehmen. Aber dessen Burg war sehr fest, und mit Vertheidigern und Lebensmitteln wohl versehen, so daß der kaiserliche Hauptmann sie schwerlich eingenommen haben würde, hätte nicht jener Knecht Nachts ihm und seiner ganzen Mannschaft über die Mauer geholfen. In dem Blutbade, das jetzt entstand, brachte jener Knecht dem Herrn von Hundersingen mehrere Wunden bei, an denen dieser bald starb. Aber die Strafe für seine Verrätherie ereilte den Knecht gar bald, denn als er, von dem kaiserlichen Hauptmann reichlich belohnt, sich ausser Lands begeben wollte, wurde er von den Unterthanen des gemordeten Ritters, die dem Gemetzel entgangen waren erschlagen. Sein Geist hat noch jetzt im Grabe keine Ruhe, denn allmählig [lies: allnächtlich] erblickt man ihn in den Trümmern der Burg. (133)

Bichishausen

Burg Bichishausen

In dem von der Natur so reich begabten Thale der Lauter, die das Oberamt Münsingen durchfließt, stehen mehrere bemerkenswerthe Ruinen, wie Hohenhuntersingen, Hohengundelfingen und andere. Unter diesen ist nicht die unbedeutendste die von Bichishausen, an deren Fuß ein Dorf gleichen Namens liegt. Von dieser habe ich an Ort und Stelle folgende Geschichte erzählen hören.

Vor vielen hundert Jahren lebte hier ein tapferer Graf aus dem alten Geschlechte der Butler, der einer der verwegensten Wegelagerer war, und welchen seine fromme Gemahlin vergebens von seinen Raubzügen zurückzuhalten suchte. Einst fiel er einen reisenden Kaufmann an, und führte ihn gefangen auf sein Schloß, wo er ihn zu Tode marterte, um von ihm Geld zu



Ruine der Burg Bichishausen im Großen Lautertal

erpressen. Von dieser Zeit an hatte der Graf keine Ruhe mehr, so daß er sich in der Lauter, die damals viel grösser war, als jetzt, ertränkte. Nachdem die Gräfin seinen Leichnam aufgefunden hatte, baute sie eine Kirche, worin sie ihn begraben ließ. Dieses Grab wird noch jetzt gezeigt.

Die Burg Büchishausen wurde im Dreißigjährigen Krieg von den Schweden zerstört. (134)

Die Sagen zu den Lautertal-Burgen Bichishausen und Hohenhundersingen wurden von einem Schüler Albert Schotts 1847 aufgeschrieben.

Gundelfingen

Fels geht trinken

Der große Fels bei Gundelfingen geht am Karfreitag beim Eلفuhrleuten zum Trinken an die Lauter. (135)

Indelhausen

S'Geistfelsele

Bei Indelhausen im Lauterthal ist ein Felsen, „s'Geistfelsele“ geheißen. Die Kinder fürchten sich sehr an ihm vorüber zu gehen; sind sie aber einige Schritte abwegs, dann kriegen sie ein Herz und fangen laut gegen den Felsen hin zu schreien:

Hans Goist!

Hat's Fidla wola Loist!

Dann aber laufen die Jungen über Kopf und Hals davon in's Dorf hinab. (136)

Anton Birlinger erläutert Loist als Schusterleisten, Fidla ist der Hintern, aber der Rest des Dialekt-Satzes ist unklar. Hans Reyhing (1925)

und später Rudolf Kapff gaben folgende Lesart: „Hot's Füdle voller Leist!“ Schon die Münsinger Oberamtsbeschreibung von 1912, die diese Sage als vom Volk vergessen auflistet, hatte „Fiedle voller Leist“ interpretiert.

Erbstetten

Ritter kegelt mit Schädeln

Geistergeschichten und Ortssagen zusammen gibt es über die zerfallenen Schlösser Wartstein, Monsberg samt dem angeblichen Kloster St. Ruprecht auf Erbstetter Markung. Im ersteren erscheint ein mit Schädeln kegelnder Ritter, ein Schloßfräulein und ein schätzhütender Pudel, auch kommt dort Gold zutage, aus der Ferne glänzend, in der Nähe wie Kohlen aussehend, in der Tasche dessen, der ein Stück mitnimmt, zum Gold zurückkehrend, auch wie solches klingend, wenn man es den Berg hinabrollend läßt. Die Bewohner des Schlosses sollen einst zusammen mit denen des Schlosses Monsberg und den Mönchen von St. Ruprecht die Kaufleute ausgeplündert haben, die auf einer sagenhaften Straße durch jenes jetzt straßenlose enge Talstück zogen. Die Schlösser und das Kloster hätten sich hierzu mit Fahnen und Lichtern Zeichen gegeben. (137)

„St. Ruprecht“ ist in Wirklichkeit die Ruine einer Adelsburg aus dem 11./12. Jahrhundert. Der erstmals 1825 für die Burg bezeugte Name geht vermutlich auf das Kloster St. Trudpert im Schwarzwald zurück, für das auch die Namensform St. Ruprecht belegt ist und das in der Nähe, in Munderkingen, begütert war. 1422 ist nahe bei den beiden Burgen Monsberg und „St. Ruprecht“ ein Acker „genannt St. Ruprechts Acker“ belegt, etwa einen halben Kilometer nordöstlich der Burg „St. Ruprecht“. Der Name dürfte also später auf die Burg übertragen worden sein.

Dächingen

Die Sage vom Pudel zu Hochdorf

Hochdorf war noch im 12. Jahrhundert ein adeliges Schlößlein auf einem mäßigen Kreiden-Hügel der Alb zwischen Dächingen und Mundingen. Von Ruinen sieht man nichts mer. Der letzte dieses Geschlechtes, Junker Hans v. Hochdorf hat im 14. Jahrhundert für sich und seinen Ochsenknecht Hans einen ewigen Jartag in die Pfarrkirche zu Granheim gestiftet. Schon seit alten Zeiten gieng die Sage, daß im Schloßkeller eine volle Geldtruhe sich befinde, aber Niemand getraute sich, diesen Schatz zu erheben, da ein schwarzer Pudel mit feuriger Zunge und feurigen Diamanten-Augen auf der Kiste size. Es mag von jetzt ab circa 80 Jare sein, daß 13 Bauren den Mut faßten und nach dem Keller gruben. Wol kamen sie biß zu im hin; allein alle ergrif unsäglicher Schrecken, einer Namens Link wurde sogar wansinnig und starb nach wenigen Tagen. (138)

Der verschwundene Ort („Wüstung“) Hochdorf grenzte sich noch im 19. Jahrhundert als eigener Zehntbezirk in Dächingen ab.

Hayingen

Vehmgericht im Gerberloch

Das Gerberloch, gleichfalls im Lauterthale, am südlichen, steilen, fast senkrechten Felsenabhang der Burghalde. Seine Oeffnung gleicht einem hohen gothischen Thore; sie führt zu einer ungefähr 60–80 Fuß langen, 15–20 Fuß breiten und eben so hohen Halle mit Stalaktiten geziert. Am Ende derselben gelangt man an einen Schlund, durch den man nicht anders, als liegend, kommen kann. An dem Eingang des Gerberlochs waren noch vor wenigen Jahren eiserne, in die Felsen eingegossene, Kegel von einem Thore zu sehen. Nach der Behauptung

des Volks soll die Höhle hinter dem erwähnten Schlunde sich erweitern und durch den ganzen Berg hinab, bis Indelhausen fortsetzen; ein Mann von Hayingen soll sie vor längerer Zeit untersucht und mitten in der Höhle steinerne Treppen gefunden haben, welche theils nach oben auf die Ebene, theils in die Tiefe führen. Da zu Hayingen der Sage nach ein Vehmgericht gewesen seyn und das alte Hayingen über der Höhle gestanden haben soll: so wird man leicht geneigt, in dieser Höhle einen ehemaligen Sitz jener gefürchteten Gerichte zu vermuthen. (139)

Der Auszug entstammt der Oberamtsbeschreibung Münsingen von 1825. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts waren Vorstellungen von geheimen Gerichten der Feme ungemein populär, wie beispielsweise Goethes „Götz von Berlichingen“ und Kleists „Kätchen von Heilbronn“ beweisen. Triviale Ritterromane jener Zeit, in denen Femegerichte unentbehrlich waren, haben öfters die Sagenbildung beeinflusst. Als man in Hayingen 1825 das halbe Rathaus abbrach, fand man riesenhafte Gebeine und mutmaßte, es könnten vom Vehmgericht „zum Tode verurteilte Ritter unter dem Gebäude des Rathauses begraben worden sein“. Femeegerichte gab es in Schwaben nicht. Eine in der Oberamtsbeschreibung auf Hayingen bezogene Urkunde bezieht sich in Wirklichkeit auf den westfälischen Freistuhl Höing bei Unna.

Bote muß die Hexe tragen

Ein Mann von Hayingen ging auf der Straße von Hayingen nach Indelhausen „botenweis“. Am Eingang in ein Seitenthal saß ihm regelmäßig eine Hexe auf den Rücken, welche er bis zu einem gewissen Käppele tragen mußte. Von dort fuhr sie jedesmal unter Getöse an ihren alten Standort zurück. Sah sich der Mann um, so bemerkte er, daß es ein altes Weiblein war, welches eine „Nudelhaube“ [kapuzenartige Kopfbedeckung] trug. (140)

Zwiefalten

*Der Schatz in der Kirche
zu Zwiefalten*

Ein Ritter v. Schelklingen war ein so leidenschaftlicher Jäger daß er auch an den höchsten Festtagen dem Waidwerk oblag. Einst hatte er am Karfreitag mit einem einzigen Diener bis in die Nacht hinein Wald und Feld durchstreift ohne etwas zu erjagen. Er wollte gerade heimkehren, da sprang ein Hirsch auf und setzte über den Weg. Der Ritter war so eilig hinter ihm her daß der Diener ihm nicht folgen konnte, und folgte dem Thier tief ihn den Wald hinein. Da sah er plötzlich anstatt des Hirsches eine weiße Frau und hielt sein Pferd an; zugleich wandte sich die Gestalt und rief: „was verfolgst du mich auf meinem Eigenthum? Dafür sollst du büßen.“ Erschrocken sprach der Ritter: „verzeiht, ich wußte nicht, daß das euer Revier ist“; damit kehrte er um und sprengte in den Wald hinein. Sein Pferd war aber so ermattet daß es einige Zeit nachher zu Boden stürzte und mit aller Mühe nicht wieder emporgebracht werden konnte. Während er so stund, vernahm er fernes Hundegebell, und da er mit seinem Nachbar in Feindschaft lebte, stieg er auf eine Eiche. Der Zug nahte und wirklich war der der ihn führte sein Todfeind, der Ritter von Loretto. Zum Unglück entdeckten ihn die Hunde und verriethen ihn, indem sie zornig an der Eiche hinaufbellten. So kam er in die Haft seines Feindes, der ihn in einen finstern Kerker sperrte. Als wieder Karfreitag wurde, trat die weiße Frau zu ihm und verhieß ihm Befreiung, wenn er am ersten Karfreitag nach seinem Tod so viel Geld in die Kirche zu Zwiefalten brächte als diese werth sei. Als er diß gelobt hatte ward er frei und wirklich sah man am Abende des bestimmten Tags seinen Geist durch die Kirche irren und zuletzt in einem Winkel etwas vergraben. So kehrt er jeden Karfreitag

Abend wieder und schwebt durch die Kirche als ob er etwas suche. (141)

Diese Geschichte zeichnete ein Schüler Albert Schotts 1846 auf.

Wassergeist bei Zwiefalten

Am „Kessel“, einer riesigen Quelle bei Zwiefalten, weidete einst eine Viehheerde. Ein Student ging an ihr vorüber und faßte einen schönen Stier beim Schwanz. Aber der Stier lief, was er vermochte, mit dem Studenten dem Kessel zu. Der Student konnte seine Hand nicht mehr loslassen und ward von dem Stier in's Wasser geschleppt. Beide versanken alsbald spurlos im Kessel. Die Quelle soll bis in die Hölle hinabreichen, so tief soll sie sein. Man glaubt, jener Stier, der Niemand gehörte, sei der Teufel gewesen. (142)

An der oberen Fils

Wiesensteig

Das steinerne Weib

In Wiesensteig wurden ehemals viele Hexen verbrannt, was besonders eine vornehme Frau bewirkte, welche die Mädchen und Weiber des Ortes angab, sich selbst aber stets herauszulügen verstand. Da waren wieder einmal fast sämmtliche Jungfrauen aus Wiesensteig als der Hexerei verdächtig in Untersuchung und sollten verurtheilt werden, obwohl sie fortwährend ihre Unschuld betheuert. Sie bewirkten jedoch so viel, daß man mit der Verbrennung zögerte und am folgenden Tage eine neue Untersuchung, die sie selbst gewünscht hatten, mit ihnen anstellen wollte. In der Nacht nun beteten diese Angeschuldigten, daß der Himmel doch ein Zeichen ihrer Unschuld geben möge. Und da geschah es, daß das Weib, durch welches sie verdächtigt worden, als es eben auf der Berghöhe spazieren gieng, in Stein verwandelt wurde.

Das ist die riesige Gestalt des steinernen Weibes bei Wiesensteig. Die Figur ist einige zwanzig Fuß hoch; sie setzt den rechten Fuß vorwärts, legt den rechten Arm über die Brust und hat ein lang herabwallendes Kleid an. – Als man am andern Morgen dieß Zeichen auf der Höhe erblickte, erschreck man, schlug den ganzen Prozeß nieder und verbrannte von der Zeit an keine Hexe mehr. (143)



Als Illustration der Sage wurde für die Leser der „Blätter des Schwäbischen Albvereins“ 1894 der Felsen, der bei entsprechenden Lichtverhältnissen den Betrachtern als versteinertes Weib erschien, als Frau dargestellt.

Die Wiesensteiger Hexenverbrennungen 1562/63 bildeten den Auftakt einer großen südwestdeutschen Verfolgungswelle und kosteten weit über 70 Menschen, überwiegend Frauen, das Leben. Als Hexenprozess-Sage, die – anders als die meisten Hexensagen – von der Unschuld der Frauen ausgeht, ist diese Sage untypisch. Von Ernst Meier aufgezeichnet, dürfte sie in der Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden sein. Andere – populärere – Sagen deuten die Felsnadel des Steinernen Weibs als hartherzige Frau, die aus Geiz ihre eigenen Kinder umbrachte, oder als Wiesensteigerin, die von ihrem Mann verflucht wurde, weil sie einmal den Löffel vergessen habe, als sie ihm das Essen brachte.

Käfer verschafft Geld

Vor Alters hieß es, wenn Einer gern Geld haben mochte, in Wiesensteig oder Umgegend: „Hättest du des Löwenwirts Käfer von Wiesensteig.“ Hatte Einer schnell Reichthum erworben, so hatte er des „Löwenwirts Käfer.“ Dieser Löwenwirt von Wiesensteig soll hinter seinem Haus auf dem Miste draußen einen Käfer gehabt haben, der die Eigenschaft hatte, daß man bei ihm jeden Morgen ein Stück Geld fand. Mal kam auch Einer aus der Umgegend zum Löwenwirt; er hätte gerne so viel Geld gehabt, daß er eine Kuh kaufen konnte. Sagte da zum Löwenwirt: „Gib mir deinen Geldkäfer, ich sollte so und so viel haben!“ Löwenwirt sagte, „draußen auf dem Miste hol ihn“, im Spaß, und meinte, er werde seiner los, denn es war ihm nicht wol bei der Sache. Der Mann nahm ihn in einer Schachtel mit fort und fand jeden Morgen zu seiner großen Freude ein Geldstück. Als er so viel hatte, als er zu einer Kuh brauchte, brachte er dem Löwenwirt wieder ordentlich den Käfer. Der war aber nicht mehr aus seinem Haus zu bringen, bis man ihn hinaus benedizirte. (144)

Anton Birlinger kommentierte 1861: „Des Löwenwirths Käfer von Wiesensteig ist der Gold und Butter bringende Sonnenkäfer, der Siebenpunkt.“

Schatz auf dem Kirchberg

Bei Wiesensteig ist der Kirchberg, in dem ein Schatz begraben ligt, der sich alle 100 Jahre sonnet. Eine ältere Frau war einstmal auf dem Kreuzberg, allwo eine Kapelle ist, und betete. Da sah sie auf den Kirchberg hin, und bemerkte ein über und überquellendes glänzendes Ding, das aus dem Boden herauskam wie ein Wasserquell. Sie dachte gleich an den Schatz, und eilte herab vom Kreuzberg auf ganz absonderlichem Wege, um

nicht „braffelt“ [ungebeten angesprochen] zu werden. Wie sie den Berg herankommt, und den andern hinauf will, redet sie unten der Müller an, und die Sache war vereitelt. Hätte sie ihren Rosenkranz können darauf werfen, so wäre der Schatz ihr gewesen. (145)

Das Tempelherrn-Kloster

Zunächst Wiesensteig auf dem s. g. Anger gegen Neidlingen hin soll in früherer Zeit ein Tempelherrn-Kloster gestanden haben. Wann dasselbe erbaut und zerstört wurde, ist nicht bekannt, doch sieht man noch Gewölbe und ein verfallenes Gemäuer. – Staatseigenthum. An diesem Platze findet man häufig Pfenninge und Bracteaten [Pfennigsorte aus dünnem Silberblech]. (146)

Unerklärliche Ruinen und archäologische Fundstellen wurden in der Traditionsbildung der frühen Neuzeit und des 19. Jahrhunderts nicht selten als ehemalige Templer-Niederlassungen ausgegeben. Vom Angerkloster erzählte man noch, alle Templer seien in einer einzigen Nacht ermordet und das Kloster zerstört worden.

Hohenstadt

Wie Hohenstadt lutherisch werden soll

Zur Zeit der sogenannten Reformation soll auch ein lutherischer Prediger nach Hohenstadt gekommen sein, um es zum Abfall zu bringen. Die Volkssage will, es sei Luther selbst gewesen. Die Weiber von Hohenstadt hielten sich wacker, sie jagten mit Besen und Stöcken den Prädikanten über vier Jau-chert Ackers weit hinaus, Mühlhausen zu. Man sagt, es sollen verkleidete Männer gewesen sein. Seit dieser Heldenthat haben die Weibslcute das Recht, beim Kirchenopfergang den Reihen zu eröffnen.



Der ewige Jude dargestellt als Wanderer mit Wanderstiefel
und Wanderstecken, undatierter Holzschnitt

Es sei mit dem „Lutherisch-werden“ schon so weit gekommen gewesen, daß man unter zwei Gestalten communicirte; ein runder Tisch steht seit jener Zeit da, der nachher zum Taftisch genommen wurde. Der Kelch war auch schon da, jetzt von Pfarrer Engelhart umgeschmolzen zu Festtagskännchen. (147)

In Hohenstadt wurde die württembergische Hälfte des Dorfes reformiert und besaß bis zur Rekatholisierung während des Dreißigjährigen Krieges (1634) einen eigenen lutherischen Prädikanten (Prediger).

Der ewig Jud in Hohenstatt

In Hohenstatt im Bettelhaus kehrte mal der „ewig Jud“ ein. Es war Mittags 12 Uhr. Er saß ganz still da und gab weder Red noch Antwort. Nach dem „Zwölfeläuten“ brach er wieder auf und zog seines Weges fort. Während der Mittagsglocke darf der ewig Jud nur rasten. (148)

Seit dem Mittelalter ist die anti-jüdisch gefärbte Erzählung von einem Juden, der aufgrund seines Verhaltens bei der Kreuzigung Christi nicht sterben kann und ewig umherirren muss, international verbreitet. In Altbach bei Esslingen erzählt eine Überlieferung von einer Inschrift, die „Ahasverus von Jerusalem“ 1766 dort selbst angebracht habe. (Seit einem gedruckten Pamphlet aus dem Jahr 1602 heißt der Jude im deutschen Sprachraum Ahasver.)

Drackenstein

Der Drache auf Drackenstein

In einem tiefen, wilden Albthale, dem sogenannten Drackensteiner Thälchen, das in das Filsthal mündet, liegt das Dorf Drackenstein. Ehemals stand hier auch ein Schloß, das densel-

ben Namen führte. In dem freistehenden Felsen, auf welchem die Kirche erbaut ist, befindet sich eine Höhle, das „Todtenloch“ und dem gegenüber liegt eine zweite Höhle, das „Drachenloch“, darin soll noch immer ein Drache hausen. Von diesem erzählt man sich folgende Geschichte. Einst hatte der Drache eines Kaisers Tochter geraubt und hielt sie fünf Jahre lang hier gefangen, indem er sie zu heirathen gedachte; aber sie wollte sich ihm nicht ergeben, wie sehr er sich auch um sie bemühte. Er schenkte ihr z. B. drei prachtvolle Kleider; auf dem einen war die Sonne abgebildet, auf dem andern der Mond, auf dem dritten die Sterne. Aber seine Bewerbungen wies sie immer zurück.

Da geschah es, daß sich ein Schneider, der aber nichts als Bälle machen konnte, in dieser Gegend verirrt und die Jungfrau allein auf dem Drackenstein antraf und sie fragte, ob sie sich auch verirrt habe. Da erzählte sie ihm: sie sei die einzige Tochter des Kaisers von Marokko. Eines Tags nämlich, als sie eben ihr Haar gemacht und sich geschmückt habe, sei ein Drache durchs Fenster geflogen, habe sie gefaßt und sei mit ihr übers Waßer geflogen und habe sie hieher gebracht, wo er sie nun schon fünf Jahre lang festhalte.

Darauf beredete sich die Jungfrau mit dem Schneider, daß sie fliehen wollten, und sie versprach demselben, wenn er sie glücklich von hier wegbringe, so wolle sie ihn heirathen und er solle dann Kaiser werden. Nun passten sie auf, zu welcher Zeit der Drache am längsten ausblieb, und als sie das wußten, giengen sie eines Abends mit einander fort. Der Schneider hatte die drei schönen Kleider der Prinzessin in seinen Ranzen gesteckt, und so wanderten sie munter und rüstig dahin, bis sie sicher waren, daß der Drache sie nicht mehr einhole. Da wurde die Reise aber dem Ballmacher zu lang und er sagte zu der Prinzessin, sie solle einstweilen nur allein nach Haus gehen, er wolle schon nachkommen. Und so trennte er sich von

ihr und zog eine andre Straße, lebte lustig und guter Dinge, bis er sein Geld vertrunken hatte, und dann reiste er gleichfalls nach der Kaiserstadt.

Da sah er vor einem Hause ein Netz mit Bällen hangen, und bekam plötzlich wieder Lust zu seinem Gewerbe und lies sich sogleich als Gesell annehmen. Dann las er nach einiger Zeit, wie der Kaiser ausschrieb: Wer binnen drei Monaten drei Kleider machen könne, auf denen Sonne, Mond und die Sterne stünden, der solle zehntausend Gulden bekommen. Es müsse aber jeden Monat eins fertig werden; zugleich wollte der Kaiser für jeden Monat tausend Gulden als Vorschuß geben. Da fielen dem Ballmacher die drei Kleider wieder ein, die er noch in seinem Ranzen hatte, und weil sich sonst Niemand fand, der solche Kleider zu machen verstand, so sagte er endlich zu seinem Meister: er könne die Kleider für des Kaisers Tochter machen, worauf der Meister es sogleich dem Kaiser meldete und tausend Gulden zum Voraus erhielt. Die übergab er seinem Gesellen, damit er sich kaufen könne, was er nöthig hätte. Allein der Gesell gieng alsbald ins Wirthshaus und aß und trank mit seinen Kameraden und fuhr in schönen Wagen umher, bis der letzte Tag des Monats heranrückte. Da ward es dem Meister himmelangst, als er noch nichts von dem Kleide sah, und er dachte: wird es nicht fertig, so kann dirs den Kopf kosten. Deshalb stellte er den Gesellen zur Rede. Der aber gab ihm gute Antwort und sprach: „Ich kann nur bei Nacht, wenn ich einen Rausch habe, an dem Kleide arbeiten, und deshalb muß ich den Tag über im Wirthshause zubringen.“ Und richtig übergab er auch dem Meister am folgenden Morgen das erste Kleid, auf dem die Sonne dargestellt war. Wie das des Kaisers Tochter sah, sprach sie: „es ist grad so wie das Kleid, das der Drache mir gegeben hatte.“ Darauf erhielt der Meister abermals tausend Gulden als Vorschuß, die er wieder seinem Gesellen gab. Der machte es nun ebenso wie im ersten Monat

und verjubelte das Geld. Nach vier Wochen aber übergab er dem Meister das zweite Kleid mit dem Monde. Als er dieß dem Kaiser brachte, sagte die Tochter wieder: „es ist ganz so wie das, was der Drache mir geschenkt,“ und verlangte, daß der Gesell das letzte Kleid, sobald es fertig sei, selbst überbringen solle.

Das war gut: der Gesell bekam noch einmal tausend Gulden, lebte lustig davon, und überbrachte dann nach vier Wochen das Sternkleid selbst der Prinzessin. Die erkannte alsbald ihren Erretter, fiel ihm um den Hals und herzte und küßte ihn; und nicht lange darauf hielten sie Hochzeit, und dann ist der Ballmacher noch Kaiser geworden. (149)

Was Ernst Meier in Owen aufzeichnete, ist ein örtlich lokalisiertes Zaubermärchen. Das Drachenloch bei Drackenstein, das nur wenige Meter tief war, wurde beim Autobahnbau zerstört. Es gibt noch weitere (jüngere) Geschichten von einem Drachenkampf am Drachenloch. 1854 ließ der katholische Pfarrer Anton Maierhöfer (1806–1866), bis 1853 Pfarrer in Hohenstadt, ein in der Zeit der Kreuzzüge spielendes Schauspiel „Der Drachen-Ritter“ drucken. Es tritt auf der Drachenritter Waifarius, der von einer Hexe, die im Steinernen Weib lebt, in einen Drachen verwandelt wurde und nur alle 50 Jahre eine Stunde Mensch sein darf.

Der Drachen-Ritter,

oder

Denkwürdigkeiten

der

Wiesensteiger Alp.

Gruibingen

Geist im Zwiłhsack

Ein Mann und ein Weib kamen mit einem zweirädrigen Karren durch Gruibingen. Obwohl auf dem Karren nur ein leerer Zwiłhsack lag, mußten sie beim Ziehen stark schwitzen. Denn in dem Sack war ein Geist eingesperrt. Sie fragten hier, wo es zum Teufelsloch gehe, dort warfen sie dann den Geist hinunter. (150)

Gosbach

Die alte Gans

Als vor hundert Jahren ein Gosbacher von Merklingen nach Hause ging, fand er in den Mäherwiesen eine Gans. Er steckte das Tier in seinen Zwerchsack und schob denselben über Nacht hinter den Ofen. Beim Gebetläuten um 5 Uhr morgens entdeckte er statt der Gans ein altes Weiblein, welches er dann aus dem Hause wies. (151)

In Großkuchen auf dem Härtsfeld wurde erzählt, einmal hätten sich die Gänse wie besessen gebärdet. Als der Nattheimer Schäfer empfahl, eine der Gänse in den geheizten Backofen zu stecken, erschien eine Frau und bat inständig, davon abzusehen. In Reutlingen nahm ein Mann eine herrenlose Gans mit und fand am nächsten Morgen eine nackte Frau im Stall. Hintergrund ist jedesmal die Tierverwandlung der Hexe.

Ditzenbach

Der Breithut

Am „Feldamend“, der früheren Grenze zwischen Bad Ditzenbach und Auendorf, geht der Breithut um. Alle, die des Nachts über das kleine Brückle gehen, fürchten sich vor ihm. (152)

Der Breit- oder Langhut war bereits im 19. Jahrhundert in der Umgebung Wiesensteigs berüchtigt. Jürgen Kettenmann gab 1975 als Quelle an: „Mündlich aus Bad Ditzenbach und Kirchheim unter Teck“.

Auendorf

Erinnerung an den Hochzeitstag

Als einer zu Ganslosen, einem Dorff in Schwabenland, Hochzeit gehalten, ist eine Brunst ausgekommen und dabei merckte er seinen Ehrentag. Als ihn nun einer fragte, wann er zur Kirchen gewest, sagte er: „Wann es zu Ganslosen wider brennt, so ist es ein Jahr, daß ich zu Kirchen gegangen.“ (153)

Was der Nürnberger Poet Georg Philipp Harsdörffer 1656 über Ganslosen erzählte, ist nur ein Beispiel für die vielfältigen Schwank-erzählungen, mit denen man sich über die angeblich so einfältigen Bauern von Ganslosen, das als schwäbisches Schilda galt, vom 16. bis 19. Jahrhundert lustig machte. 1848 waren es die Einwohner leid, zumal es wegen dem ständigen Spott immer wieder Schlägereien gegeben hatte, und beantragten eine Umbenennung. Am 3. März 1849 entsprach der württembergische König der Bitte, und Ganslosen hieß fortan Auendorf. Der neue Name wurde scherzhaft als „au ein Dorf“ gedeutet.

Schlat

Der Fuchseckschäfer

Noch erwähnen wir hier kurz der Sage vom „Fuchseckschäfer“, der sich hin und wieder mit Hund und Herde an freundlichen Sommerabenden blicken läßt. Denn einst lebte auf Fuchseck ein Schäfer, der mit Hülfe des Bösen seine Schafe in Raben verwandelte und sie also ungestört die grasreichen Auen um Schlath abweiden ließ, indessen er sich bei einem Schoppen im Dorfe gütlich that. Nun aber muß er, zur Warnung für alle Schäfer, alljährlich oder in zwei Jahren ein Mal mit vielen großen und kleinen Schafen bald höher und bald tiefer über jenen Stellen, die er verdorben, in der Luft schweben. (154)

Eine von Ernst Meier aufgezeichnete andere Fassung sagt, der Fuchseckschäfer habe seine Schafe in Mücken verwandeln können. Eine dritte Version sieht die Verwandlung des Schäfers und seiner Schafe in Mücken als Strafe dafür, dass er den Sonntag nicht geheiligt habe. Als natürliche Erklärung der Erscheinung hat man vorgeschlagen: Es sind Ameisenschwärme auf ihrem sommerlichen Hochzeitsflug.

Unterböhringen

Burg Rommental

Der Platz heißt noch jetzt „Schloßbuckel“ und „Pelzbuckel“. In demselben befindet sich der Sage nach eine volle Geldtruhe, die von dem „Pelzweiblein“ gehütet wird. Dieser „Geist“ führt zur Nachtzeit die Vorübergehenden gern irre, möchte aber doch erlöst werden. Er ist aber so fürchterlich anzuschauen, daß noch Niemand die Proben, die damit verbunden sind, zu bestehen vermochte. (155)

Nur noch wenige Mauerreste zeugen von der Burg Oberrommental, die verschwiegen im Schlater Wald auf einer Anhöhe (553 m ü. NN)

liegt. Sie gehört zur Markung Bad Überkingen-Unterböhringen. In Unterböhringen erzählte man von der „Pelzmurre“, die insbesondere Schmuggler irreführte, aber auch die Brücke über den Grenzbach zwischen württembergischem und Ulmer Territorium verschwinden ließ.

Hausen an der Fils

Der Weigoldsberg

Von dem sagenhaften Weigoldsberg (1363 Wigelinsstain genannt) erzählen die hiesigen Bewohner, daß auf der Spitze des Berges auch eine Burg stand und daß man von innen heraus ein solches Getöse und Krachen gehört habe, wie wenn große Erd- und Gesteinsmassen in eine ungeheure Tiefe fielen. (156)

So Schullehrer Schöll im Jahr 1900. Auf dem Berg stand nie eine Burg.

Geislingen an der Steige

Der Geißelstein

Bei einer Ueberschwemmung ertranken die zwei jungen Söhne des Grafen von Geißelstein in der Nähe seines Schloßes bei Geißlingen, und damit war der Stamm erloschen. Der alte Vater spähte aus der Höhle eines Felsen unterhalb des Schloßes ins Thal herab nach den Knaben und ward nicht müde, immer nach ihnen auszuschauen, bis er endlich an dieser Stelle zu Stein wurde. – Wenn man oben vom Geißelstein herabblickt, sieht man da unten noch immer aus der Oeffnung der Höhle das versteinerte Haupt des alten Grafen hervorstehn. (157)

Was Ernst Meier für seine 1852 gedruckte Sammlung mündlich aus Geislingen aufzeichnete, ist die Zusammenfassung einer Sagenballade des späteren Juristen Gustav Hohbach (1803–1850), die Gustav Schwab in seinem Albführer von 1823 abgedruckt hatte.

Michelsberg bei Geislingen (Alp)

Auf demselben stand in der Heidenzeit ein Tempel der Mondgöttin, den Bonifacius in einen christlichen verwandelte und dem Erzengel Michael weihte. Dieser machte nemlich damals einen Flug über die Erde, und ließ sich namentlich auf diesem Berg nieder, um den Teufel zu bekämpfen der sich der Ausbreitung des Christenthums mit aller Macht widersetzte. Michael siegte; eine Feder aus seinem Flügel die er während des heftigen Kampfes verloren hatte, ward lange Zeit in der Kirche aufbewahrt. (158)

Auf einem Ausläufer des Michelbergs lag die im 16. Jahrhundert abgebrochene Michaelskirche von Geislingen-Altenstadt. Schotts Schüler Hummel, der diese „Sage“ 1845 aufschrieb, hatte wohl Eduard Mörikes Gedicht „Erzengel Michaels Feder“ (Erstdruck 1838) gelesen. Er übertrug einfach die mit dem Michaelsberg im Zabergäu verbundene Überlieferung nach Geislingen.

Die Nonne

Ein Graf von Geiselstein hatte wegen eines Gelübdes seine schöne Tochter schon früh in das Frauenkloster der heiligen Engelbertha, das sich am Fuße der schwäbischen Alb, im Filsthale befand, gebracht. Als sie nun zur Jungfrau gereift war, und für immer dem Nonnenleben geweiht werden sollte, traf sie bei dem feierlichen Zuge in die Klosterkirche, einen Ritter, der still grüßte und einen Eindruck in ihrem Herzen zurückließ. Jedoch legte sie ihr Entsagungsgelübde ab. Der schöne Ritter aber beschäftigte sie Tag und Nacht. Nicht minder sehnte sich auch der junge Ritter zu der schönen Nonne hin, und wagte es endlich bei Nacht, ihrer Zelle zu nahen. Er wußte sie ans Fenster zu locken. Da kosten sie nun viel und manche Mitternacht hindurch, ohne daß die schöne Nonne eine

Sünde darin erkannt hätte. Auch blieb diese Liebe Jedermann verborgen. Da verdunkelte sich aber an einem Frühlingstage der Himmel und ein Gewitter mit Hagel, Blitz und Donner stieg herauf so furchtbar, wie man noch nie ein Gewitter erlebt hatte. Alles bebte, und betete auf den Knien zu Gott um Erbarmen; allein es tobte nur immer entsetzlicher drei Tage und 3 Nächte. Da sprach die fromme Äbtissin am Morgen des vierten Tags zu den versammelten Schwestern: sie habe eine nächtliche Erscheinung gehabt. Eine unter ihnen müsse unreinen Herzens sein und nur durch die Entfernung dieser Sündigen könne das zürnende Wetter beschwichtigt werden. Da bekannte die junge Nonne ihre Schuld, ward sofort von den Klosterschwestern hinausgeführt und dem göttlichen Gerichte Preis gegeben. Wie sie aber aus der Klosterpforte trat, sprengte der schöne Ritter daher, hub die Geliebte auf sein Pferd und jagte mit ihr davon. Doch ein Blitz zuckte und traf die Liebenden daß sie zu Leichen wurden. Da schwieg der Sturm und der Himmel hellte sich wieder auf. (159)

Nicht nur weil von einem Frauenkloster der hl. Engelbertha im Fils-tal nichts bekannt ist, kann man diese „Sage“ leicht als romantische Erfindung entlarven. Ernst Meier fasste die Erzählung „Die Nonne“ von Johannes Scherr (Sagen aus Schwabenland, 1836) zusammen.

Schatzfund im Geiselstein

Den 25. Okt. 1768.

Hochgeehrtester Herr,

Hier hat sich folgende Neuigkeit zugetragen. Ein Schäfer entdeckte auf dem Geiselstein ein Loch, und als er hineinstieg, so fand er eine eiserne Kiste, worinnen folgende Kostbarkeiten sich befanden:

1. 100 geschnittene Federn, welche Alles selbst schön und orthographisch schreiben können.
2. Eine Brille, durch welche der dummste Mensch Alles lesen kann.
3. Ein pulverisirter guter Menschenverstand, den man wie Schnupftabak in das Hirn hinaufziehen kann.
4. Etliche Gläser Gedächtnistropfen, womit sich Diejenigen, welche ihren Catechismus, ihre Sprüche, Lieder nicht auswendig lernen wollen, alle Morgen und Abend um die Schläfe schmieren müssen.
5. 3 Dutzend Feldteufel in Futteralen, welche die bösen Buben bei den Ohren schütteln, wann sie gottlose Streiche anstellen.
6. 10 Pfund gestankvertreibende Salbe, womit sich diejenigen schmieren können, die das ganze Jahr wie die Böcke stinken.
7. Ein Stimmhammer, womit man diejenigen Hälse stimmen kann, welche rauhe Eselsstimmen haben.
8. Ein Hobel, womit man alle groben Flegel hobeln kann.
9. Ein Zauberspiegel, worin man alle Tagediebe, Fresser, Flucher, Unflätige und Dummköpfe erkennen kann u. s. f.

Diese und andere Raritäten sind allhier in Geislingen um billige Preise zu haben. – In unserer Schule könnte man sie wohl brauchen, wann nur das Geld nicht so klemm wäre. Ich verharre

Dero ergebenster Diener

Doktor Niklas Quacksalber (160)

Der scharfzüngige Literat Christian Friedrich Daniel Schubart (1739–1791) ließ in seiner Geislinger Schulmeisterzeit die Schüler geistreiche Diktate schreiben. Hier nimmt er die abergläubischen Vorstellungen im Zusammenhang mit Schatzfunden aufs Korn.

Das Wunderbrünnlein

Horch, was kommt daher gezogen
Aus dem engen Thor?
Traurigernt, mit dumpfem Murmeln
Drängt es sich hervor.
Todesbleich in ihrer Mitten
Kommt ein Sünder hergeschritten.

An dem Platze des Gerichtes
Ist man angelangt,
Wo er kurze Zeit zur Rede
Flehentlich verlangt;
Und man fühlet noch Erbarmen,
Und gewähret sie dem Armen.

Und mit wehmuthsvoller Stimme
Also er beginnt:
„Wie ein Strom im dürren Sande
Schmählich oft verrinnt,
So verrinnet auch mein Leben,
Das mir Freude nie gegeben.

Unrecht habt ihr mich gerichtet,
Schuldlos ist dies Herz.
Glaubt mir's! drum wenn meine Seele
Flieget himmelwärts,
So entströme klar und helle
Diesem Felsen eine Quelle!“

Spricht's und sinket unterm Schwerte,
Und der Henker fragt:
„Richter hab' ich recht gerichtet?“

Aber eh' er's sagt,
Sieh, da rieselt klar und helle
Aus dem Felsen eine Quelle.

Und das Volk erblaßt und betet,
Und der Richter spricht:
„Herr, mein Gott! Wie ich gerichtet
Richte du mich nicht!“
Und noch heute strömet helle
Aus dem Felsen jene Quelle. (161)

Gustav Schwab hat 1823 dieses Gedicht von Gustav Hohbach (1803–1850) als „Zweite Geißlinger Volkssage“ in seine „Neckarseite der Schwäbischen Alb“ aufgenommen. Das Poem des Juristen Hohbach spiegelt die damalige Beliebtheit von Geschichten über unschuldig Hingerichtete. Das Galgenbrünnele (mit Trog von 1861) kann an der Geislinger Steige in Augenschein genommen werden. Unterhalb des Galgenbrünneles, auf den „Weiherwiesen“, befand sich die Richtstätte (letzte Hinrichtung: 1834).



Der Galgenbrunnen an der Geislinger Steige aus dem Jahr 1861,
der steinerne Aufsatz stammt aus dem Jahr 1898

Im Land der Sibylle von der Teck

Owen

Das Sibyllenloch

Auf der nordwestlichen Seite des Teckberges befindet sich eine bedeutende Faltenhöhle, welche man das Sibyllenloch nennt. Je mehr nun der Reisende von hier aus durch die sehr schöne Aussicht überrascht wird, desto aufmerksamer lauscht er auf die Erzählung einer Sage von dieser Höhle.

Eine solche Sage von der angeblichen Sibylle zerfällt in 4 Haupttheile:

- 1) wird die nach und nach sich verengende Fortsetzung der Höhle als die Wohnung der Sibylle bezeichnet, welche zwei Ausgänge habe, den einen nämlich durch den schon bezeichneten Ort, den andern durch einen in der Nähe des eine Stunde weit entfernten Dorfes Schopfloch, welchen letzteren man durch eine Ente beweisen will, die in der Höhle eingelassen wurde und bei Schopfloch herauskam. An diesen engern Höhlengang knüpft sich
- 2) die Sage an, daß in dem engern Raum des Berges ein großer Schatz aus Gold von einem schwarzen Pudel bewacht werde. Wer an diese Stelle komme und mit dem Pudel zu sprechen im Stande sei, dürfe Gold mit sich nehmen, so viel er nur tragen könne. Allein die Sage begnügt sich nicht nur mit dem Innern der Höhle, sondern dehnt sich auch

- 3) auf die äußere Umgebung aus. Die Sibylle äussere nemlich eine solche Schutzmacht auf einen Umkreis von 3 Stunden um die Teck herum, daß kein verheerender Krieg in keiner Hinsicht bedeutenden Schaden dieser Umgegend zufügen könne. Eine besondere Spur von dem wirklichen daseyn will man
- 4) daraus ableiten, daß in gerader, nordwestlicher Richtung von der Höhle aus von Pfingsten bis zur Erntezeit auf dem Thalgrunde besonders in den Saatsfeldern 3 mehr in's Grüne als die übrigen Felder, stehende Linien sichtbar seyn sollen. Zwei Linien davon sollen die Leise der Räder von dem Wagen der Sibylle und eine die Bahn des Hundes bezeichnen. (162)

Die populärste Sage des Kirchheimer Raums ist die von der Sibylle von der Teck, die als eine Art Schutzgöttin der Region betrachtet wird. Der Kirchheimer Lehrer Rolf Götz hat die Geschichte dieser Sage 1999 in einem eigenen Buch dargestellt, einer wichtigen Fallstudie zur lokalen Sagenbildung. Der aus dem Sagenkranz rund um die Sibylle ausgewählte Text stammt aus dem Jahr 1847 und einem Schüler (Oberprimaner) Albert Schotts namens Schmückle. Mehrere seiner Schüler lieferten Sibyllenloch-Sagen ab, die Schott wie folgt zusammenfasste:

Das Sibyllenloch

Die so geheißene Höhle an der Teck ist der Aufenthalt einer überirdischen Frau Namens Sibylle, durch deren Schutz die Gegend auf 3 Stunden im Umkreiß vor Kriegsschaden bewahrt bleibt. Drei Streifen die man zwischen Pfingsten und der Ernte von der Höhle ausgehen sieht bezeichnen den Weg der Sibylle: zwei rühren von den Rädern ihres Wagens her, die dritte von dem Hund, der sie begleitete. Dieser, ein schwarzer Pudel, bewacht im Innern einen großen Schatz: wer mit ihm zu sprechen versteht kann Gold mitnehmen soviel er will.

Als erster hatte Gustav Schwab 1823 in einer gedruckten Veröffentlichung das merkwürdige Phänomen der Sibyllenspur thematisiert:

Den Namen Sibyllenloch hat der Höhle ohne Zweifel auch die Volkssage gegeben. Eine Sibylle soll hier, als Prophetin und Hexe, gehaust haben, und mit feurigem Zauberwagen ins Thal hinabgefahren seyn. Auf der Stelle, über die der Wagen in der Ebne fuhr, verdorrt noch auf den heutigen Tag Gras, Kraut und Halm. Mit jedem Frühjahr erscheint der rothe Strich quer durch das Feld. Das Phänomen ist nicht zu läugnen. Kommt es vielleicht von einem unterirdischen Gang her, der eine Strecke Feldes unterminiert und das Wachstum hindert?

Einige Jahre früher liegt eine handschriftliche Erwähnung in einem Brief Schwabs an Wilhelm Grimm 1816. Schwab exzerpiert aus Johann Martin Rebstocks Beschreibung Württembergs 1699 zu Verena Beutlin und zum Sibyllenloch und merkt dazu an:

Die mündliche Sage in jener Gegend setzt noch hinzu, daß jene Sibylle mit Roß und Wagen von dem schroffen Felsloch alle Sommer herab ins Thal queerfeldein gefahren, davon der ganze Streif Landes den sie berührt verdorrt, die nahen Bäume das Laub verloren etc.

Auch der Nürtinger Seminarist Christian Ernst Häfner (geboren 1833) brachte aus den Ferien des Jahres 1850 folgende Sage zur Sibylenspur seinem Rektor Theodor Eisenlohr mit:

Besteigt man im Sommer, wenn die Frucht zu reifen anfängt, den Beiberg, einen Vorberg der Teck, so gewahrt man über die Aecker zwischen Dettingen und Owen 2 Fuhrleise [Fahrspuren], daneben sich eine Hundsfährde hinzieht, die durch das Gelberwerden der Frucht entstehen. Von dieser merkwürdigen Erscheinung rührt folgende Sage her:

Eine Gräfin der Teck, genannt Sybille sei einst über diese Aecker gefahren um ihren Bruder auf dem Schlosse Neuffen zu besuchen, der gerade Besitzer desselben war. Die Farth gieng anfänglich gut, als sie aber über die Fahrdobelbrücke,



Ausfahrt der Sibylle, Holzstich von Carl Schmauck, 1906

eine Brücke über die Lauter, gefahren und dort auf Wiesen-
grund gekommen, sei sie mit Mann und Roß und Wagen ver-
sunken.

Die 2 Fuhrleisten sollen nun die Spur der Wagenräder und
die Hundsfahrde die Tritte der Gräfin Hund, der ein Spitzer
gewesen sein soll, sein.

Seit einer Grabung im Jahr 1976 weiß man, dass die Sibyllenspur der
Rest eines bis dahin unbekanntes römischen Limes ist.

Die erste schriftliche Erwähnung des Sibyllenlochs 1531 ist Schatz-
gräbern zu verdanken, die im „Sibilla loch“ vergeblich gruben. Für
das 16. und 17. Jahrhundert sind noch weitere Grabungen von Schatz-
suchern dokumentiert, in der Höhle findig zu werden. Bissinger Bür-
ger, die 1690/91 nach dem Schatz suchten, waren überzeugt, der
Schatz werde von drei Gespenstern bewacht, von einer Schlange, ei-
nem Löwen und einem Bären. Der schwarze Hund als Schatzwächter
begegnet erstmals in der Beschreibung Württembergs von Johann
Martin Rebstock 1699.

Der Name der Höhle verweist wohl auf den Umkreis des schwäbi-
schen Frühhumanismus. Damals dürften Gelehrte den Gedanken
aufgebracht haben, eine der antiken Sibyllen habe hier gelebt. Im 19.
Jahrhundert haben dann Sagenversionen den Höhlennamen mit Vor-
stellungen verbunden, die aus der gedruckten Sibyllen-Weissagungs-
Literatur stammten. Bei Ernst Meier 1852 liest man eine lokale An-
eignung der verbreiteten Sibyllen-Weissagung vom Weltuntergang
und der Türkenschlacht bei Köln:

Sibylle war die Mutter der drei Brüder auf Wielandstein [...] und
vielleicht die beste und frömmste Frau, die je auf Erden
gelebt hat. Sie hatte ihre Wohnung in einer tiefen Höhle auf
Teck, die noch immer das Sibyllenloch heißt. Hier hat sie man-
cherlei geweißagt, was das Volk im Gedächtnis behalten. Na-
mentlich soll sie gesagt haben: die Welt werde nicht eher un-
tergehen, als bis „die zwölf Sibyllen“ wiederkämen. Ferner soll
am Rhein, in der Gegend von Köln ein Krieg ausbrechen, der
furchtbarer sein wird, als je ein Krieg gewesen. Zuerst werden

die Deutschen unterliegen; denn auch der Türke wird hier gegen uns streiten. Da werden die Männer im Lande so selten werden, daß sieben Weiber um einen Krüppel, den sie alle gern zum Ehemann haben möchten, sich schlagen werden. – Während dieses großen Kriegs wird es aber „drei Stund um Teck herum“ sicher sein. – Endlich wird der Deutsche dennoch siegen; denn Sibylle hat geweißagt:

„Zu Köln am Rhein

Soll des Türken sein Untergang sein.“

Verena Beutlin

Ein rundes Loch oder Höle in einen holen Felsen [...] wird das „Frena Beutlinsloch“ genennet, von einem Weib, Verena Beutlin, welche in dieser Höle gewohnt, biß sie zwey Huren-Kinder gebohren, von einem Ehmänn des Dorffs Beuren. Die Leute haben lange nichts davon gewußt; sie ist aber ergriffen worden, da sie ihr älteres Knäblein, welches schon etwas groß war, an der Hand in die Kirche führen konte. Diese Höle war so artig zugericht und mit allem nothwendigen Haußrath so geziert, daß sich die Leute, die zu der Mutter und zu den Kindern hinein krochen, darüber verwunderten. Die Höle hatte ein Loch durch den Felsen, wie ein Fenster, daß sie darinn etwas Licht haben konnten. Es war auch ein ander Loch, durch welches der Rauch hinaus gieng; welcher, ob er zwar wohl von denen, die unten im Thal wohnten, gesehen wurde, doch für eine natürliche Ausdünstung des Bergs gehalten worden. Man hat zwar den Liebhaber dieses Weibs öffters durch die Stadt Owen mit einer Haue und einem Rücken-Korb, darinn er Speisen trug, gehen gesehen; aber warum er in solchem Aufzug und mit Speisen durchgehen möchte, hätte man sich die wahre Ursach auch nicht im Traum vorstellen können. Man gedachte vielmehr alles andre, als, er arbeite etwa einem Owischen Bur-

ger im Weinberg. Man sagt, sie habe auch dem Mann auf dem Felsen ein Zeichen geben können, mit einem weissen oder rothen Tüchlein, daran er merken konnte, was für Sachen ihr nöthig wären. Wenn aber auch jemand das Tüchlein von ferne sahe, muthmassete er nichts böses, sondern glaubte, es sey ungefehr vom Wind dahin getrieben worden. Man war nemlich damals einfältiger als heutiges Tags. Da aber die Sache offenbar worden, hat man die Knaben heraus geführt und getauft. Die Beurer waren bey dieser Tauffe, von welchen dieses unser Owischer Pfarrer gehört hat. (163)

Der Owener Pfarrer war Lorenz Schentz (1534–1601), der Martin Crusius einen umfangreichen Brief zur Landeskunde und den Antiquitäten rund um die Teck schickte, den dieser in seinen lateinischen „Annales Suevici“ 1596 verwertete (hier zitiert nach der deutschen Übersetzung von Johann Jakob Moser 1733). Die ungewöhnliche Begebenheit ging über Crusius in die gelehrte Bildungswelt Württembergs ein. Bezeichnend ist, dass Ludwig Laistner, als er für sein Buch „Nebelsagen“ (1879) recherchierte, feststellen musste, die Sage scheine „im Volke völlig vergessen gewesen zu sein“ ebenso wie die Höhle selbst. Als Verena-Beutlins-Loch gilt heute eine Schachthöhle auf dem Teckberg, die mit der 31 Meter langen Veronikahöhle unterhalb des Gelben Felsen in Verbindung steht.

Seit Carl Theodor Griesinger 1841 hat die Geschichte eine dramatische Schlusspointe: Verena Beutlin wird als Ehebrecherin bzw. als Hexe verbrannt.

Die Belagerung der Teck

N[ota] man findt, als vor jaren Teck, das schloß bei Kirchen, beleget worden, haben die, so darin gelegen, ein rinds oder kalbs wanst uber das schloß außgeworffen, welche, als die veynd solches gesehen haben, sy besunder das rind mit gutem korn gemäfst und geäst worden, darauß abgenommen, das sy im schloß nit außzuhungern seye, diweyl noch frucht und vieh

bey ine, und seyen darauff abgezogen und die belegerung verlassen. Sie haben auch auß dem schloß sich vernemen lassen mit eynem sprichwort: „alß zu Teck lassen wir uns nit erschrecken, dan wir haben noch jar und tag der wecken“, und sollen noch bey Owen gegen Beyra zu vestigia castrorum [Überreste der Belagerung] sein. (164)

So der württembergische Historiker Andreas Rüttel der Ältere in einer Handschrift aus der Zeit um 1550. Die Vortäuschung von Nahrungsmittelüberschuss als Kriegslist ist das Kernmotiv unzähliger schwankhafter Belagerungssagen. Zum gleichen Typ gehört die unten wiedergegebene Geschichte vom Neuffener Esel. Das angeführte Sprichwort enthält ein Wortspiel: Die Rauten des Wappens der Herzöge von Teck hießen „Wecken“. Wecken sind aber auch im Schwäbischen die Brötchen.

Die Zwerge bei Owen

Alte Leute haben erzählt, daß es einmal eine Zeit gegeben, wo die Zwerge über die Menschen geherrscht haben und von diesen abgöttisch verehrt wurden. Sie waren nämlich überaus geschickte Aerzte, kannten die Kräfte der Wurzeln und Kräuter genau und hatten in der Umgegend von Owen viele Schlößer. Dahin giengen dann die Menschen, um sich heilen zu lassen, z. B. vom Aussatze und derartigen bösen Krankheiten. Der ganze Wald zwischen Owen und Frickenhausen, der nach den verschiedenen Theilen besondere Namen führt, z. B. Reigel, Glockenstuhl u. s. w., im Allgemeinen aber der Tiefenbacher Wald heißt, soll ganz voll von solchen Zwergen gewesen sein. Sehr gewöhnlich werden noch jetzt umgehende Geister in diesen Wald „beschworen“ und gebannt; daher es nicht geheuer darin ist. – Von jenen Zwergen aber sagt man, sie seien aus dem Morgenlande zu uns gekommen und hätten sich später wieder dahin zurückziehen müssen.

In dem Tiefenbacher Walde hat aber noch lange einer gehaust; man hat ihn nur das „lederne Mändle“ genannt, das hat oft die Menschen erschreckt, geneckt und irreführt. Auch glauben die Kinder, daß dieß kleine Männlein das Echo hervorbringe, und wenn sie ein solches im Tiefenbacher Walde oder sonst wo hören, so sagen sie: „das lederne Männle schreit“. Ebenso glaubt man in Beuren (zwischen Neuffen und Owen gelegen), daß das Echo von einem ledernen Männle oder Zwergle herrühre. (165)

Ernst Meiers Fassung (1852) wurde 1920 in Karl Mayers populärem Heimatbuch „Unter der Teck“ für die Schule bearbeitet, und zwar von der Lehrerin Maria Wolf (1895–1979). Sie löste sich weit von dem überlieferten Stoff, um die alte Geschichte den jüngeren Schülern auf anschauliche Weise nahezubringen. Auszug:

Als eure Urgroßmutter noch lebte, da war es lustig im Owener Walde! Gar oft sprang da ein Zwerglein über den Weg! [...] Wenn damals ein Bube Zahnweh hatte, ging der Vater mit ihm zum Zwergen-Doktor. Der wohnte in einem Schlosse aus lauter Glas mitten im Owener Wald. Ganz freundlich guckte er den Fritz an u. sagte: Mußt nicht so heulen! Es ist nicht schlimm. Dann setzte er seine Brille auf und holte ein silbernes Zänglein. Gerade wollte der Fritz schreien, – da hatte er den bösen Zahn schon in der Zange. Ich danke schön, Herr Zwergen-Doktor.

Bissingen an der Teck

Der Bürglesgoischt

Steil ansteigend ging nun der Weg hinauf zur Ruine Hahnenkamm. Eine Teilnehmerin erzählte die in Bissingen wohl bekannte Geschichte vom „Bürglesgoist“, den ein Bissinger, der zu tief ins Glas geschaut hatte, nächstens mit den Worten her-

ausforderte: „So – Bürglesgoist – jetzt komm!“ Kaum hatte er die Worte gesprochen, da erschien auch schon der Geist. Der Bissinger schlug gegen ihn mit dem Fuß aus, traf jedoch ins Leere. Sein Fuß aber blieb in ausgestreckter Haltung stehen. So fand man ihn am anderen Morgen. (166)

Entnommen ist diese Version der Sage vom Bürglesgeist, der wiederholt erschien, wenn man ihn um Mitternacht rief, dem Zeitungsbericht über eine Frühjahrswanderung mit Rolf Götz 2005. Erzählerisch ausgeschmückt ist sie in der Fassung der Lehrer Manfred Keller und Alfred Hub nachzulesen im Bissinger Heimatbuch (1952 und 1972). Der Bissinger Jurist Heinz Dangel (Jahrgang 1923) bestätigte mir, dass er die Sage in der Volksschule in Bissingen vom Lehrer und Mitschülern gehört habe. Wenn man brav sein sollte, hätten die Alten öfters gesagt: „Bass auf, sonschd kommd heud Nacht dr Bürglesgoischt“. Am Sonntag Nachmittag sei man oft aufs Bürgle gegangen.

Lenningen

Der Hexensprung

Gegen Mittag ist das Lenninger Thal, über welches einer, auf einem jährigen Kalb sitzend, soll gesprungen seyn, nemlich ein Hexenmeister, welcher gesagt habe, was hältstu von dem Sprung dieses jährigen Kalbs? ist er groß genug? Daher das Sprichwort: „Laß mir das einen feinen Sprung seyn von ein jährigen Kalb.“ (167)

Martin Crusius erzählt dies 1596 im gleichen Abschnitt wie die Geschichte von Verena Beutlin. Die Tradition eines Hexensprungs über das Lenninger Tal ist freilich schon in einem Werk des Dichters Hermann von Sachsenheim, der „Mörin“ (1453), greifbar. Danach ritt ein Bote in der Nacht auf einem von einer alten Frau mit Zaubersalbe bestrichenen Kalb von Urach nach Prag. Aber auf dem „Rückflug“ hielt er sich nicht an das Schweigegebot, rief angesichts des tiefen Albts bei Lenningen aus „das ist der schönste sprung, den ich von

kelber ye gesach“, fiel vom Kalb und musste den Rest zu Fuß gehen. Ein Nachahmer Hermanns von Sachsenheim spielt in seinem „Der neuen Liebe Buch“ (1486) darauf an, kennt aber zusätzlich noch den Namen des Reiters:

Das kalb das Jäcklin zoch
 Darab er thet den val
 By Urach ab dem tal
 Sprang nie der selben zyt
 Als dises ros so wyt.

Diepoldsburg und Rauber

Diepelspurg und Rauber: die Namen kommen oft mit der Sache selbst überein. Denn es sollen vor Zeiten Leute allda gewohnt haben, deren Gebrauch gewesen, auf Beuten auszugehen und vom Raube zu leben. Man kan es an zwey Mauren sehen, die von den Schlössern weit hinaus gehen; wer zwischen dieselbe hinein gebracht worden, war schon verlohren; wie alte Leute erzehlen. (168)

Gern erklärte und verband man in der frühen Neuzeit Burgruinen mit Raubrittergeschichten, wie diese Notiz bei Martin Crusius (1596) bezeugt. Das Wort Raubritter ist freilich erst für 1781 belegt.

Der Schatz auf dem Rauber

Auf einem waldigen Ausläufer des Breitensteins erhebt sich, rings von Felsen umgeben, der Rauber, eine jetzt beinah ganz zerfallene Ruine. Es stehen nur noch vier Wände der alten Burg, und der von ihnen eingeschloßne Raum ist mit Schlingpflanzen und Gebüsch überwachsen. Von dieser Ruine geht in der Umgegend folgende Sage:

Der Schäfer eines benachbarten Orts kam einmal in einer finstern Nacht in der Nähe des Raubers vorbei und sah da-

selbst ein Licht brennen. Neugierig begab er sich hinein, wo dasselbe herrühre, und erblickte hier eine Jungfrau, welche neben einem Feuer saß und ihn aufforderte, ihr zu folgen. Sie stiegen nun eine unter dem Gebüsch versteckte Wendeltreppe hinunter, und gelangten endlich vor eine grosse eiserne Thüre, welche, von der Jungfrau berührt, mit einem lauten Knall aufsprang. Jezt kamen sie in ein geräumiges Gewölbe, worin unermessliche Schätze aufgespeichert waren. Die Jungfrau sagte nun dem Schäfer, er könne sie erlösen und alle diese Schätze gewinnen, wenn er sich entschliesse, drei Thiere, welche ihm erscheinen werden, ohne Widerstreben zu küssen. Er ging den Vorschlag ein und legte bei den zwei ersten Thieren, einer Eule und einer Schlange, die Probe glücklich ab; als nun aber das dritte, eine große häßliche Kröte, kam, kostete es ihn einen schweren Kampf, seinen Abscheu gegen dieses Thier zu überwinden; endlich gewann die Geldgier in seinem Herzen die Oberhand, und er schickte sich an, auch die Kröte zu küssen; diese jedoch blähte sich auf, und wurde immer größer und häßlicher. Da konnte er sich nicht mehr halten, und schrie vor Entsetzen laut auf. Alsbald entstand ein entsetzliches Getöse, die Jungfrau verschwand und der Schäfer wurde von einer unsichtbaren Gewalt zum Gewölbe hinaus und ins Freie geschleudert, wo er bewußtlos liegen blieb. Als er endlich wieder zu sich kam, war es schon heller Tag, und er lag halb zertrümmert am Fusse eines Felsen der alten Ruine. (169)

Der langnasige Riese und der Schloßergesell

Der Herr auf dem „Rauber“, der zwischen Teck und Wielandstein liegt, ließ einst einen Schloßer aus Owen zu sich kommen und bestellte bei demselben ein so kostbares und kunstvolles Schloß, daß der Meister gestand, er selbst könne ein solches nicht machen; allein er habe einen sehr geschickten Gesel-

len, der werde es vielleicht können. Darauf mußte der Gesell zum „Rauber“ kommen und versprach, das Schloß sogleich zu verfertigen, jedoch unter der Bedingung, daß der Rauber ihm dafür seine Tochter zur Frau gebe. Ja, das wollte er gern thun und versprach dem Gesellen noch obendrein ein kleines Schlößlein, das leer stand, darin er mit seiner Frau wohnen könne. -

Nun machte der Gesell das kunstvolle Schloß für den Rauber und vergoldete es und bekam dafür die Tochter und eine kleine Burg als Belohnung. Kaum aber hatte er mit seiner Frau die neue Wohnung, die zwischen dem Rauber und der Teck lag, bezogen und wollte hier sein Handwerk fortsetzen, als sich ein Spukgeist in dem Schloße vernehmen ließ. Jeden Abend erschien nämlich ein großer Mann, der hatte eine Nase, ja die war wenigstens anderthalb Schuh lang, und guckte dem Schloßer beständig auf die Arbeit. Nachts aber tappte er in der Schlafkammer auf und ab. Endlich gelang es dem Schloßer eines Abends, als der Riesenkerl ihm wieder auf die Arbeit stierte, die lange Nase desselben zu faßen und in den Schraubenstock zu bringen, und ließ sie so lange fest eingeklemmt darin, bis er versprach, daß er nicht wieder kommen wolle. Dann ließ er ihn los, und er kam auch wirklich nicht wieder.

Nach einiger Zeit aber gieng der Schloßer einmal mit seiner Frau in dem schönen Walde spazieren, und wie sie eben an nichts weiter dachten, wen sahen sie daher kommen? - Den Mann mit der langen Nase! „Jetzt sind wir verloren! rief die Frau; ach wär ich doch bei meinem Vater geblieben!“ „Sei nur still, sprach der Mann und laß mich nur machen!“ Und sogleich ergriff er seine Frau und stellte sie auf den Kopf, daß die Füße in die Höhe standen wie die beiden Klammern eines Schraubenstocks. Wie das der lange Mann sah, blieb er erschrocken stehen und rief in näselndem Tone: „So? Du bist schon wieder da mit deinem verfluchten Schraubenstock!“

und wandte sich um und lief was er konnte, und hat sich nie wieder blicken lassen. (170)

Ernst Meier hörte das Märchen in Owen und nahm es in seine schwäbische Märchensammlung auf (nicht in die Sagensammlung). Es steht aufgrund der für Märchen untypischen regionalen Situierung zwischen Märchen und Sage.

Die drei Brüder auf Wielandstein

Auf einer hohen Felswand, eine Viertelstunde von Ober-Lenningen, liegen auf schroffen Felsen die Ruinen der dreifachen Burg „Wielandstein“, auch „Schlößlesruine“ genannt. Hier lebten in alten Zeiten drei Brüder in solcher Feindschaft mit einander, daß sie nicht einmal das Wasser aus einer gemeinsamen Quelle trinken mochten, sondern es aus drei verschiedenen Brunnen holten. Der Eine holte es aus dem „Wasserfall“ bei der Torfgrube (andre nennen statt dieser das nähergelegene Thal Dobel, wo sich gleichfalls eine Quelle befindet); der Andre schöpfte es aus dem Brunnen im Thal, das „Rinnebuckel“ heißt, und von wo ein Fußweg auf den Wielandstein führt, den die Brüder noch mit einander angelegt haben sollen; der Dritte endlich, der Inhaber der eigentlichen Burg Wielandstein, ließ es aus der Lauter holen, und gab der Magd jedesmal einen Wolf („statt eines Hundes“) als Führer mit. Zuletzt bauten sich zwei Brüder rechts und links vom Wielandstein eigene, kleinere Schlößer, von denen noch Spuren zu sehen sind. An dem einen, das mit seinen steilen Felsen wie ein Thurm ins Dobelthal ragt, will das Volk noch eine in Stein gehauene Kegelbahn erkennen; bei dem auf der andern Seite gelegenen sieht man einen Gartenplatz, in welchem vor einigen Jahrzehenden noch drei uralte Birnbäume gestanden sein sollen. So erzählt man in Ober-Lenningen.

In Owen dagegen sagte ein älterer Mann, ders von seinem Vater wußte: die Nebenschlösser bei Wielandstein seien bloß Burgställe des Hauptschlösses gewesen; die beiden andern Brüder hätten sich vielmehr auf dem „Rauber“ oder „Diepoldstein“ und auf der Teck angebaut, und die Sibylle sei die Mutter dieser drei Brüder gewesen. – Im ganzen Lenninger Thale aber sagt man, wenn Brüder uneinig sind und sich befeinden: „Ihr sind Kerle wie die drei Brüder auffem Schlöble!“ oder überhaupt, wenn Leute sich zanken, heißt es gleich: „Die sind wie die drei Brüder auffem Schlöble.“

Endlich erzählt man in Beuren: die drei Brüder vom Wielandstein hätten die Schlösser auf Teck, Neuffen und Urach bewohnt, und obwohl dieselben zwei Stunden weit aus einander liegen, doch durch ein Sprachrohr mit einander reden können. (171)

Dieser Text Ernst Meiers (1852) läßt besonders gut die Varianz mündlichen Erzählens erkennen. Sagen kursierten in mehreren unterschiedlichen Versionen, und man hat neugierig die Relikte des Feudalismus, die Burgen, mit anderen Stätten der eigenen Lebenswelt verknüpft und so Beziehungen hergestellt. Das angeführte Sprichwort dokumentiert die Popularität der Überlieferungen. Dieses Sprichwort hatte bereits Gustav Schwab gehört, der für seinen Albführer von 1823 eine Ballade „Die drei Brüder vom Wielandstein“ dichtete. Sie endet:

Und Nachts bis um den Hahnenschrei
 verlarvte Männer fechten drei
 Am Kreuzweg in dem Wald;
 Der Bauer ruft den Kindern klein:
 „Ei wollt ihr fromm und friedlich seyn?
 Horcht, horcht, wie Unfried schallt!“

Oberlenningen

Hexenbanner

Hier ist besonders über das traurige Kapitel „Hexen“ manches zu sagen. Meistens sind es alte Weiber, die in dem Verdacht der Hexerei stehen. Sie können nach dem Glauben mancher Leute Krankheiten heraufbeschwören und allerlei anderes Unglück über die Menschen bringen. Namentlich treiben sie in den Ställen ihr Unwesen und die Viehkrankheiten sind meistens ihnen zuzuschreiben. Nach dem Abendläuten beginnen sie ihre Thätigkeit. Die Hexen sind im stande, sich unsichtbar zu machen und jede beliebige Gestalt anzunehmen, z. B. vorwiegend die einer schwarzen Katze. Verschiedene Leute von hier wenden sich, wenn sie sich von Hexen bedrückt glauben, an die sogenannten Hexenbanner. Bekannte derartige Firmen, die „etwas können“, sind in Reicheneck, Ebersbach, Böhringen, Hochdorf und Bergheim. Diese Leute ernten leider von der hiesigen Gemeinde noch manches schöne Stück Geld. So hat z. B. ein solcher Hexenmeister von einem hiesigen Bürger erst kürzlich 12 M für seine Kunst abgenommen. Es soll jedoch darauf besser geworden sein. Ein anderer Bürger hat sich mehrere Nächte mit dem Revolver in der Hand in dem Stalle aufgestellt, um die kommende Hexe zu erlegen. Diese kam aber nicht. Zwei andere Bürger, bei denen der Nutzen im Stalle plötzlich ausblieb, waren vor einigen Jahren bei dem Hexenbanner in Ebersbach, der im Besitz des 7. Buches Mose ist und deshalb besonders „viel kann“. Dieser machte den Männern zum Schlusse seiner „Sprechstunde“ die Mitteilung: „Wenn ihr nicht vor Glockenläuten heimkommt, so wird euch auf dem Sand (zwischen Unter- und Oberlenningen) ein großer Hund begegnen, schreiet nicht, damit der Weg nicht umsonst ist!“ Der Hund kam wirklich.

Einem Bäcker, der auch viel unter den Hexen zu leiden hatte, mißrieten bald die Wecken, bald die Leibchen, obwohl er alles gleich behandelte. Ein andres mal soll der Teig ihm nicht gegangen sein, so dass er nicht zur Zeit Brot hatte, obschon er frühe genug aufgestanden war. Derselbe Mann hörte öfters nachts auch einen schönen Gesang in seiner Küche, welcher durch das Kamin entwichen sein soll.

Ein anderer Mann will in der Freitagsnacht regelmäßig von einer Hexe gedrückt werden, welche erst dann von ihm abläßt, wenn seine Frau ihn dreimal bei seinem Namen ruft.

Als wirksames Mittel gegen Hexen wird in manchen Ställen ein dreieckiges Stück Papier mit 3 Nägeln befestigt oder ein schwarzer Bock gehalten. (172)

Schullehrer Berner schildert in seinem Konferenzaufsatz das Treiben der „Hexenbanner“, verschweigt aber den großen sozialen und psychischen Druck, dem sich diejenigen Frauen ausgesetzt sahen, die als Hexen verdächtigt wurden. Der Hexenglaube, der heute als harmlos-amüsanter Lesestoff sich geriert, war um 1900 soziale Realität mit äußerst negativen Konsequenzen für die Betroffenen. Noch in den 1970er Jahren konnte die Tübinger Volkskundlerin Inge Schöck in einem Dorf am Rand der Schwäbischen Alb handfesten Hexenglauben aufdecken: „Damit die vermeintliche Hexe nicht ins Haus eindringen konnte, steckten die hexengläubigen Familien als Schutzmaßnahme Messerchen ins Schlüsselloch“.

In Winterbach im Remstal fand ein Schullehrer bei der gleichen Erhebung volkstümlicher Überlieferungen um 1900 ausnahmsweise deutliche Worte:

Als Hexe angesehen zu werden, ist ein bitteres Los, alles Schlimme kommt von ihr, man deutet mit den Fingern auf sie, und das Schimpfwort klingt ihr, trotz aller Angst, bei jeder Gelegenheit an den Kopf. [Eine] Winterbacherin sagte: „Oft und viel hat eine solche ‚Hexe‘ bei uns gar bitterlich geweint.“

Gespensterfurcht

Die Furcht vor Gespenstern und umgehenden Toten übt bei vielen hiesigen Leuten noch eine große Macht aus. So soll es z. B. an Lauhers Häuslein und am See gegen Gutenberg nicht ganz richtig sein. Man hat da schon oft um Mitternacht ein klägliches Stöhnen vernommen, auch geschah es schon, daß ein nächtlicher Wanderer von jener Stelle an in der unheimlichen Gesellschaft eines ihm zur Seite wandelnden Schattens, einer schwarzen Katze oder eines schwarzen Spitzers machen musste. In der langen Steige geht einer um so groß wie ein Scheunenthor.

Manche Leute behaupten auch, sie haben schon zur Adventszeit um Mitternacht auf der Heerstraße und den Wielandsteinen zu das wilde Heer entzückend schön singen hören und dabei ein gewaltiges Rauschen vernommen. Nach der Behauptung anderer muß es weiter grauenhaft anzusehen sein, wenn zwei solcher schwebender Geister in Gestalt von Lichtern wie in wildem Kampf aneinander emporfahren.

Auf der Straße zwischen Grabenstetten und Oberlenningen spukt es ebenfalls ganz gewaltig. Da haben schon viele (und neuerdings auch der Müllersknecht) ein großes Feuer gesehen, das sich vor ihnen unter großem Prasseln in der Gestalt einer großen Kugel einherbewegte.

Im Hinterweiler Steig, auf der Alb und an der Lauter gegen Gutenberg soll der Wanderer besonders zur Zeit der Oster- und Christfeiertage um Mitternacht häufig Irrlichtern begegnen und gar viele können erzählen, wie sie von denselben nach allen möglichen Richtungen hin geführt wurden und wie sie

erst morgens, schwer müde von den Irrgängen, das heimatliche Dorf erreichten.

Unglaublich klingt es weiter, wenn andere erzählten, sie haben schon Geister Stunden weit tragen müssen und seien unter der Last derselben bereits erlegen. Nach dem Glauben der Leute sind die Gespenster, Irrlichter u. s. w. nicht für jedermann sichtbar; die an einem Sonntag Geborenen haben vielmehr den zweifelhaften Vorzug, Blicke in die Geisterwelt thun zu dürfen. (173)

Schlattstall

Der Riese Hermel

Der Riese Hermel wohne einst in der Schröcke bei Schlattstall und war ein Freund des Riesen Heim vom Heimenstein gegenüber dem Reußenstein. Diesen Hermel hatte seine Mutter in seiner Kindheit sieben Jahre lang gesäugt, und als er erwachsen war, trug er einen Spazierstock so groß wie ein Eichbaum. (174)

Möglicherweise handelt es sich bei dieser um 1900 aufgezeichneten „volkstümlichen“ Überlieferung um einen über Lektüre vermittelten Import vom Niederrhein, wo man den starken Hermel als Riesen kennt, der ebenfalls sieben Jahre lang gesäugt wurde.

Das Goldloch

Hier graben die Schlattstaller, weil sie wissen, daß „der Seeburger Müllerknecht“ von der andern Seite des Gebirgs her (vielleicht vom Falkenstein) eingedrungen und auf einen Klumpen Gold gestossen ist; er hat ihn ausgehauen und mitgenommen,

die Axt ist ihm aber stecken geblieben. Mit dem Gold hat er sich eine Grafschaft in der Schweiz gekauft. (175)

So Gustav Schwab 1823. Erstmals schrieb Gottlieb Friedrich Rösler 1790 in seinen Beiträgen zur württembergischen Naturgeschichte etwas vom Seeburger Müllersknecht:

Vor vielen Jahren gieng die Sage, daß ein Müllerknecht, aus der Schweiz gebürtig, grosse Schätze, an Goldzapfen, aus einer Höhle bey Seeburg, Uracher Ober-Amts, durch ein Stemmeisen abgestuft und sich bereichert habe. Vergeblich wurde diese Höhle gesucht, und endlich der Falkenstein vor diese Schazkammer ausgegeben. Dieses ist auch die Ursache, warum seit 30, 40 Jahre viele In- und Ausländer sich in den Falkenstein gewagt, und Zapfen von Wassersinter abgeschlagen, und solche für Goldzapfen, bis zur angestellten Probe, gehalten haben.

Gutenberg

Schloss Sperberseck

Vom Schlosse Sperber bei Gutenberg auf der schwäb. Alp wird erzählt das ritterliche Geschlecht daselbst habe lange Zeit geblüht, sei aber am Ende ausgeartet und gleichsam zur Strafe seien die Ritter im Kampfe gefallen, die Burg in Flammen aufgegangen. Die Geister der Gefallenen mußten zur Strafe so lange wehklagend und in grauen Gewändern umherirren bis ein Sterblicher kam und den unrechtmäßig erworbenen Schatz, welchen sie vor ihrem Tod vergraben hatten, hob. (176)

Die aus der Stauferzeit stammende Burg Sperberseck liegt inmitten eines Waldes auf einem Bergsporn.

Schopfloch

Die versunkene Stadt

Die grundlose Sage, dass auf der Stelle des Moors einst eine Stadt gestanden und in den Morast versunken sey, ist alt, aber nichts destoweniger blose Einbildung der Landleute, denn man findet überall in einer Tiefe von 9 Fus festen Boden und nirgends Spuren von Mauern oder Holz von eingestürzten Gebäuden, so weit man bisher Torf ausgestochen hat. Was man für Reste vormaliger Stadtgraben halten wollte, sind nichts als die häufigen, unregelmäßigen Erdfälle. (177)

So Pfarrer Friedrich August Köhler in einer Handschrift von 1804. Bereits in der gedruckten Beschreibung Württemberg des Ennabeurer Pfarrers Johann Martin Rebstock von 1699 ist die Überlieferung von der untergegangenen Stadt greifbar. Ernst Meier hörte später in Owen eine Geschichte, die das verbreitete Motiv von der blinden Schwester mit dieser Tradition verband.

Auf der Höhe der schwäbischen Alb, in der Nähe des Heimensteins, da wo jetzt die Torfgrube sich befindet, soll in alten Zeiten eine Stadt oder ein Dorf, „Oberkirchheim“ genannt, gestanden und mit Mann und Maus in die Erde gesunken sein. Dieß geschah also: Es lebten in dem Orte drei reiche Nonnen, die theilten einst ihr Geld und maßen es einander mit einem Simri zu. Die eine Nonne war aber blind. Wenn nun die beiden andern sich ein Simri zugemeßen hatten und die Reihe an die blinde kam, so kehrten sie das Simri um und füllten den flachen Boden mit Geld, ließen dann die blinde mit der Hand darüber fahren und gaben ihr das. – Indes schöpfte die blinde endlich Verdacht und sagte: „Wenn ihr mich betrügt, so soll die Stadt mit euch untergehen!“ Und kaum war die Theilung beendet, so versank der Ort. Noch drei Tage später hörte man in der Tiefe den Hahn krähen.

Sage vom Schimmelreiter

In einem Walde beim Schloße Reußenstein, genannt Pfannenhalde durch welche der Weg von Wiesenstaig nach Schopfloch führt, begegnet den bei Nacht durch diesen Wald ziehenden Reisenden am Ende des Waldes, Schopfloch zu, ein Reiter mit einem Schimmel; dieser Reiter reitet vor ihnen her etwa eine halbe viertel Stunde weit, dann verschwindet er auf einmal sammt seinem Roß. Dieser Reiter ist ohne Kopf angethan mit einem grünen Frack, und trägt eine Flinte in der einen Hand.

Andere erzählen: Als sie bei der Nacht nach Haus seien durch diesen Wald, sei vor ihnen auf einmal ein Faß etwa 20 Imi [ca. 370 Liter] haltend gelegen, auf welchem ein Mann ohne Kopf geseßen sei, und dieses Faß habe sich dann von selbst fortbewegt, sei aber dann auch auf einmal verschwunden und nichts mehr davon gesehen und gehört worden. (178)

So der 1833 geborene Seminarist Johannes Mall (1850).

Neidlingen

Der Bau des Reußensteins

„Schau! wie hell und schön der Mond scheint“, rief der Jüngling, der, noch immer erfüllt von dem Anblick auf dem Berge, die wunderlichen Schatten der Wälder und Höhen, die hellglänzenden Felsen betrachtete; „siehe wie die Fenster von Neuffen im Mondlicht schimmern!“

„Es wäre mir lieber er schiene heute nacht nicht“, entgegnete sein Führer, indem er sich zuweilen besorgt umsah; „dunkle Nacht wäre besser für uns, der Mond hat schon manchen braven Mann verraten. Doch jetzt steht er gerade über dem Reußenstein, wo der Riese gewohnt hat, es kann nicht mehr lange dauern, so ist er hinunter.“

„Was schwatzt du da von einem Riesen, der auf dem Reißenstein gewohnt hat?“

„Ja, dort hat vor langer Zeit ein Riese gewohnt, das hat seine Richtigkeit; dort über dem Berg, gerade wo jetzt der Mond steht, liegt ein Schloß, das heißt der Reißenstein; es gehört jetzt den Helfensteinern; es liegt auf jähem Felsen, weit oben in der Luft, und hat keine Nachbarschaft als die Wolken und bei Nacht den Mond. Geradeüber von der Burg auf einem Berge, worauf jetzt der Heimenstein steht, liegt eine Höhle, und darin wohnte vor alters ein Riese. Er hatte ungeheuer viel Gold, und hätte herrlich und in Freuden leben können, wenn es noch mehr Riesen und Riesinnen außer ihm gegeben hätte. Da fiel es ihm ein, er wolle sich ein Schloß bauen, wie es die Ritter haben auf der Alb. Der Felsen gegenüber schien ihm gerade recht dazu.

Er selbst aber war ein schlechter Baumeister; er grub mit den Nägeln haushohe Felsen aus der Alb und stellte sie aufeinander, aber sie fielen immer wieder ein und wollten kein geschicktes Schloß geben. Da legte er sich auf den Beurener Felsen, und schrie ins Tal hinab nach Handwerkern, Zimmerleute, Maurer, Steinmetze, Schlosser, alles solle kommen und ihm helfen; er wolle gut bezahlen.

Man hörte sein Geschrei im ganzen Schwabenland vom Kocher hinauf bis zum Bodensee, vom Neckar bis an die Donau, und überallher kamen die Meister und Gesellen, um dem Riesen das Schloß zu bauen. – Reitet aus dem Mondschein, Junker, hieher in den Schatten, Euer Harnisch glänzt wie Silber, und könnte leicht den Spürhunden in die Augen glänzen!

Nun, um wieder auch den Riesen zu kommen, so war es lustig anzusehen, wie er vor seiner Höhle im Sonnenschein saß, und über dem Tal drüben auf dem hohen Felsen sein Schloß bauen sah, die Meister und Gesellen waren flink an der Arbeit und bauten wie er ihnen über das Tal hinüber zuschrie;

sie hatten allerlei fröhlichen Schwank und Kurzweil mit ihm, weil er von der Bauerei nichts verstand. Endlich war der Bau fertig und der Riese zog ein, und schaute aus dem höchsten Fenster aufs Tal hinab, wo die Meister und Gesellen versammelt waren, und fragte sie, ob ihm das Schloß gut anstehe, wenn er so zum Fenster herausschaue. Als er sich aber umsah, ergrimte er, denn die Meister hatten geschworen, es sei alles fertig, aber an dem obersten Fenster wo er heraussah, fehlte noch ein Nagel.

Die Schlossermeister entschuldigten sich und sagten, es habe sich keiner getraut vors Fenster hinaus in die Luft zu sitzen und den Nagel einzuschlagen. Der Riese aber wollte nichts davon hören, sondern zahlte den Lohn nicht aus, bis der Nagel eingeschlagen sei.

Da zogen sie alle wieder in die Burg, die wildesten Bursche vermaßen sich hoch und teuer, es sei ihnen ein geringes, den Nagel einzuschlagen, wenn sie aber an das oberste Fenster kamen und hinausschauten in die Luft, und hinab in das Tal, das so tief unter ihnen lag, und ringsum nichts als Felsen, da schüttelten sie den Kopf und zogen beschämt ab. Da boten die Meister zehnfachen Lohn, wer den Nagel einschlage, und es fand sich lange keiner.

Nun war ein flinker Schlossergeselle dabei, der hatte die Tochter seines Meisters lieb und sie ihn auch, aber der Vater war ein harter Mann und wollte sie ihm nicht zum Weibe geben, weil er arm war. Der faßte sich ein Herz und gedachte, er könne hier seinen Schatz verdienen oder sterben; denn das Leben war ihm verleidet ohne sie; er trat vor den Meister, ihren Vater, und sprach: ›Gebt Ihr mir Eure Tochter, wenn ich den Nagel einschlage?‹ der aber gedachte seiner auf diese Art loszuwerden, wenn er auf die Felsen hinabstürze und den Hals breche, und sagte ja.

Der flinke Schlossergeselle nahm den Nagel und seinen Hammer, sprach ein frommes Gebet und schickte sich an zum Fenster hinauszusteigen, und den Nagel einzuschlagen für sein Mädchen. Da erhob sich ein Freudengeschrei unter den Bau-leuten, daß der Riese vom Schlaf aufwachte und fragte was es gebe. Und als er hörte, daß sich einer gefunden habe, der den Nagel einschlagen wolle, kam er, betrachtete den jungen Schlosser lange und sagte: ›Du bist ein braver Kerl und hast mehr Herz als das Lumpengesindel da; komm ich will dir helfen.‹ Da nahm er ihn beim Genick, daß es allen durch Mark und Bein ging, hob ihn zum Fenster hinaus in die Luft und sagte: ›Jetzt hau draufzu; ich lasse dich nicht fallen.‹

Und der Knecht schlug den Nagel in den Stein, daß er fest saß; der Riese aber küßte und streichelte ihn, daß er beinahe ums Leben kam, führte ihn zum Schlossermeister und sprach, ›diesem gibst du dein Töchterlein.‹ Dann ging er hinüber in seine Höhle, langte einen Geldsack heraus, und zahlte jeden aus bei Heller und Pfening. Endlich kam er auch an den flinken Schlossergesellen; zu diesem sagte er: ›Jetzt gehe heim, du herzhafter Bursche, hole deines Meisters Töchterlein, und ziehe ein in diese Burg, denn sie ist dein.‹

Des freuten sich alle; der Schlosser ging heim und – –“

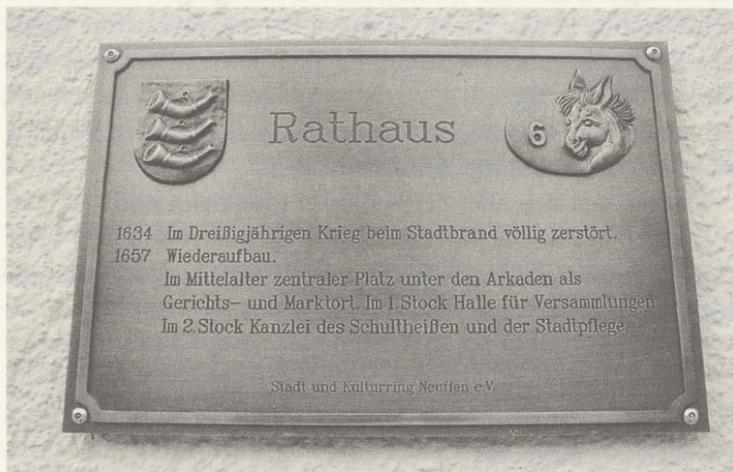
„Horch! hörtest du nicht das Wiehern von Rossen?“ rief Georg, dem es in der Schlucht, die sie durchzogen, ganz unheimlich wurde. (179)

Wilhelm Hauff verwendete in seinem Roman „Lichtenstein“ (1826) eine Sagenballade Gustav Schwabs aus dessen *Albführer* von 1823 als Vorlage für die dichterische Gestaltung der sich an den Reußenstein knüpfenden Riesensage.

Neuffen

Der Esel von Hohenneuffen

Als die Festung noch bestand, fand man bei der zweiten Wache als Wahrzeichen einen Eselsfuß aufgehängt. Die Veranlassung dazu soll diese gewesen seyn: Vor Zeiten wurde ein Esel zum Wasser tragen gehalten, weil die Festung daran Mangel hatte. Einst aber war sie so enge eingesperrt, daß die Besatzung den bittersten Mangel litt. Da Futterte man den Esel von dem letzten Scheffel Gerste so reichlich, daß er starb. Dann wurde sein wohlangefüllter Wanst über die Mauer hinabgeworfen. Als die Feinde, welche schon auf die Uebergabe der Festung gehofft hatten, dieß sahen, schlossen sie daraus, daß die Besatzung noch vollauf zu leben hätte, und zog ab. Dem



Auf den Schildern eines historischen Stadtrundgangs in Neuffen findet sich neben dem Neuffener Stadtwappen mit drei übereinander gesetzten Signalhörnern in Erinnerung an die Sage auch der Esel von Neuffen.

Esel zum wohlverdienten Andenken wurde einer seiner Füße aufgehängt. (180)

Die hier wiedergegebene Version stammt aus Gustav Schwabs *Albführer* von 1823. Ernst Meier verlegte die Geschichte in den Dreißigjährigen Krieg. Esel oder Eselfresser ist auch der Ortsname der Neuffener.

Erdwichte

In den Klüften der Burg Hohen-Neuffen wohnten ehemals Erdwichte; das waren ganz kleine Leute, die kamen während des Sommers bis zum Spätherbst hin zu den Menschen im Felde und halfen bei der Arbeit. Am liebsten aber arbeiteten sie für die Menschen bei Nacht, wenns Niemand sehen konnte. Es durfte z. B. zur Erntezeit nur Jemand Abends anfangen, ein Kornfeld abzuschneiden, so war es am andern Morgen gewiß ganz geschnitten. Ebenso kamen sie Nachts in die letzten Häuser, die vor der Stadt Neuffen liegen, und thaten alle Arbeit für die Menschen. Man durfte ihnen aber nichts dafür geben. Auch sah man sie sehr selten. (181)

Kohlberg

Der Neuffener Wald

Eine alte Sage erzählt, daß ein Wald, der nordöstlich von Kohlberg ist, und nur der Neuffener Wald im Munde der Kohlberger Leute heißt, in früherer Zeit, da in Kohlberg nur 7 Bauren oder Höfe gewesen seien, an die Neuffener um 7 Laib Brod verkauft worden sei, wahrscheinlich wegen einer Hungersnoth, unter der Bedingung, daß dieser Wald in einer gewissen Zeit ungefähr in 100 Jahren, wieder eingelöst werden könne. Diese Auslösung soll nun vor etwa 80 Jahren versucht worden, aber

nicht zu Stande gekommen sein, wohl deßwegen, weil keine Urkunde vorgewiesen werden konnte. Der damalige Schultzeiß in Kohlberg, der die Sache in Stuttgart betreiben sollte, soll bestochen worden sein und die Nachricht zurückgebracht haben, die Anmeldung der Auslösung sei nur um einige Jahre zu spät geschehen.

Daß der Wald den Kohlbergern früher wahrscheinlich gehört hat, ersieht man aus dem Umstand, daß er näher bei Kohlberg als bei Neuffen liegt, und die Neuffener ihr Holz aus diesem Wald immer über die Kohlberger Markung abführen, und daß ferner die Kohlberger bis zum Jahre 1817 große Gerechtigkeit [Rechte] in dem Walde hatten, namentlich mit der Waide des Viehes. (182)

Wald- und Markungssagen (der vorliegende Text wird dem 1833 geborenen Seminaristen Georg Christian Gottlieb Holder verdankt) spiegeln einstige Konflikte um Nutzungsrechte.

Erkenbrechtsweiler

Schimmelreiter und Kesselfink

- a) Der Schimmelreiter; er hat seinen Sitz in einem Wäldchen, das einem alten Hain gleicht. In älterer Zeit hat er das Wäldchen vor Dieben geschützt. Niemand hat sich aber auch an demselben vergriffen, weil man vom Reiter sehr empfindlich gestraft wurde. Ist bei Nacht zu sehen.
- b) Der Kesselfink irrt auf den Felsen bei Oberlenningen, weil er an einem Sonntag eine Eiche gestohlen hat. Er verleitet, besonders im Winters, die Reisenden, die sich auf die Nacht verlassen, irre.
- c) Der Bläse, der an dem Abhang gegen Beuren an einem Hungerbrunnen spuckt, weil er an einem Sonntag Holz stahl.

- d) Kann man jeden Abend nach Glocken 3 Budelhunde sehen, welche die Geister von 3 Selbstmördern, die sich gegenseitig erstachen, sind. Ein großer Stein mit 3 Querstrichen steht dort.
- e) Viele Schweine sind bei Nacht zu sehen. (Ich selbst habe eins vor die Augen bekommen) die im Flecken und um denselben laufen.
- f) Auch ein Kobold ist vorhanden, der seinem Herrn allerlei Possen spielt z.B. Lichter auslöscht; im Jahre 1846 hat er seinem Herr das Strohmesser verkehrt angeschraubt. Den älteren Bewohnern hat er die Kinder gewiegt. Läßt sich aber seit 1846 nicht mehr hören.
- g) Schabele ein Bauer in Erkb. hatte eine sehr große Wiese mit einer Hecke umgeben; im Heuet ummähte er den Platz einmal, dann wetzte er die Sense mit dem Spitz an seinem Hut und mähte den Platz vollends ab. Die Wiese ist aber jetzt in sehr viele Stücke getheilt, welche jetzt „Schabeleswiesen“ heißen.

Einmal ging Schabele an 4 Mann vorbei, die an einer Wiese mähten; einem von den 4 schnitt seine Sense nicht; Schabele wetzte sie ihm mit einem mehlbäumenen Geiselstecken [Peitschenstiel aus Mehlbaumholz]; auf dies hin war der Mann am Besten daran. Ehe aber Schabele die Sense wetzte mußte ihm versprochen werden, nicht selber mehr zu wetzen; der Mann versprach dies, konnte es aber nicht halten, deßwegen konnte nichts mehr mit der Sense gemäht werden. (183)

Das Kesselfinkenloch ist eine Felsenkluft oberhalb von Oberlenningen, von dem im Albführer zu lesen ist, die Höhle habe im Dreißigjährigen Krieg als Zuflucht gedient. Ein Kesselflicker namens Fink soll darin gelebt haben. Die Sagen sammelte im Jahr 1850 der 1832 geborene Seminarist Michael Mayer.

Weilheim an der Teck

Mörder vom Teufel gequält und geholt

Zu Weilheim im Oberamt Kirchheim war vor nicht gar langer Zeit unfern des Städtchens an einer Frau ein Mord begangen worden, und auf einen Mann, der auch sonst nicht im besten Rufe stand, Verdacht gefallen. Da dieser aber hartnäckig leugnete, so wurde in der Sache weiter nichts ermittelt. Doch blieb er von der gerechten Strafe nicht verschont, denn bald darauf kam in einer Nacht der Böse mit vier schwarzen Pferden vor seinem Haus angefahren, fiel über den Mann her und quälte ihn dergestalt, daß das Blut an den Wänden hinaufspritzte. Schon war der Geängstigte im Begriff, seinen Geist auszuhauchen, als er sich zu Bitten wandte und den Satan noch um eine kurze Frist zum Leben anflehte. Dieser gewährte ihm drei Tage, und entfernte sich sodann. Wirklich starb der Mann nach Ablauf dieser Zeit. Sein Geist aber bewegt sich, wie viele Bewohner des Städtchens versichern, seitdem jede Nacht in Gestalt eines Flämmchens an die Stelle, wo der besagte Mord begangen worden ist. Auch lassen sich die Blutspuren in der vormaligen Wohnung des Gestorbenen trotz aller Bemühungen nicht vertilgen. (184)

Die Sage stammt von einem Schüler Schotts, die gern schaurige Geschichte für ihren Lehrer aufschrieben.

Aichelberg

Das Ende der Grafen von Aichelberg

Sey ains mals ain Graff von Aichelberg ains Hern von Österreichs oberster Veld Hauptman in ainem Krieg gwest, darinn er sich dann ghalten also da er widerumb anheimsch komen, das von ainem Romischen Kaiser von seiner Ubeltat wegen

der Stam und Nam, Schilt und Helm abgetan sey worden, also das hinfurter zu ewigen Zeitten kein Graff von Aichelberg mer soll genennt werden. (185)

1535 wurde in Württemberg landesweit nach Ursprung und Herkommen der einzelnen Städte und Orte gefragt – die eingegangenen Antworten sind eine der wichtigsten und frühesten Quellen für lokale Traditionsbildung. Der Kirchheimer Vogtbericht von 1535 führt das Ende des Aichelberger Grafentitels auf eine Missetat eines Grafen von Aichelberg im Krieg zurück. Es handelt sich wohl um eine Lesefrucht aus der erstmals 1485 gedruckten „Schwäbischen Chronik“ Thomas Lirers, einem weitgehend aus Erfindungen bestehenden Geschichtswerk. In einer Episode begeht dort ein Graf Philipp von Aichelberg als Hauptmann Feldflucht (Desertion). Auch bei den Orten Kirchheim und Hohenstaufen lässt sich zeigen, dass Aussagen des Vogtberichts auf Lirers Chronik zurückgehen. Eine schriftliche Quelle hat also die mündliche Überlieferung der „Alten“ – der Göpinger Bericht nennt sie bei Hohenstaufen ausdrücklich als Gewährsleute – deutlich geprägt.

Holzmaden

Geister zeichnen sich durch schönen Gesang aus

Früher hat man viel gesehen, jetzt hört man noch viel.

Die Holzmader Geister zeichnen sich durch schönen Gesang aus. Das Muetes Heer singt wundervoll „Ich hatte einen Kameraden“.

Die Überstnacht (Erscheinungsfest) ist nicht sicher. Da fällt es den Geistern an der Straße nach Weilheim „auf der Kirchweih“ (Feld) wohl ein, daß sie sich prügeln (mit ihren Lichtern), einander anklagen: „Du bist schuldig, du hast's verlangt.“ Doch singen auch etliche: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.“ Ein

Licht, das man bei sich hat, wird dort ausgelöscht; wenn die gefährliche Stelle passiert ist, so brennt es von selbst wieder.

Die Straße nach Jesingen ist auch nicht sicher. Dort sprengt ein Reiter hinter einem drein und verschwindet neben einem mit Husch Husch.

Unter dem Ortsbrücke, wenn man hereingeht in den Ort, ist ein Licht, und der Stärkste wird geprügel, wenn er danach sieht. Auch feurige Büsche hat man früher in dieser Gegend gesehen.

Eine arme Frau, die Krummkätter, welche sich an ihr „Ofengrän“ henkte, verwandelte sich in einen hinkenden Hasen, der um ihre Behausung herumsprang. Der Gemeindepfleger wollte ihn erschießen, schoß aber nicht, endlich wurde sie gebannt und fortgetragen unter eine Brücke Aichelberg zu. Dort fürchtet man sich allein und bei Nacht; auch bleiben die Schafe nicht im Pferch beim „Krummkätterbrücke“. (186)

Pfarrer Müller behandelte in seinem Konferenzaufsatz vom 15. Juni 1900 auch Glaube und Sage. Die wunderschöne Musik des Mutesheers wird mehrfach in schwäbischen Sagen erwähnt. Dass es aber – wie das Militär des 19. Jahrhunderts – Ludwig Uhlands Lied „Ich hatt einen Kameraden“ von 1809 singen soll, lässt den Verdacht einer parodistischen Brechung des Sagenlaubens aufkommen. Nicht weniger eigenartig wirkt, dass die auf Erlösung hoffenden Geister das Kirchenlied „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“ singen.

An Blau und Lone

Blaubeuren

Zauberstein vom Blautopf macht unsichtbar

Man findt gleichwol, das vor vil jaren, als die graffen von Helfenstain das stettlin Blaubeuren sampt der ganzen herschaft und zugeherde, wie dann das iezmals von den herzogen von Württemberg beherschet, noch ingehapt, das zwen gebrüeder, des geschlechts grafen von Helfenstain, ainsmals mit ainander zu dem ursprung und bronnen der Blaw spacieren gangen und der ain under inen ain stain allernechst dem ursprung von manicherlai farben erschen. Den hat er ufgehept und beschen. Wie bald das beschehen, do ist er dem ander bruder ußer den augen kommen, derhalben im gerüeft, wo er so bald hin kommen. Der hat im geantwurt. Wie er aber in noch nit gesehen, aber wol gehert oder vernommen, das er allernechst bei ime seie, do hat er sich noch mer verwundert, darauf dem bruder bekennt, er here in wol, künde in aber nit sehen, und begert, womit er solchs zu wegen bring. Do hat im der bruder den stain auch in die hand geben, also hat er in gleicher gestalt nit gesehen. Wie sie nur baide vermerkt, das die craft von dem stain here raich, do haben sie nach langer beratschlagung und erwegen, was sie mit disem stain, als aim kostlichen erbklainat, anfahen wellten, sich doch letstlichen dohin entschlossen und bedacht, was nachtails und übels ire nachkommen und erben

hiemit anstiften möchten, dardurch auch ir geschlecht in spott, unehr und höchst verderben geführt künd werden, darumb sich beraten, das sie des stains und seiner tugent und kraft sich wolten verwegen und verzeihen, und damit warfen sie den stain ainhelliglichen in den ursprung der Blaw, welcher dann vil claffter dief, und niemands sorgen darf, das in etwar widerum vom grund herauf bring. Man sagt, als der römisch könig Ferdinandus das land zu Würtemberg noch ingehapt, do hab er ob anderthalb hundert claffter dief an schnüren lassen hinab messen, aber man hab kainen grund noch erraichen künden. (187)

Graf Froben Christoph von Zimmern (gestorben 1566) erzählt diese Geschichte in seiner „Zimmerischen Chronik“.

Das Becher-Opfer

Im Jahre 1641 soll der Blautopf so stark angelaufen und so drohend geworden seyn, daß Stadt und Kloster in Gefahr waren, ein Betttag gehalten, eine Prozession zu der Quelle veranstaltet, und zur Versöhnung der erzürnten Gottheit, ächt heidnisch, zwey vergoldete Becher hineingeworfen wurden, worauf das Toben nachgelassen habe. (188)

So die Blaubeurer Oberamtsbeschreibung 1830. Auf dieses Opfer spielt Eduard Mörike auch in seinem Kunstmärchen „Historie von der schönen Lau“ (Teil des 1853 erschienenen „Stuttgarter Hutzelmännchens“) an:

Der Blautopf ist der große runde Kessel eines Quells bein einer jähren Felsenwand gleich hinter dem Kloster. Gen Morgen sendet er ein Fließchen aus, die Blau, welche der Donau zufällt. Dieser Teich ist einwärts wie ein tiefer Trichter, sein Wasser ist von Farbe ganz blau, sehr herrlich, mit Worten nicht wohl



Gez. v. L. Meyer

Gest. v. H. Werner

BLAUBEUREN

Kloster Blaubeuren mit dem Blautopf im Vordergrund,
eine der zahlreichen Karstquellen der Schwäbischen Alb,
aus Gustav Schwabs „Wanderungen durch Schwaben“.
Je nach Witterung leuchtet die Quelle tiefblau.

zu beschreiben; wenn man es aber schöpft, sieht es ganz hell
in dem Gefäß.

Zu unterst auf dem Grund saß ehemals eine Wasserfrau mit
langen fließenden Haaren. Ihr Leib war allenthalben wie eines
schönen, natürlichen Weibs, dieß Eine ausgenommen, daß sie
zwischen den Fingern und Zehen eine Schwimmhaut hatte,
blühweiß und zärter als ein Blatt vom Mohn. Im Städtlein
ist noch heutzutage ein alter Bau, vormals ein Frauenkloster,
hernach zu einer großen Wirthschaft eingerichtet, und hieß

darum der Nonnenhof. Dort hing vor sechzig Jahren noch ein Bildniß von dem Wasserweib, trotz Rauch und Alter noch wohl kenntlich in den Farben. Da hatte sie die Hände kreuzweis auf die Brust gelegt, ihr Angesicht sah weißlich, das Haupthaar schwarz, die Augen aber, welche sehr groß waren, blau. Beim Volk hieß sie die arge Lau im Topf, auch wohl die schöne Lau. Gegen die Menschen erzeugte sie sich bald böse, bald gut. Zu zeiten, wenn sie im Unmuth den Gumpen übergehen ließ, kam Stadt und Kloster in Gefahr, dann brachten ihr die Bürger in einem feierlichen Aufzug oft Geschenke, sie zu begütigen, als: Gold- und Silbergeschirr, Becher, Schalen, kleine Messer und andre Dinge; dawider zwar, als einen heidnischen Gebrauch und Götzendienst, die Mönche redlich eifereten, bis derselbe auch endlich ganz abgestellt worden.

Mörike, nach dem in der Blauhöhle unter dem Blautopf der Mörikedom benannt ist, hat die Geschichte mit Ausnahme der in seinen Anmerkungen nachgewiesenen Details (darunter die Stelle der Oberamtsbeschreibung zum Opfer von 1641) nach eigenen Angaben frei erfunden. „Übrigens hören Sie folgenden närrischen casum“, schrieb im April 1854 an Theodor Storm. „Mir sagte Uhland neulich: in einer alten geschriebenen Chronik habe er etwas gefunden, was ihn nothwendig auf die Vermuthung habe führen müssen, ich hätte in Beziehung auf unsichtbarmachende Mittel eine verschollene Blaubeurer Sage gekannt und für meinen Zweck modificirt [...] Ich war nicht wenig über dieß Zusammentreffen meines Scherzes mit dieser Erzählung erstaunt, da auch in den hintersten Kammern meines Gehirns nicht die leiseste Spur empfangner Überlieferung zu finden ist“. Die Chronik ist die Zimmerische Chronik (siehe den vorigen Text).

Meister Sürlin

Im Chor der Klosterkirche zu Blaubeuren ist gar ein wunderbares und übervortreffliches Schnitzwerk des Ulmer Künstlers Meister Georg Sürlin zu erschauen. Die Sage geht, als der

kunstvolle Meister das herrliche Werk vollbracht, so fragten ihn die Mönche, ob er sich wohl getraue nochmals einen so schönen Altar, oder noch einen schönern, zu vollbringen, und da nun der Meister, seiner Kunst sich bewußt, in Hoffnung auf neue Arbeit und Verdienst ja sagte, da thaten sie ihm, wie die treulosen Straßburger dem Meister Habrecht (Sage Nr. 37), sie stachen dem Künstler die Augen aus, und behielten ihn im Kloster. Da schnitzte er heimlich in einem Chorgestühle das eigene Bild, ein trauervoll gebücktes Männlein, und das Bild sagte den spätern Zeiten auf geheime Weise der schändlichen Mönche Unthat an. An der Wand bei der Sakristeithüre ist's noch zu sehen. (189)

Der Ulmer Schnitzer Jörg Syrlin der Jüngere (um 1455–1521) schuf 1493 Chorgestühl und Dreisitz im Chor der Klosterkirche zu Blaubeuren. Von einer Blendung des Meisters ist nichts bekannt. Der Hinweis von Ludwig Bechstein in seinem Deutschen Sagenbuch von 1853 auf den Meister Habrecht bezieht sich auf eine Sage zur Straßburger Münster-Uhr. Die Blaubeurer Geschichte findet sich als kurze Notiz bereits in Gustav Schwabs „Neckarseite“ 1823. Bechsteins Quelle war Ernst Meiers kurz zuvor (1852) erschienene Sammlung. Dort wird auf eine ähnliche Sage in Schleswig-Holstein hingewiesen.

Der Kobold von Blaustein

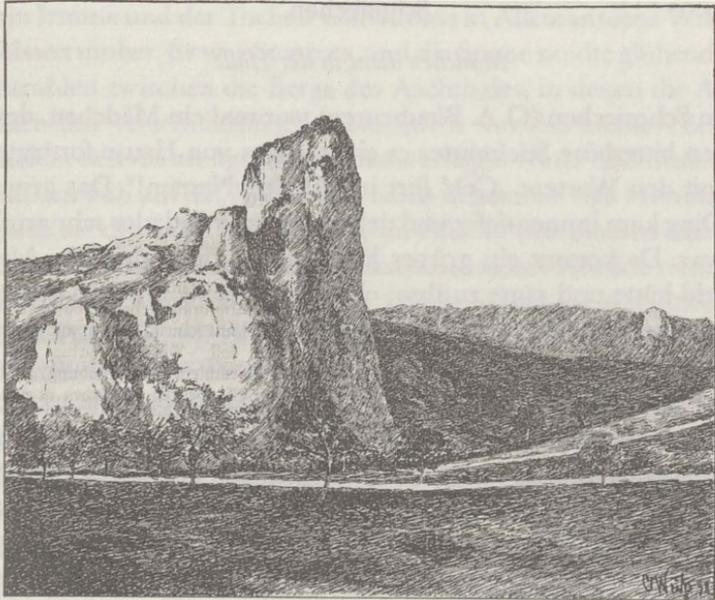
Beim Ursprung der Blau lag einst eine Burg Namens Blaustein. Der junge Ritter der sie bewohnte warb vergebens um die Hand der schönen Tochter seines Nachbars auf dem Rusenschloß [Hohengerhausen]. Traurig sah er einst durchs Fenster, da sah er drunten im Gras eine seltsame Gestalt umherhüpfen. Er gieng hinab zu sehen was es sei. Da er sie als einen Kobold erkannte wollte er entfliehen, aber der kleine Mann sprach: „ich kenne dein Leiden, und will dir helfen, sei heute Abend auf dem Rusenschloß, aber gewappnet; das andre überlaß mir.“ Der Jüngling saß unverzüglich auf, traf auf der Burg seines

Nachbarn die eine Meile weit entfernt war, mit Sonnenuntergang ein, und ward aufgefordert an einem Gastmahl Antheil zu nehmen. Er that es, legte aber die Waffen nicht ab. Das hatte auch seine guten Folgen, denn plötzlich erhob sich Getümmel, Feinde hatten die Burg überrumpelt, drangen in den Saal und banden die Abwesenden [lies: Anwesenden]. Nur der Ritter von Blaustein wehrte sich tapfer, schützte namentlich den Burgherrn und seine Tochter. Schon drohte er zu erliegen, da erschien der Kobold und schreckte die Feinde so daß sie die Flucht ergriffen. Nun weigerte der Alte dem Jüngling die Hand der Jungfrau nicht länger. (190)

Von Schloss Blauenstein auf dem Blaufelsen sind heute keine Reste mehr sichtbar. Die in Schotts Sagensammlung enthaltene Aufzeichnung wirkt arg konstruiert.

Metzgerfels

Diesen Namen trägt ein thurmhoher, kegelförmig zugerundeter Fels an der Straße zwischen Blaubeuren und Ulm. Als noch das Ruckenschloß stand, kam auf dasselbe einmal Abends ein junger Mensch der vom Burgherrn ein Nachtlager erbat und bekam. Als in der Nacht alles schlief, erschlug er den Thorwächter, und öffnete seinen Genossen die draußen warteten das Thor. Alle Bewohner wurden ermordet, die Burg ausgeplündert. Nur der Schloßmetzger rettete sich, folgte den Räubern und bemerkte daß sie jenen Felsen erstiegen. Er machte auf dem Rusenschloß daß im Vasallenverhältnis zum Ruckenschloß stand Anzeige von seiner Entdeckung. Die Räuber wurden insgesamt ergriffen und zum Andenken an sein Verdienst nannte man ihren Zufluchtsort den Metzgerfelsen. (191)



Der gut 60 m hohe Metzgerfelsen in einer Zeichnung in den „Blättern des Schwäbischen Albvereins“ 1898

Auch diese Arbeit eines Schülers von Schott (1846) liest sich verdächtig. Die Oberamtsbeschreibung gab 1830 eine andere Sage wieder:

An dem Ruckenberg steht der Metzgerfelsen. Dieser ungeheure Felsen, an welchem die Straße von Blaubeuren nach Ulm vorüber führt, gegen die er senkrecht abgeschnitten ist, soll seinen Namen von einem Metzger haben, der in der Nacht von einem Geiste (vermutlich Weingeiste) irre geführt, sammt seinem Hund und Kalbe von demselben herunter stürzte und das Leben verlor.

Schmiechen

Mädchen dient in der Hölle

In Schmiechen (O. A. Blaubeuren) war mal ein Mädchen, dessen bitterböse Stiefmutter es eines Tages von Hause fortjagte mit den Worten: „Geh' fort in's Teufels Namen!“ Das arme Ding kam immer tiefer und tiefer in einen Wald, der sehr groß war. Da kommt ein grüner Jägersmann, thut, als ob er Mitleid hätte und sagte zu ihm, ob es nicht wolle mit ihm gehen und bei ihm dienen. Das Mädchen willigte ein. Der Jäger aber war Niemand anders als der Teufel, den es nicht kannte. Sie gingen miteinander und kamen bald in die Hölle. Hier mußte das Mädchen weiter nichts thun, als zwei Häfen schüren, ohne aber hineingucken zu dürfen. Da ging der Teufel mal wieder fort. Jezt lugte es vorwitzig in die beiden Häfen und sah zu seinem großen Schrecken seinen Vater in einem und im andern seine Mutter; schürte aus Angst immer stärker. Hätte es das nicht gethan, so wäre es ihm übel gegangen, denn der Teufel sagte, als er zurück kam, hätte es das nicht gethan, so hätte er's in Stücke zerrissen. Nach sieben Jahren endlich war der Dienst abgelaufen und das Mädchen durfte wieder auf die Oberwelt, wußte aber nicht, wie ihm geschehen und wie es heraufgekommen. Es war ganz schwarz von Hautfarbe und blieb es auch sein Leben lang. Seine Nahrung in der Hölle waren die Brodränfte, wie es sagte, von solchen Brodlaiben, über die auf der Welt beim Anschneiden oder Verschneiden das Kreuz nicht gemacht wurde. (192)

Urspring

Entstehung des Klosters Urspring

Des Glaubens halber aus seinem Heimathlande vertrieben, irrte vor etwa tausend Jahren Herr Gieselhardt mit seiner Gat-

tin Irmine und der Tochter Christhilde in Allemanniens Wildnissen umher. Es war Sommer, und die Sonne sandte glühende Strahlen zwischen die Berge des Aachthales, in denen die Armen fast verschmachteteten, namentlich war das kleine Töchterlein den Anstrengungen beinahe erlegen. Vater und Mutter warfen sich auf die Kniee, und baten flehentlich den Himmel, auch sie der Erde zu entrücken, im Falle er beschlossen hätte, ihr einziges Kind zu sich zu rufen; aber siehe! Plötzlich rieselt zu ihren Füßen eine klare reine Quelle, woran sie alle sich erquikten. An diesem Plaze, abgeschieden von der übrigen Welt, bauten die Vertriebnen sich an, und das Kind entfaltete sich zur herrlich schönen Jungfrau, die bald unter den Rittern der Umgegend, denen von Lützelberg, von Weil, von Schelklingen, von Syrgenstein, von Ehrenfels und Zeil ihre Bewunderung fand, die aber alle abgewiesen wurden, indem sie wie die Urspringquelle rein, dem Herrn zu dienen Willens war. Allein, da einstens im Winter ein schöner Jüngling sich in diese Einsamkeit verirrt hatte und an ihre Pforte klopfte, wandelte sich dieser Entschluß gar bald um, so daß sie ihm willig Herz und Hand am Altare bot in der Kapelle, die sie neben Christhildens Wohnung miteinander erbaut hatten, und zur Stunde noch zu sehen ist, allwo beide Gatten nach langer glücklicher Ehe auch begraben sind. An dieses Kirchlein nun schloß sich allmählig ein Kloster an, welches durch die Familie derer von Schelklingen bald in bedeutende Aufnahme kam. Aber mit dem äußern Wohlstande zog nicht auch die alte Andacht und Sitte ein. Das Kloster ward endlich aufgehoben, und theils zu einem Gasthaus, theils zu einer Fabrik eingerichtet. Nur das Aachenflüßchen rinnt noch mit derselben klaren Fluth, wie ehemals von Urspring der selbst aus geheimen Tiefen emporsteigenden Blau zu, die zusammen nun vereint, der welthistorischen Donau ihren Tribut zollen. (193)

Eine romantische Erfindung. Seit dem 12. Jahrhundert bestand in Urspring ein Benediktinerinnenkloster.

Seißen

Strümpfe an den Händen

In Seißen gieng ein Knabe mit seiner Mutter in den Wald, um dürres Holz zu sammeln. In diesem Wald nun fand der Knabe 9 Sechser bei einander auf einem Stumpen [Baumstumpf]. Voll Freude nahm der Knabe diese Sechser, und gieng nach Hause. Von dem Tage an hatte er keine rechte Ruhe mehr, im ganzen Hause gieng es nicht recht zu. Doch es sollte noch schlimmer kommen. Am Charfreitag dieß Jahrs brach gleichsam alles los; von da an konnte man nichts im Hause haben, was leicht zerbrochen werden konnte, wie z. B. Schüsseln, Häfen, Kübel etc. Selbst als die Bewohner des Hauses sich ruhig an den Tisch setzten, um zu frühstücken, wurde ihnen auch dieses verbittert. Die Schüssel wurde hinweggenommen, und an die Stubenthüre geworfen ohne daß sie einen Menschen oder irgend etwas erblickt hätten. Wollte die Hausfrau kochen, so warf man Lumpen und allerlei Unrath in die Pfanne oder Schüssel und man konnte es nicht mehr gebrauchen. Wollte man dem Knaben die Strümpfe anziehen so hatte sie der Knabe sobald man nebenhinum sahe, an den Händen statt an den Füßen. Diese Leute wendeten sich nun an mehrere Personen und so auch unter andern an einen aus Ulm. Dieser schickte anfangs bloß vier Männer daß sie die Sache untersuchen sollten. Diese setzten sich an den Tisch, und stellten einen Krug mit Most darauf. So wachten sie bis Nachts 12 Uhr, ohne daß sich etwas hören oder vermerken ließ; aber etwa um $\frac{1}{2}$ 1 Uhr Nachts wurde der Krug vom Tisch hinweggenommen, und so an die Stubenthüre geworfen, daß diese Männer vor Angst flohen. Einer aus Wolfschlügen gab ihnen kein Gehör. Aus Eningen einer folgte ihrem Rufe, und seit der Zeit ists ein wenig besser; und beim hellen Tag kann man eine Stimme hören zum La-

den am Giebel herausrufen: 1 habt ihr fort aber 2 sind noch da. (194)

Der 1833 geborene Seminarist Johannes Mall schrieb diese Sage 1850 auf. Die Wolfschlugener Hexenbanner waren besonders berühmt.

Sonderbuch bei Blaubeuren

Silbernes Hufeisen verloren

Von dem nahen Weiler Sunterbuch bei Hohengerhausen, wird erzählt: Auf der Markung Sunterbuch befänden sich noch manche alten Denkmäler der Graven von Helfenstein, hie und da treffe man in ihren Fluren noch gut erhaltene Straßen an, die noch unter dem Namen Herrenweg bekannt seyen, von dem Schloß Hohen-Gerhausen aus, bis nach Wiesensteig, Helfenstein und Heidenheim angelegt, und je von 2 Stund zu 2 Stund Denksteine an denselben aufgerichtet waren, an welchem auch ihr Wappen mit einem Elephanten bezeichnet war. Ferner erzählt man zu Sunterbuch, $\frac{1}{4}$ Stunde von der Ruine, von einem Graven von Helfenstein, daß, da er vorbei gereißt seye, eines seiner Pferde ein silbernes Hufbeschlag verloren habe. Der Finder sey zwar ein armer aber redlicher Man gewesen, welcher dem Grav das Hufbeschlag nachgetragen hätte; Statt des Trinkgeldes aber habe der ehrliche Mann eine ordentliche Ohrfeige empfangen, und dieser soll den Ausruf gemacht haben: Armer Teufel! Du hättest das silberne Hufbeschlag behalten und dir damit eine Hülfe in deiner Nahrung verschaffen sollen. Im Schloß habe er genug dergleichen! (195)

Diese und die folgende Sage stammt aus einem Sammelwerk über württembergische Ritterburgen von Adam Koch 1828.

Gerhausen

Nimm dich in Acht, Ruk!

Die Sage von diesem Schloß läßt einen gefürchteten Ritter wegen seines Raubsinnes, und geachtet wegen seiner Tapferkeit, auf der Burg Gerhausen, einst eine Tafel nahe bei dem Schloß Ruk eingraben, womit er den Rittern Furcht einjagte, und (wie vormals der österreichische Landvogt Geßler bei Altdorf seinen Hut auf eine Stange setzte, vor dem er Reverenz zu machen befahl) folgende Inschrift setzen:

„Nimm dich in Acht, Ruk!

Daß dich Gerhausen nicht verdruk!“ (196)

Das Sprichwort „Hüt dich Ruck, daß dich Gerhausen nicht erdruck“, das möglicherweise auf Fehden zwischen den Herren beider Burgen anspielt, ist bereits in der Mitte des 16. Jahrhunderts bezeugt.



Burg Hohengerhausen, von Hans Schäuffelin
um 1500 stark stilisiert gesehen

Markbronn

Der Geist des Junkers auf Niedegg. Sage aus dem Blauthal

Was wimmert dort im Mondenschein
So schaurig von dem Rande
Des Waldes – hu! am Felsgestein
Ein Geist im Luft-Gewande
Mit einer Armbrust schleichts umher
Und Seufzer tönen tief und schwer
Hervor aus seinem Busen!

Und traurig schaut es über'n Grund
Hinüber zu den Trümmern
Wo einst die Veste Arnegg stund
Mit Aechzen und mit Wimmern
Dann hebt der Geist sich riesengroß
Schnell von der Wehr den Bolzen los
Und – fließt in Nebel-Wolken.

Der Schatten g'hört dem Junker an
So geht die alte Mähre
Der einst als „Hugo“ Lobe san
In Macht und Glanz und Ehre
Auf Niedegg hauste felsenfest
Das wie ein steiles Adler-Nest
Ins Thal herunter blickte.

Und drüben über'm engen Thal
Des Junkers Bruder Diether
Saß in dem hohen Waffensaal
So finster und so bitter
Denn hören mußte er zur Stund
Von einem Mönch die arge Kund
„Daß Hugo ein Bastarde.“

Nicht länger will er nun mit ihm
 Der Ahnen Güter theilen
 Bricht aus dem Thor mit wildem Grimm
 Die tiefe Schmach zu heilen –
 Und nur die Burg auf Felsen-Spitz
 Bleibt fürder Hugo als Besitz
 Vor seines Feindes Waffen. –

Da feyerte nach Jahr und Tag
 Auf Arneggs Schloß Altane
 Beym rauschenden Banket-Gelag
 Voll froher Zech-Kumpane
 Die Hochzeit seines Mägdleins fein
 Mit einem Edlen von dem Rhein
 Der alte graue Diether

Wie schmetterte Trompetenschall
 So lustig durch die Lüfte
 Wie wirbelten die Paucken all
 So laut durch Thal und Klüfte
 Und seidne Fahnen reich von Gold
 Sie wehn vom Söller, wo so hold
 Die Braut den Wein kredenzte.

„Ha dieser Jubel mir zum Spott
 Auf Söller und auf Mauer
 Schwört Hugo, soll beim heil'gen Gott
 Vergehn zur Stund in Trauer!“
 Er stürzt hinauf zur Thurmes Spitz
 Späht lauernnd nach der Freude Sitz
 Von wo die Klänge schallten.

In mitten saß Herr Dieterich
 Im blauen Sammt-Gewande

Um ihn die Gäste männiglich
 An der Altane Rande
 Da zielt der Junker – und es schwirrt
 Der Bolzen, rücklings sinkt der Wirth
 Verröchelnd hin zu Boden.

Drum wimmert auch im Felsenschlund
 So schaurig von dem Rande
 Des Waldes, wo der Wachthurm stund
 Der Geist im Luft-Gewande
 Drum wandelt er seit jener Zeit
 So oft der Vollmond sich erneut
 Und schnellt den Pfeil vom Bogen. – (197)

Wer sich hinter dem C. W. verbirgt, der 1834 in Blaubeuren „Leyerklänge. Eine Sammlung Balladen, Romanzen, Legenden und Volkssagen aus der Vorzeit Ulms und seiner nächsten Umgebung“ erscheinen ließ, ist nicht bekannt. Fest steht jedenfalls, dass es eines der frühesten gedruckten schwäbischen Sagenbüchlein ist. Zu Recht vergessen?

Die wenigen Mauerreste der Ruine Neidegg liegen hoch über der Blau bei Markbronn an einer felsigen Bergkante. Das Gedicht verarbeitet das häufige Motiv der feindlichen Brüder.

Mähringen

Kapuziner spukt

An der Zaunsteige von Mähringen nach Herrlingen spukt auf der Brücke im Walde alle 5–6 Jahre ein Kapuziner, der die Leute bannet. Wird die Sage allemal wieder lebendig, so geht der stärkste „Blauthäler“ abends auf diesem Wege nicht nach Hause, sondern macht einen Umweg oder übernachtet in Mähringen. (198)

Göttingen

Die Windsbraut

Ayn wunderberlich, erschrockenliche geschicht, die beschach umb sant Lorentzen tag [10. August 1531] zu Göttingen bey Albeck. Alß man das koren abschnit, kam ein groß wetter mit großer ungestemikeyt, das die schnitter sachen in dem gwilck [Gewölk], als ob ayn grosser man oder track [Drache] sich herablyeß in den acker, der was trey fiertel groß. Waß fur samlethen darauf lagen mit samt etlichen gebunden garben, das ward alles in aynem grossen wunt und fewr auferhept und hinweggefueert, das nichts mer nie gesechen wart. (199)

Beschrieben wird von dem Weißenhorner Chronisten Nikolaus Thoman wohl ein Tornado (Wirbelsturm). Ein alter Name für Wirbelstürme war Windsbraut. Von Zainingen auf der Alb wird folgender Aberglaube berichtet: Wenn sich eine Windsbraut erhebt, wirft man ein Messer hinein, um die Hexe, die sie erregt hat, festzubannen. Sie muss sich dann zu erkennen geben. Lehrer Schurr schrieb in seinem Laichinger Konferenzaufsatz 1900:

Windwirbel, die Staub und auf dem Feld in der Ernte geschnittene Frucht in die Höhe nehmen, heißen Windsbrauten und werden von Hexen oder bösen Geistern erregt. Damit die Windsbraut am eigenen Getreide keinen Schaden thun kann, muß man sich auf den Boden setzen und ein Messer in den Boden stecken, auf welchem 3 Kreuze eingegraben sind.

Langenau

Die Jungfer von Langenau

Von Pflugwirts Bierkeller in Langenau [...] erzählt man sich, daß dieser früher eine Kapelle zu St. Jakob gewesen sei. Auch dort ist's nicht sauber, da geht eine hochzeitlich gekleidete

Jungfer mit blutrotem Band am Mieder und blutbeflecktem Kleide um. Es soll eine Nonne gewesen sein, die sich mit einem Mönch vergangen und ihr Kind dort eingescharrt habe. (200)

Die Reste der ehemaligen Jakobskapelle im Westen der Markung wurde seit etwa 1760 als Bierkeller genutzt. Ein Langenauer Autor Hafner schrieb kurz vor 1900 ein Gedicht „Die Hochzeitsmagd von St. Jakob“. Zitat:

Dort ist es nicht geheuer, es spukt und pocht und flammt;
 ein Geist, ein Ruheloser, der Unterwelt entstammt.
 Man hat ihn schon gesehen, s'ist eine schmucke Maid,
 blutrote Band am Mieder und Blut am Hochzeitskleid.

Bernstadt

Die Weiße Gestalt beim Spritzenhäusle

An der Stelle, wo in Bernstadt das „Spritzenhäusle“ steht, gleich hinter der Kirche, soll „es nicht ganz sauber“ sein. Es mag ungefähr fünfzig Jahre her sein, als wir einmal vom „Kunkelhaus“ kamen. Abends stand dort eine weiße Gestalt und fuchtelte und wedelte.

Es ist allerdings nachher bekannt geworden, wer es war. Erst vor einigen Jahren ist es wieder passiert. Das machen eben immer so Spitzbuben, die genau wissen, daß die Leute dort Angst haben. Dort ist es aber auch nicht ganz geheuer. (201)

Walburga Dürr aus Setzingen erzählte diese Mischung aus Sage und Anti-Sage (aufklärerischer Entlarvung des Sagenglaubens) Karl Keller (1914–1987), der 1935 bis 1939 „Sagen aus dem Lonetal“ sammelte, diese aber erst 1987 veröffentlichte. Auch wenn die Aufzeichnungen aus dem Dialekt übersetzt wurden, sind die meist sehr kurzen und lapidaren Texte authentischer als die meisten anderen Sagen dieses Bandes. Von großem Wert ist die intensive Erfassung des mündlichen Sagen Erzählens in einem vergleichsweise kleinen geographischen Raum.

Holzkirch

Der Küahschwanzrüfler am Lendele

Am „Lendele“ kommt der Küahschwanzrüfler [Kuhschwanzkämmer]. So hat man immer zu uns gesagt, wenn wir dort vorüber gegangen sind: „Hascht da Küahschwanzrüfler et gsea?“ (202)

Der Diebert-Goischt

Auch vom Diebert werden solche Geschichten erzählt. Dort gibt es den „Diebert-Goischt“. Ich glaube eben, da hat sich einmal einer erhängt. Das wird auch erzählt. (203)

Neenstetten

Die Anstalt im Mönchstal

Im „Mönchstal“ sind einmal Mönche gewesen, die in einer Anstalt gelebt haben. (204)

Lindenau

Die entlaufene Gans von Lindenau

Es soll auch einen unterirdischen Gang von Lindenau nach Rammingen geben. In diesem hat sich auch einmal eine Gans verlaufen. Diese hat dann hinter Rammingen auf dem Berg, auf dem das Kreuz steht (Höhe 511), hinter der Kirche geschrien. (205)

Das gleiche Motiv begegnet auch wiederholt bei Höhlensagen.

Der Mann von Bissingen, den der Teufel behalten hat

Von Bissingen ist „eine Zeit lang“ ein Mann in den Hohlenstein gegangen. Dieser hat immer Geld genug gehabt. Er hatte sich dem Teufel verschrieben. Aber plötzlich ist er ausgeblieben. Ihn hatte der Teufel im Hohlenstein behalten. (206)

Der Hohlenstein-Stadel im Lonetal ist durch seine Funde berühmt geworden. Hier entdeckte man den etwa 35 000 Jahre alten „Löwenmenschen“, geschnitzt aus Mammutstoßzähnen. Vor den Ausgrabungen 1939 erzählte man sich Teufelsgeschichten vom Stadel. In Stetten fragte man allgemein nach dem jährlichen Schulausflug, der die Kinder in den Hohlenstein führte: „Hat der Teufel keines zurückbehalten?“

Bissingen

Bissingen soll einmal viel größer gewesen sein

Bissingen soll einmal viel größer gewesen sein. Das ist aber schon lange her. Nach Oellingen zu sollen noch eine ganze Anzahl Häuser gestanden haben. (207)

Solche Überlieferungen waren außerordentlich weit verbreitet. Sie knüpften häufig an Beobachtungen älterer Siedlungsreste außerhalb der Ortschaften an.

Auflösung einer Geisterangst

Ein Mann aus Bissingen, der einmal in Unterelchingen im Dienst war, hatte den „Fräarer“ (Schüttelfrost). Da mußte er nachts um zwölf Brosamen in einen bestimmten „Glimmerhaufen“ in den Wald legen. Dabei durfte er nicht sprechen und mußte ganz alleine gehen. Zur Vorsicht nahm er einen Stock mit. Als er auf dem Heimweg von dieser Verrichtung

war, kam etwas, das ihm immer in den Weg sprang. Er schlug dann doch beherzt mit seinem Stock darauf ein und merkte, daß es ein Dachs war, und seine Geisterangst völlig unberechtigt war. (208)

Eine der selten überlieferten „Anti-Sagen“, aber gemischt mit dem Glauben an die Wirksamkeit magischer Heilrituale.

Niederstotzingen

Der Marksteinversetzer am Hohen Berg

Am „Hohen Berg“ geht des Nachts ein Mann um. Er trägt einen Markstein und irrt umher, wobei er immer rufen muß: „Wo gehört er hin, wo gehört er hin?“ So geht er schon seit Jahr und Tag um. Er muß warten, bis ihm ein Begegnender zur Antwort gibt: „Dahin, wo Du ihn genommen hast!“ Durch diesen Spruch kann er erlöst werden. (209)

Die Guldenwiese

1579 am 18. Juli brannten 100 Firste ab. Ein Landsknecht hatte einen Bettelknaben gegen den Lohn von 1 Gulden überredet, das Haus des Bürgers Schwarz, Bäuerle, anzuzünden. Der Knabe wurde bei dem Hochgericht auf dem Platze, welcher noch den Namen „Guldenwiese“ trägt, verbrannt. (210)

Die Überlieferung, die in den Zusammenhang der „Mordbrenner“-Angst im 16. Jahrhundert gehört, wurde später dämonologisch aufgeladen: Von Zeit zu Zeit soll man auf der Guldenwiese nachts ein Lichtlein gesehen haben. Am 24. August 1937 ließ sich Karl Keller, der auch an den Lonetalgrabungen beteiligt war, die Guldenwiese unterhalb des Galgenbergs von dem alten „Bartsbauern“, Anton Hartmann in Niederstotzingen, zeigen. Dieser wollte das Licht öfters gesehen haben und erzählte auf dem Rückweg unter anderem, dass vom Schulbrunnen aus ein weißes Pferd mit zwei Köpfen nachts um



Ausgrabung des angeblichen „Fohlens mit zwei Köpfen“ in einem alemannischen Adelsgrab 1962/63 auf der Guldenwiese. – Es war üblich, dass sich alemannische Vornehme auf ihrer Totenreise mit Dingen umgaben, die sie auch im Leben begleitet haben. So fanden sich auch in anderen alemannischen Gräbern bestattete Pferde.

zwölf Uhr zur Dogge springe. 1962/63 wurde an dieser Stelle Gräber alemannischer Adelige ausgegraben. In einem Grab fand man eine Bestattung von zwei Pferden, die wohl aus kultischen Gründen mitgetötet worden waren. Keller folgerte, „daß die Sage von dem Schimmel mit den zwei Köpfen eine Überlieferung eines vorgeschichtlichen Ereignisses ist, die sich im Kern in der Sage erhalten hat“. Diese Annahme trifft sich mit älteren Auffassungen in Archäologen-Kreisen und Volkskundlern, die an uralte mündliche Überlieferungen glaubten. Inzwischen ist die moderne Erzählforschung von solchen Vorstellungen abgerückt. In Niederstotzingen liegt schlicht und einfach ein zufälliges Zusammentreffen von Pferdebestattung und späterer Sage vor.

Auf der Ostalb

Donzdorf

Kohlen werden Goldgulden

Es ist auf eine Zeit ein Pfarrherr zu Dontzdorff / oberhalb Gemünd gessen / und in seinem Garten einen Baum gefället / darunter er Kolen gefunden / die glitzerten etlicher Massen / darob er sich verwundert / und darvon etliche in seinen Sack eingestecket: Als er nun nacher Haus kommen / und die Kohlen wollen heraus thun / sihe / da waren es soviel Goldgulden / soviel nemlich er Kolen hinein geleet / und mit sich heimgetragen hatte. Er lieff bald wieder dem Garten zu / in Willens deren mehr zu holen / aber da war nichts mehr anzutreffen.
(2II)

Die Geschichte aus dem Umkreis der Schatzsagen entstammt Georg Rudolf Widmanns Volksbuch vom Schwarzkünstler Dr. Faust (1674).

Nenningen

Heiden und Christen

Auf dem bekannten Tecker Berg bey Kirchheim im Wirtembergischen wohnte ein Graf, Herr, oder Dynast von Teck, so erzählt Lyrers Chronik, und der Dominikaner Felix Fabri. Dieser Graf opferte noch den Götzen, und vielleicht mag er

auch mit den hie und da angesiedelten, benachbarten Christen nicht sanft verfahren seyn. Genug, das vernahm ein christlicher schwäbischer Herzog Romulus, oder Rumelius, und der machte es sich zur Pflicht, dem Unfug ein Ende zu machen, und den Grafen mit seinem Anhang nach damaliger Sitte durch die Schärfe des Schwertes zur Liebe, und Duldung predigenden Christusreligion zu bekehren. Romulus kam mit 24,000 Mann, und lagerte sich im Thal bei Hausen, nicht weit von Teck. Der Graf rüstete sich auch seiner Seits zur Gegenwehr, und wurde von einem nordischen Markgrafen, der zu Burgau hausetete, biedermännisch unterstützt. Die Schlacht begann, aber die Christen siegten, und 13,000 Heiden fielen auf dem Schlachtfelde. Unter den Gefangenen war der Markgraf selbst, und vier Brüder mit den rothen Löwen. (Die von Rechberg). Die Gefangenen wurden auf den nicht weit entfernten Rechberg (Rehberg) geführt, wo sie eine Wohnung zu bauen anfiengen, und die christliche Lehre annahmen. Diese neue christliche Kolonie, wovon ohne Zweifel das benachbarte Christenthal seinen Namen erhielt, beschäftigte sich nun häufig, nach ihrer Väter Sitte mit der Jagd, theils sich zu ernähren, theils die Zeit zu verkürzen. Um aber des Abends nicht immer den hohen Berg hinaufsteigen zu dürfen, erbauten sie im Thale an der Rems eine Curia, Hof, oder Villam, die sie Gmünd nannten. (212)

Joseph Alois Rink, der diese Sage in seiner gedruckten Schwäbisch Gmünder Stadtgeschichte von 1802 wiedergibt, fußt im wesentlichen auf der „Schwäbischen Chronik“ eines sich Thomas Lirer nennenden Autors (gedruckt erstmals Ende 1485 in Ulm). Seit langem ist bekannt, dass dieser die Darstellung der frühen schwäbischen Geschichte vollständig zusammengefunkt hat. Einen Schwabenherzog Romulus hat es ebenso wenig gegeben wie die geschilderte Entscheidungsschlacht zwischen Heiden und Christen. Später hat man den Schauplatz der Schlacht von Hausen bei Kirchheim ins Christen-

tal (zwischen Nenningen und Waldstetten) selbst verlegt. Anton Birlinger hörte in Wißgoldingen, in der Christen- oder Heidenschlacht im Christental bei Wißgoldingen seien 3000 Krieger des heidnischen Herzogs gefangen und zum Christentum gezwungen worden.

Eine Variante dieser Überlieferung ist die Sage „Vom Judenkirchhof“, die wohl um 1935 von einem Schüler des Waldstetter Lehrers Anton Buck aufgeschrieben und von Buck abgetippt wurde.

Bei dem Reiterleskapelle ist ein Acker und dieser heißt Blut- oder Streitacker. Da haben die Juden und die Christen Krieg gehabt. Die Christen schlugen die Juden bis nach Landshut in Bayern. Und im Christental ist ein Äckerchen und dieses heißt der Judenkirchhof. Und da sind die Juden begraben worden. Daher kommt der Name Christental, weil die Christen siegten.

Winzingen

Habt ihr mich schon, oder wollt ihr mich erst?

Im schloss Winzingen lebte ein tyrann; als er starb und die leiche in seinem schloss auf dem paradebett lag, waren unten leute versammelt, um die leiche zu sehen. der geist sah oben zum fenster heraus und rief: „habt ihr mich schon, oder wollt ihr mich erst?“

Von nun an spuckte es immer im schloss; die leute hörten ihn oft seinen kutscher rufen: „Kilian, spann die gail an!“ es war keine ruhe bis der geist in eine butte beschworen, dann in die Hundsklinge geworfen wurde. (213)

Diese Überlieferung steht in der bayerischen Sagensammlung von Friedrich Panzer 1848. Zwei Jahre später zeichnete der Nürtinger Seminarist Christoph Bidlingmaier für seinen Rektor die folgende, bislang unbekannte Version auf:

Vor vielen vielen Jahren herrschte im Schloß zu Winzingen ein reicher Edelmann „von Roth“, der ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd war. Er starb und wurde begraben, aber nicht wie es gewöhnlich der Fall ist, mit viel Weinen und Wehklagen, sondern mit Jubel und Freudengeschrei; denn seine Unterthanen hatten lange Zeit zu arbeiten, bis nur wieder Küche und Beutel der Herrschaft gefüllt waren, und ihre Wiesen und Aecker mußten viel leiden von der Menge Wild, das der Herr der Ortschaft gehegt hatte.

War aber der Körper des Herrschers mit Tod abgegangen, so war es nicht dessen Geist; dieser trieb vielmehr, bei dem Volke unter dem Namen „Höllenberg“, die Beschäftigung, die ihm, als er noch in der sterblichen Hülle gewohnt, am besten zugesagt. Nachts ließ Höllenberg in allen Wäldern und Felsklüften der Umgegend sein: „Hech dech dech dech dech ..“, das Rasseln seines Gefolges und das Bellen seiner Jagdhunde erschallen. Vielmal sah man ihn in seiner prächtigen, mit 4 Rappen bespannten Chaise [Kutsche], in der Dämmerung sein ehemaliges Gebiet, Wälder und Fluren, ja sogar Dörfer durchjagen. So fuhr er öfters durch Nenningen, und ließ sich daselbst bei einem bestimmten Haus das Licht zum Fenster hinausheben, mit dem er alsdann seine Tabakspfeife anzündete. Daheim in seinem Schloß band er während der Nacht die Pferde los, und weckte alsdann den Stallknecht auf durch sein: „Killian bind d' Gäul an!“

Und den schlafenden Hirten im Christenthal, die während der Nacht ihr Vieh hüteten, rief er vielmal ihre Pflicht ins Gedächtniß mit: „Wach auf, dein Vieh lauft Schaden“.

Mehrere längere Sagen schildern den einstigen Ortsherren von Winzingen als Leuteschinder und Blutsauger, der nach seinem Tod als „Holzbrockeler“ umgehen musste. „Im Dorf, in Feld und Wald war man Tag und Nacht vor ihm nicht sicher, er erschien als Jäger mit Pferden und Hunden ohne Köpfe unter Sturmgebraus und Hunde-



Die Reiterleskapelle am Christental,
datiert 1714

gekläffe“, schreibt die Oberamtsbeschreibung Gmünd. Auf eine Erscheinung des Holzbrockelers führt eine Sage die Stiftung der bekannten Reiterleskapelle am Christental zurück. Heute nennt sich eine Winzinger Narrenzunft Holzbrockeler.

Der Winzinger Pfarrer und Heimatforscher Bernhardin Schellenberger fand aber heraus, dass Joachim Berchthold von Roth, von 1607 bis 1621 Herr zu Winzingen, in Wirklichkeit ein kranker, hilfloser Mann gewesen war, der sich das Rittergut als Alterssitz gekauft hatte, aber von den Bewohnern nie akzeptiert wurde.

Waldstetten

Die feindlichen Brüder

Es sagt mir in Beyseyen etlicher meines gleichen ein Mann oder alter Baur, welcher der zeit zu Stoffel wohnt, nahmens Martin N. ein Mann guten Leinmuths, wie das auf den 2 Bergen nit weit vom Dannweilerhof gelegen, auf jedem ein Schloss gestanden sey, als der eine zur rechten von hieraus, noch auf den heutigen Tag das Rechbergle genannt wird, und dem von Rechberg zugehört habe. Der andere Berg aber das Graneckle genannt werde, dieweil das Schloss Graneck geheissen hab, und denen von Graneck zugehörig gewesen. Es sagt auch diser alte Mann, er hab allzeit gehört, das solche beyde Schlösser 2 Brüder bewohnt, und einer dem anderen das seine abgeschossen und verderbt, das lezte aber seye mit Hülff dessen von Hohenrechberg eingehnomen und zerrissen, und was sie darinnen bekommen, alles nach Hohenrechberg dem Schloss geführt, also, das nun einmahl gewiß, das 2 Schlösser allda gestanden seyen, muß er mit Wahrheit sagen, wie er ein Knab gewesen, und das Vieh gehütet hab, seye neben mehr seines gleichen auf disen Bergen gewesen, und alles gesehen an Gräben und Mauren zu Anzeigung 2 gewaltiger Schlösser, wie stehe in dem einten noch ein Keller, in welchem er auch selbst gewesen, und dis alles gesehen hab. (214)

Der Schwäbisch Gmünder Chronist Friedrich Vogt dokumentiert 1674 mit der Aussage des alten Bauern aus Weilerstoffel die von vielen anderen Burgen bekannte Sage von den feindlichen Brüdern. Reste der Burg Graneckle mit Buckelquader-Rundturm wohl aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts verstecken sich oberhalb der Reiterleskapelle. Auch das gegenüber liegende Rechbergle (heute: Schwarzhorn) dürfte eine mittelalterliche Burganlage getragen haben. An die Burgen knüpft sich ein kleiner Sagen-Kranz, der zuerst bei Anton Birlinger 1861 greifbar ist. Um 1930 wurde in Waldstet-

ten die Sagenüberlieferung für ein Heimatschauspiel „Die Ritter von Graneegg“ von Anton Albrecht verwertet. Wiederholte Amateurgrabungen am Graneckle bezeugen die Faszination dieser sagenumwobenen Burgstelle.

Auch wenn die Chronikstelle Vogts über eine spätere handschriftliche Chronik Franz Xaver Deblers in eine 1833/35 in Fortsetzungen in der damaligen Gmünder Zeitung abgedruckte Gmünder Chronik Eingang fand, erscheint es nicht angebracht, eine mündliche Überlieferung des Stoffs der feindlichen Brüder vom 17. zum 19. Jahrhundert zu leugnen. Bei Birlinger, der das heutige Schwarzhorn als Heldenberg bezeichnet, lautet die Sage so:

Bei Wißgoldingen liegt der Heldenberg, ihm gegenüber das Graneckle. Inzwischen liegt das enge Christenthal. Auf dem Heldenberg stand vor alten Zeiten eine Burg; Ueberbleibsel sollen noch da sein. Der vom Heldenberg hatte zwei Söhne. Um vor seinem Tode jedem eine Burg hinterlassen zu können, baute er eine Burg auf das Graneckle und verband sie mit dem Heldenberg durch eine lederne Brücke. Beide Brüder ritten darauf hin und her. Der auf dem Graneckle war böse. Bei einer Jagd um die Heldenburg kam er das Thal herunter an einem Schäferhaus und gewann eine junge Schäferin gar lieb. Kam und kam wieder, so daß es zuletzt zu einer Heirat kam. Der Brautzug auf das Graneckle sollte nächtlicherwise vor sich gehen. Der vom Heldenberg lauerte mit seinen Knappen in einer Klinge und wartete bis zum Augenblicke, da der Zug kam, überfiel Braut und Knappen seines Bruders und hob sie in seiner Burg auf. Das betrübte den Bruder gar sehr, sann alle Tage und alle Stunden auf Rache. Alle Tage stellte der drüben mit seiner Beute sich auf und neckte ihn. Einsmals sah er ihn allein drüben, wie er den Bogen spannte; er that desgleichen, und beide Brüder fielen im selben Augenblicke getroffen nieder.

Goldene Kegel auf dem Graneckle

Der alte Herr vom Graneckle bei Wisgoldingen hatte ein wunderschönes goldenes Kegelspiel mit einer goldenen Kugel. War ein Ritterfest oder sonst etwas Außerordentliches, so wurde mit diesen Kegeln gespielt. Wahrscheinlich in Kriegszeiten, sagen die Leute, seien die Kegel begraben und verborgen gehalten worden. Noch jetzt liegen sie im Berge drinnen. Sie kommen heraus und man sieht sie droben, wenn's einen Regentropfen hat, wenn ein Gewitter am Himmel ist und es recht donnert. Man soll sie schon oft gesehen haben. (215)

„Die Kegel sind ohne Zweifel Gewittersymbole und erinnern an Donars Hammer, sowie sie auch als phallisches Bild zu betrachten sind“, meinte Anton Birlinger. Heute ist es umgekehrt: Was ihm „ohne Zweifel“ richtig erschien, erscheint uns inzwischen als höchst zweifelhaft.

Wißgoldingen

Schatzgräberei auf dem Graneggle

Wie an einen goldenen Traum erinnere ich mich immer noch gern an die „Sagmähr“ dieser Schatzgräberei, welche mir der alte Küfermeister Scharpf mit seinen lateinischen Brocken und der „alte Jäger“ von Wißgoldingen in fließendem Jägerlatein in den Studienferien wie ein Evangelium erzählten. Mittelst des Christofelsgebetes hatte man bereits eine bleischwere Kiste gehoben, auf der aber immer noch der Teufel in Gestalt eines Frosches saß. Alles mußte unbeschrieben geschehen. Da ging das hiezu nothwendige geweihte Wachs aus. Man schickte nach Thannweiler. Voll grenzenlosen Jubels über die bereits mit Stricken gefesselten Millionen sprangen die Weiber mit Wachstöcken herbei – hellauf schreiend – o weh! donnernd fiel die Kiste in den Abgrund, wie ein im Pferchkarren unten im

Christenthal liegender Schäfer hörte. „Wäre das dumme Maul der Weiber nicht gewesen, und wir wären die glücklichsten Männer der Welt,“ schloß Meister Scharpf und der „alte Jäger“ nickte und schnupfte dazu. (216)

Eine Heimaterinnerung des katholischen Schriftstellers Engelbert Hofele (1836–1902).

Hohenstaufen

Die Scheinlichter

Im Munde des Volks sind mancherlei Sagen über den Hohenstaufen im Umlauf; nach denselben haben in uralter Zeit Heiden und Riesen auf dem Berge gewohnt; dies bezeugen die mächtig großen Menschenknochen, die man bei Anlegung des neuen Wegs halb aufrecht liegend hier gefunden hat. Von den Riesen rühren auch die beiden großen Löcher auf der Westseite des Berges her, die man noch die „Heidenlöcher“ nennt. Das untere Loch soll bis Hohenrechberg gehen, wo ein ähnlicher Eingang sich befindet; „denn ein Hahn, den man in Hohenstaufen einmal in diese Höhle laufen ließ, kam bei Hohenrechberg wieder zum Vorschein“. Außerdem soll ein unterirdischer Gang ins Kloster Lorch und ein dritter nach Göppingen in die Oberhofer Klosterkirche geführt haben.

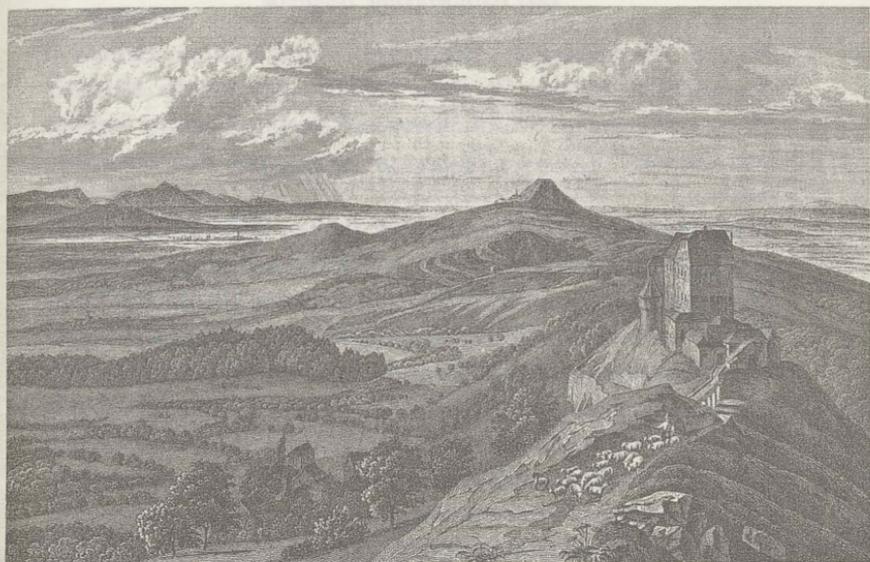
„Nach Hohenstaufen kamen früher, besonders in der Adventszeit, Abends nach der Betglocke zwei bis drei, oft auch mehrere Lichter, die man „Scheinlichter“ nannte. Sie kamen theils von Hohenrechberg und Staufeneck, theils aus den Heidenlöchern auf Hohenstaufen selbst, und versammelten sich unten vor dem Dorfe auf einem vorspringenden Hügel, auf dem sogenannten „Tanzplatze“ bei den Felsen, die man die „Spielburg“ nennt, und die oberhalb Hohrein liegt, links am Wege

nach Wäschenbeuren. Den Tanzplatz umgab sonst ein Ring von Gras, das immer viel grüner blieb, als der übrige Rasen. In diesem Kreise tanzten nun die Geister, die zum Besuche sich einfanden; daher der Name „Tanzplatz“. Alte Leute haben dies in ihrer Jugend vielfach gesehen. Es waren freundliche Geister, die ruhig an den Menschen vorüber zogen und Niemanden Etwas zu Leide thaten. Seitdem man aber einen Steinbruch dort angelegt und den Tanzring zerstört hat, sieht man die Geister nicht mehr dort.“

Zuweilen kamen diese Lichter von Hohenstaufen, Rechberg und Staufenneck auch wohl auf dem „Eidebühl“ beim Märzenhof zusammen und fochten dort mit einander. Auch nach dem alten Schloß bei Wäschenbeuren sah man bisweilen ein Licht vom Hohenstaufen aus schweben.

Eine andere Erscheinung ist der „Staufergeist“, ein Licht, das bei Sturm und Regen, besonders zur Herbstzeit, von Hohenstaufen nach Hohenrechberg wandelt. Nach dem Läuten der Betglocke sieht man ihn, nach dem Ausdruck der dortigen Landleute, am Hohenstaufen liegen und ein Feuer verbreiten, wie „ein angezündeter Backofen“. Plötzlich erhebt er sich, nimmt seinen Weg auf dem schmalen Erdrücken, welcher den Hohenstaufen und Rechberg verbindet, bald langsam, bald schnell über die Tannenbäume, geht links an der Burg vorbei, bis an eine Stelle unter der Kirche auf dem Berge; von da kehrt er auf dem nemlichen Weg zurück und bleibt nach der Meinung des Landmannes bis zur Morgenglocke am Hohenstaufen liegen, wo er sodann wieder verschwindet. (217)

August Ludwig Pleibel fasste in seinem Handbuch der württembergischen Vaterlandskunde (1858) frühere Berichte über Hohenstaufen-Sagen zusammen. Seine Hauptquelle war die Sammlung Ernst Meiers (1852). Vom Staufergeist hatte bereits die ungedruckte Fami-



ges. v. L. Mayer

gest. v. E. Grünwald.

HOHENSTAUFEN UND RECHBERG.

Hohenstaufen und Rechberg,
aus Gustav Schwabs „Wanderungen durch Schwaben“

liengeschichte der Herren von Rechberg aus der Feder von Joseph Alois Rink erzählt (1806).

Rechberg

Das Rechbergische Klopferte

Nach der Erzählung des Rechbergischen Stammbüchleins soll das Klopfen, welches bei dem Todfall eines aus der Rechbergischen Familie im Schloß Hohenrechberg soll gehört werden, von Ulrichs Gemahlin Anna von Venningen den Ursprung haben.

Man erzählt, Ulrich habe einen großen Hund gehalten, der in seiner Abwesenheit seiner Frau Briefe von ihm am Halsband hängend zugetragen. Einstmals verfügte sie sich in Abwesenheit ihres Herrn in die Hauskapelle. Hier widmete sich Anna öfters dem Gebet und der Betrachtung. Nun begab es sich, daß man an der Kapellentür pochte. Anna war darüber böse, weil sie vermutete, es wäre einer ihrer Dienstboten, welcher sie im Gebet störte. Man pochte abermal, und sie stand ungehalten vom Betstuhl auf um zu sehen, was es wäre. Sie traf niemand an. Sie kehrte zum Gebet zurück. Aber man pochte wieder, und da soll sie im Unwillen gesagt haben: „Ich wollte, daß du immerfort klopfest.“ Nach vollendetem Gebet begab sie sich wieder auf ihr Zimmer, allein da sie die Türe der Kapelle öffnete, stand der gute, treue Hund ihres Herrn vor ihr und sagte durch seine wehmütigen Blicke, daß es mit seinem Herrn nicht gut stehe. Bald darauf kam auch die Todespost an, daß er das Zeitliche gesegnet habe. (218)

Joseph Alois Rink bezieht sich in seiner ungedruckten Rechbergischen Familiengeschichte (1806) auf das handschriftliche „Rechbergische Stammbüchlein“ Johann Joachim Hennenbergers von 1681. Ulrich von Rechberg, der mit Anna von Venningen verheiratet war, starb 1496. Etwa hundert Jahre später wusste der Tübinger Professor

Martin Crusius: Immer wenn ein Geist schlage oder mit etwas Getön mache, sterbe jemand vom Rechbergischen Stamm. Gustav Schwab hat in seiner „Neckarseite der Schwäbischen Alb“ die Überlieferung in eine Romanze „Der Klopfer auf Hohenrechberg“ umgearbeitet. Angeblich war der Hund mit der ledernen Brieftasche am Halsband früher in einem Raum des rechbergischen Schlosses Weissenstein abgebildet.

Weißenstein

Ursprung der Bernharduswallfahrt

Zur Zeit der Bilderstürmerei führte der Weg einen Frachtfuhrmann von Stuttgart über Heidenheim nach Augsburg am Fuße des St. Bernhardusbergs vorüber. Bei Waiblingen hatte er ein Bild gefunden, und da er damit nichts anzufangen wußte, schnitt er am Fuße des Spitzbergs, (so hieß der jetzige St. Bernhard) in den Stamm einer Buche eine Nische und stellte das Bild hinein. Die Nische ist mit der Zeit überwachsen und das Bild lange verborgen geblieben. Später nahm eine Zigeunerbande einen längeren Aufenthalt daselbst, fällte zu ihrem Bedarf einige Buchen und fand nun in einer derselben das verborgene Bild. Von der Zigeunermutter als Heiligenbild erklärt, faßte die ganze Bande zu dem hl. Bernhard – denn diesen sollte das Bild darstellen – ein großes Vertrauen und flehte besonders für eines ihrer Kinder, das ein Krüppel war, und es wurde geheilt. Dieses Wunder wurde überall bekannt, worauf einer der Grafen von Rechberg eine Kirche mit Mesnerhaus auf den Berg bauen ließ, und es entstand bald eine vielbesuchte Wallfahrt zu dem wundertätigen Bilde. (219)

Graf Gaudenz von Rechberg ließ die Kapelle auf dem Bernhardus 1729–1733 durch eine prachtvolle Wallfahrtskirche ersetzen. Im Visier der Aufklärung, die an dem volksfrommen Wallfahrtstreiben Anstoß nahm, wurde die Bernharduswallfahrt eingestellt und die

Kirche 1809 abgebrochen. 1880 wurde erneut eine Kapelle errichtet, die zum Bernhardusfest heute jährlich viele Pilger anzieht.

Nach dem um 1800 schreibenden Gmünder Chronisten Dominikus Debler kam das Bernhardusbild aus dem Haus eines Metzgers in der Schwäbisch Gmünder Kapuzinergasse auf den Berg.

Degenfeld

Der Geist auf dem Furtlepaß

Es ist noch nicht lange her, da trieb auf dem Furtlepaß ein Geist, der Zumpenmann, sein Unwesen. In mancherlei Gestalt sah man ihn: als Tier, das einem Kalbe glich, als Wanderer mit einer Laterne am Hals, der ungebärdig durch Wiesen und Felder tollte, als Reiter, der wild vorübersaute, als Fuhrmann auf einem von vier schönen Rappen gezogenen Wagen mit feurigen Rädern. Manchmal kam er auf dem Wagen vom Bernhardus herunter. Oft ging sein Weg von den Furtlachen über das Kalte Feld. Auch in Ruppertstetten wurde er oft gesehen. Gefürchtet war der Geist nicht sonderlich, da er niemand etwas zuleide tat. (220)

In den 1930er Jahren trug ein Segelflugzeug auf dem benachbarten Hornberg den Namen „Zumpenmännle“.

12 Millionen Gulden im Burgkeller

Auf dem Burgstall, einem kegelförmigen Vorsprung vom Kaltenberg, herrschte einst das uralte Geschlecht der Grafen von Degenfeld mit vielem Ruhme. Aber in jenen unglückseligen 30 Jahren, welche so viel Unheil über Deutschland hereinbrachten, in dem 30jährigen Krieg, oder wie ihn das Landvolk zu nennen pflegt, in dem „Schwedenkrieg“, wurde ihr Schloß zerstört, und noch jetzt zeigen sich die Spuren der Zer-

störung daselbst. Unter den vorhandenen Ruinen sollen die Keller noch erhalten sein, und in denselben ist ein Schatz von 12 Millionen Gulden, der von einem jungen Fräulein und einem schwarzen Pudel bewacht wird.

Einst besuchte die Frau des Pfarrers mit mehreren Fräulein die Ruinen auf dem Burgstall, und als sie nach längerem Verweilen von dem verwüsteten Orte wieder schieden, luden sie die daselbst hausenden Nymphen zu einem gleichen Besuche bei ihnen ein. Und richtig – selbige ließen sich nicht zweimal einladen. Nachts darauf erschienen vor dem Pfarrthore drei schwarz vermumte Fräulein, welche Einlaß beehrten und sogleich als die Eingeladenen erkannt wurden. Den Bewohnern des Pfarrhauses war aber ein solcher Besuch, zumal da der Pfarrherr nicht zu Hause war, höchst unangenehm, und dem Begehren der Wartenden wurde deßhalb nicht entsprochen. (221)

Der 1832 geborene Nürtinger Seminarist Christoph Bidlingmaier gab 1850 diese Sage in seinem Aufsatz „Volkssagen von Degenfeld (bei Gmünd) u. der Umgegend“ wieder. Von der Burg Degenfeld am Kalten Feld gibt es so gut wie keine Reste mehr. Seit dem 15. Jahrhundert ist Schloss Eybach bei Geislingen Stammsitz der heutigen Grafen von Degenfeld-Schonburg.

Heubach

Der Herrgotts Tritt auf dem Rosenstein bei Heubach. Eine württembergische Volkssage

Auf einem Felsen der Alb' bei Heubach sieht man die Ruinen der Burg Rosenstein. Auf der äussersten Spitze des Felsen war noch vor kurzem, – ob durch Spielwerk der Natur, oder durch Menschentrug? – Die deutliche Spur eines Menschenfußes zu sehn, die, einem Befehl der Regierung zu Folge, Vogt Griesin-

ger mit Pulver zersprengen ließ, weil, von der Nachbarschaft aus, abergläubischer Unfug darauf getrieben wurde. Auf dem Berge gegenüber geht die Spur eines Trittes landeinwärts, wie sie auf Rosenstein auswärts geht. Darauf wurde die abentheuerliche Volkssage, von Christi Versuchung, an diesem Orte gebauet. Sattler, in seiner Topographie Württembergs, spielt darauf an. Gegenüber im Walde liegt die Kapelle der wunderthätigen Maria vom Beißwang. Links, in einer Kluft, die Teufelsklinge genannt, fließt manchmal trübes Wasser aus dem Berge, wahrscheinlich nach lang anhaltendem Regen auf den Gebürgen. Das wildromantische der Gegend, die schöne Aussicht der Burg, in einen großen Theil Schwabens, veranlaßte mich, manchmal diesen Berg zu besteigen, auf welchem der Sturmwind seine Wohnung aufgeschlagen zu haben scheint. Hinter dem Schlosse steht noch ein ausgehöhlter Felsen, welchen man die Scheuer, (Scheune) nennt. An unterirdischen Gängen und andrem Ritterwesen fehlts auch nicht auf dem Berge.

Hoch ragt, von der östlichen Spitze der Alb,
Ein Felsen, vermoost und verwittert;
Zur Hälfte von Büschen bedeckt, und halb
Von löchrichten Mauern umgittert.

Tief unter ihm grünert die lachende Flur,
Ein blühender Garten, verbreitet,
Rechts fließet die „Rems“, von der Hand der Natur
Um rebichte Hügel geleitet.

Hier ließ, auf der Spitze des Felsens, von fern
Des Schwabenlands liebliche Auen,
Vor grauen Jahrhunderten, Christum den Herrn,
Satan, der Versucher, beschauen.

„Sieh!“ sprach er, und deutet in's Remsthal hinein,
 „Des Weinstocks erfreuliche Spenden,
 Die schönen Gefilde recht an der Lein;
 Und Ellwangs fette Präbenden;“

„Und links, über Rechberg und Staufen hinauf
 Den Wechsel der Dörfer und Wälder;
 Und hin wo der Klemsbach in schlängelndem Lauf
 Sich windet durch blühende Felder;“

„Bis hin, wo die Ens mit dem Neckar vermählt,
 Durch Schwabens Elisium fließet,
 Und Mutter-Natur auf die schönere Welt
 Die Schaale des Segens ergießet.“

„Sieh! ringsum das Alles, und beuge das Knie
 Vor mir, und du sollst es gewinnen!“ –
 Doch Christus entgegen ihm donnerte: – „Flieh,
 Verfluchter, und heb' dich von hinnen!“ –

Da kollerte Satan die Berge hinab;
 Es bannt' in der Belzebubs Klinge,
 Ein langes Jahrtausend in's felsichte Grab
 Der Fluch, den Verderber der Dinge.

Da liegt er an Ketten, mit bitterer Buß
 Den Gräuel der Sünden zu büßen,
 Drum sieht man dem Berge, den schwärzlichen Fluß
 Satanischer Thränen, entfließen.

Doch „Christus“, der Mittler, mit mächtigem Schritt
 Gieng über die Berge von hinnen,

Tief drückte die Spur sich vom Herrgottestrift
Auf Scheulbergs und Rosensteins Zinnen.

Hier sieht man, landauswärts, auf spitzem Gestein,
Dort drüben, landeinwärts, vom Fuße
Noch immer das Zeichen, auch ehren's gar fein
Die Pilger, mit brünstigem Kuße.

Dran bauten die Herren von Rosenstein
Ein Schloß unter Buchen und Ellern,
Und tranken gar stattliche Humpen voll Wein,
Aus felsengegrabenen Kellern.

Und raubten gewappnet Thal ab und Thal auf,
Nie waren die Straßen geheuer;
Und hohlten sich Augsburgs Waaren hinauf,
Und bargen's in felsigter Scheuer.

Genüber der Burg hat, durch Wunder bekannt,
Verrichtet an heiliger Stelle,
Die heil'ge Maria, zum Beißwang genannt,
Im Eichenwald eine Kapelle.

Es hatte sie Friederich, der mit dem Biß,
Gestiftet, so lautet die Kunde,
Da, wo man der Mutter ihn weinend entriß:
Drum heißet sie: Beißwang, zur Stunde.

Dort hinkten viel Tausend auf Krücken hinein,
Und giengen auf eigenem Beine
Heraus: darum glänzten, von Edelgestein
Und Golde, die heiligen Schreine.

Da stiegen, – es bließ ihnen Satanas ein, –
Die Rosensteiner zu Rosse,
Und stürmten die Kirch' und erbrachen den Schrein,
Und brachten den Schatz nach dem Schlosse.

Da braus'te von Beißwang herüber der Sturm,
Es krachten die mosigten Eichen,
Es prasselten stürzend das Schloß und der Thurm,
Und deckten mit Steinen die Leichen.

Trotz Sturmgeheul, Donner und leuchtendem Strahl,
Den Zeugen der himmlischen Rache,
Vernahmen die zagenden Pilger im Thal
Des Satans entsetzliche Lache.

Im Schlosse da siedeln sich Raben jetzt ein;
Bleich wanken des Nachts und mit Trauern
Die modernden Ritter von Rosenstein,
Rund um die verfallenen Mauern. (222)

Als Verfasser dieses im „Taschenbuch für Häusliche und Gesellschaftliche Freuden auf das Jahr 1800“ erschienenen Beitrags zeichnet ein sonst nicht greifbarer Jakob Grimmer. Als die Brüder Grimm in den ersten Band ihrer einflussreichen „Deutschen Sagen“ 1816 als Nr. 184 die Erzählung „Der Herrgotttritt“ aufnahmen, diente ihnen das Gedicht als Vorlage. Aus Heubach ist bei ihnen freilich Heuberg geworden.

Als im Jahr 1740 Marienerscheinungen an dem schon im späten 16. Jahrhundert bei Martin Crusius bezeugten Herrgotttritt zahlreiche katholische Wallfahrer anzogen, die sich kaum vertreiben ließen, wurde das Felsstück mit dem „abergläubischen“ Tritt auf Befehl des herzoglichen Administrators von Württemberg am 15. Juni 1740 in die Luft gesprengt. Im März 2006 wurde in der katholischen Kirche in Heubach ein von dem Lauterner Volksmaler Markus Mantel ge-

maltes Motivbild zur Erinnerung an die Wallfahrt auf den Rosenstein zu den Fußritten Christi und zur Mutter Gottes geweiht. Die Erwähnung des im 13. Jahrhundert regierenden Wettiners Friedrich des Freidigen dürfte auf den Ritterroman „Friedrich mit der gebissenen Wange“ (1787/88) von Friedrich Schlenkert zurückgehen. Im 19. und 20. Jahrhundert waren die „Raubritter vom Rosenstein“ im Heubacher und Gmünder Raum sehr populäre Sagenfiguren.

Schwäb Gmünd den 31. Oktober
Nr. 4. 1945.

Raubritter Flug vom Rosenstein. Raubritter Flug war ein schlimmer Geselle. Die ganze Gegend machte er Unsicher. Auch mit seinen Nachbarn, dem Ritter ^{Hans} von Lauterburg¹ und dem Grafen von Reckberg, hatte er Streit und Händel. Eines Tages schnappte er die schöne Grafenlocher Gertrud von Reckberg weg. Er nahm sie mit auf seine Burg und wollte sie dort zu seiner Frau machen. Gertrud aber war verlobt mit dem Ritter Heinrich von Lauterburg. Dieser und

die
Grafen von Rechberg zogen
sich sofort zur Burg Rosen-
stein und belagerten sie.
Nach einigen Wochen machte
Hug vom Hunger getrieben,
einen Ausfall. Es kam zu einem
heftigen Kampf. Hug verlor das
Leben durch Heinrich von Lau-
terburg. Die Grafen von Rech-
berg aber stürmten auf die
Burg, denn der Torwart
Mangold hatte die Zugbrücke
nicht eingezogen. Er wollte
sich an dem Rosensteiner rächen.
Die schöne Gertrud sollte den
Felsen hinabgestürzt werden.
Aber im letzten Augenblick
wurde sie durch den Einsiedler
Lothar vom Rosenstein gerettet.
Herbst Bericht: auf d. an. Bl. 4

Lautern

Vom Pfaffenberg

Der Name des Pfaffenberges oberhalb von Lautern wird auf folgende Sage zurückgeführt: Nach der Zeit der Reformation bzw. im Dreißigjährigen Krieg, als der woellwarthsche Teil des Dorfes evangelisch war, hätte die reformierte Herrschaft den katholischen Pfarrer, als er sich zu aggressiv gegen die Evangelischen zeigte, in ein innen mit spitzen Nägeln bestücktes Faß gesperrt. In diesem ließ man ihn von dem später so genannten Pfaffenberg ins Dorf hinabrollen, wobei er zu Tode kam. (223)

Eine „konfessionelle Sage“, die Stimmung gegen die Leute mit dem anderen Gesangbuch machen sollte.

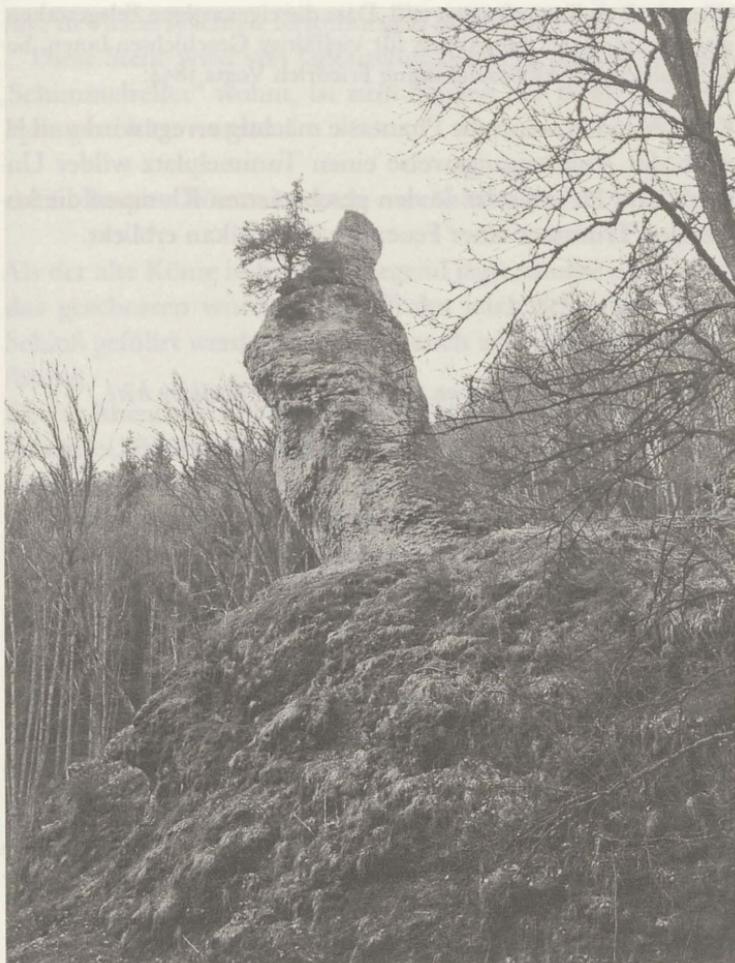
Bartholomä

Das Wendelweible

Im oberen Wental bei Bartholomä auf dem Albuch geistert das Wendelweible. Das war zu Lebzeiten eine Krämerin aus Steinheim, die die Leute durch falsches Maß und Gewicht betrogen hat. Dafür muß sie nun im Wental umgehen. Man hat sie schon ein Klagelied singen hören:

„Drei Vierling isch koi Pfond,
drei Schoppe ischt koi Maoß.
O hätt i doch des Deng et dao,
no dät i net em Wendel gao.“ (224)

Das Wentalweible ist einer der populärsten Felsen des bizarren „Felsenmeeres“ zwischen Bartholomä und Steinheim. Eine Tafel erzählt dort die Sage und weiß zusätzlich, das Wentalweible sei alljährlich in der stürmischen Andreasnacht (auf den 1. Dezember) unterwegs.



Das Wentalweible in dem durch seine bizarren
Felsenformationen berühmten Trockental nordwestlich
von Steinheim am Albuch

Ein tüchtiger Fußmarsch ist erforderlich, wenn man von der Wental-Wirtschaft zu ihm gelangen will. Dass die eigenartigen Felsgestalten als „Erzähl-Male“ den Anlass für vielfältige Geschichten boten, bezeugt schon die Albbeschreibung Friedrich Vogts 1854:

Kein Wunder, wenn die Phantasie mächtig erregt wird und je nach der Anschauungsweise einen Tummelplatz wilder Unholde und Hexen oder in den geschwärzten Klumpen die kolossalen Trümmer einer Feueresse des Vulkan erblickt.

Zang

Sagen, welche man vielfach in Zang erzählen hört

a) Schultheiß Welt von dort erzählte mir Folgendes:

Mein Vater, der hier auch Schultheiß war, sollte einstmals in aller Frühe vor dem Ober Amt Heidenheim erscheinen. Er ritt um 2 Uhr weg vom Hause. Als er nun mitten im Walde, bei dem sogenannten Dickholz vorbeiritt, kam ihm in der Ferne ein Reiter auf einem schönen, weißen Pferde entgegen. Die Kleidung des Reiters schimmerte wie lauter Gold und mein Vater glaubte, es werde wieder ein Officier nach Zang reiten und Quartiere bestellen. Der schöne Reiter ritt schnell an meinem Vater vorbei und dieser konnte nur soviel bemerken, daß der Reiter keinen Kopf hatte und dem Pferde die Haare fehlen. Mein Vater gab dem Pferde die Sporen und bald hatte er Heidenheim erreicht, wo er sich sogleich ins Bett legen mußte.

b) Nahe bei meinem Ort ist ein kleiner Weiher und neben demselben ein schöner Tannenwald. Mitten in diesem Walde ist eine schöne, bemooste Stelle, von lauter Tannen umgeben, die aber ihre Häupter zu einem Dache zusammenneigen; dort soll nun, der allgemeinen Sage nach, ein schöner stattlicher

Reiter auf einem schneeweißen Roß, das einen langen Schweif hat, in vielen Nächten Reitübungen halten.

Diese Stelle wird von Jedermann gescheut und da, wo der „Schimmelreiter“ wohnt, ist zum Nutzen der Jäger noch nie Holz gestohlen worden.

c) Ein Bauer – Wannewetsch – erzählte mir:

Als der alte König in hiesiger Gegend jagte, mußte alles Wild, das geschossen wurde in der Frohn nach Schnaitheim ins Schloß geführt werden. So mußte auch ich 2 Hirsche dorthin führen.

Es war Abends 6 Uhr, als ich und mein älterer Bruder von hier abfuhr. Es dämmerte schon als wir in Schnaitheim ankamen und bis man die Hirsche ablad, wurde es Nacht. Auf dem Heimwege, der fast durch lauter Wald führte, sagte mein Bruder zu mir: „weil ich den Weg besser weiß als du, so will ich die Zügel in Hand nehmen; du kannst dich auf den Wagen setzen.“ Als wir nun die Steige hinaufahren, bemerkte ich auf einmal eine große, schwarze Gestalt, die mit einem Licht in der Hand auf unsern Wagen zukam. Unerschrocken sahe ich der Gestalt zu, die nun das Licht an den Landwagen (der hintere Theil des Wagens) hinhielt, als ob sie ihn anzünden wollte. Jetzt bekam ich erst Angst. Mein Bruder, der auf dem Pferde saß, rief: „Schlaf nicht ein!“ – Aber ich hatte nicht so viel Courage ihm zu rufen oder vom Wagen herunterzuspringen. Als wir auf der Ebene angekommen waren, verschwand das Wesen. Schnell sprang ich zu meinem Bruder vor, den ich fragte, ob er nichts gesehen habe. Ich erzählte ihm die Geschichte; aber der blies sie mir über ein Haus hinüber und sagte: „du hast kein Herz im Leib; es ist eitle Einbildung!“ Aber kaum hatte er dieses gesagt, so kam ein solcher Rudel Schweine, daß wir fast nicht mitten durch sie hindurchschreiten konnten. Sie waren nur

klein; aber so wüthend, daß sie vor Zorn in die Räder bissen, unter den Pferden wegsprangen, ohne beschädigt zu werden. Als wir den Wald verlassen hatten, verschwanden sie auf einmal. Jetzt glaubte mein Bruder an das, was ich gesehen hatte.

d) Ein Ausläufer des Stubenthals bei Sontheim ist das Wenthal, das sich in seiner wildromantischen Schönheit westlich von Zang hinzieht. Dieses Thal ist nun in der Umgegend als der Sitz von Kobolden, Bergmännchen, Zwergen verschrien, welche von Geisterbannern dorthin getragen worden seien. (Siehe Memmingers Beschreib. des OAmts Heidenheim)

In diesem Thale soll nun ehemals eine Mühle und ein Schloß gestanden haben. Einem Grafen, dem sein Kind ins Wasser gefallen war, ließ Quecksilber in die Quelle werfen, bis sie versiegte.

Eine Müllerin, die, wenn sie Mehl wog, das Gewicht nicht vollständig gab, läuft nun jetzt im Thale auf und ab und ruft: „3 Vierl[ing] ist kein Pfund, o hätt' ich das Ding nit thau, so dürft ich nit im Wendel gauh.“

e) Hirschwirth Moser erzählte mir:

Als ich noch ledig war, gieng ich jede Nacht ins Kunkelhaus (Lichtkerze). In der Christnacht gieng ich um 11 Uhr nach Haus. Vor meiner Stallthür angekommen, stellte sich mir ein schwarzer Pudel mit großen Augen entgegen, der mich nicht von der Stelle lassen wollte; wenn ich auch nach ihm stieß, so traf ich ihn nicht. Endlich sprang ich mit einem Satze über ihn weg, in den Stall hinein und flugs war die Stallthüre geschlossen. Da rannte auf einmal der Pudel mit solcher Gewalt gegen die Thüre, daß ich glaubte, sie sollte hereinbrechen. (225)

An dem Seminaaraufsatz von Gottlob Kolb (geboren 1832) ist bemerkenswert, dass die Gewährsleute namentlich angegeben werden.

Gussenstadt

Die Pfeifannä

Zu den Gespenstern gehört der Mann im Kickethau, der den Kopf unter dem Arme trägt, auf einem Schimmel reitet und ruft: Drei Vierling ischt koi Pfund, drei Schoppe ischt koi Mauß. Ei, ei, ei und au, au au, hätt i nō des Ding et tau, nau wär i et im Kickethau!

Die Hanswurst oder Zwerge, die sich um Mitternacht auf die Bäume im Heuberg und im Kickethau setzen, gehören zu den Waldgeistern.

Zu den Geistern gehört auch die Pfeifannä, mit der man den Kindern droht, und die in dem Pfeifannäkeller im Tremsel haust. Man hört gewöhnlich sagen, daß sie früher in das Dorf gekommen sei, gebettelt und auch Hennen gestohlen habe. Eine Nachfrage bei einigen alten hiesigen Bürgern ergab folgendes: Die Pfeifannä war ein Frauenzimmer von üblem Ruf, die ihr eigenes Kind umgebracht hat. Zur Strafe hiefür wurde sie aus dem Orte verjagt, worauf sie in der Nähe desselben in einer Felsspalte am Fuße des Hoilgehau einen Unterschlupf fand. Noch heute wird diese Stelle der Pfeifannäkeller genannt, und die Pfeifannä selber hält sich noch als Geist dort auf. Sie ist besonders auf Kinder erpicht. Abends, wenn die Betglocke läutet, verläßt sie ihren Schlupfwinkel und jagt die Kinder vom Spielplatz und von der Straße weg nach Hause. (226)

Am 19. Juli 1604 starb Anna Jerg Geigers selig Witwe genannt Pfeiffanna, liest man im Ortsfamilienbuch Gussenstadt von 2003.

Unterkochen

Der Junker auf der Kochenburg

Auf der Kochenburg bei Unterkochen, von der nur wenige Trümmer noch zu sehen sind, lebte in alten Zeiten ein wilder Junker, der war ein so großer Liebhaber der Jagd, daß er oftmals die Bauern von Unterkochen aus der Kirche holen ließ und sie zwang, ihm jagen zu helfen. Dafür muß er schon seit vielen hundert Jahren geistweis umgehen. Er fährt mit zwei feurigen Pferden von der Kochenburg herab durch die Mühle im Thal und dann um die Kirche herum, worauf er wieder zum Schlosse zurückkehrt. Seinen Wagen begleiten bellende Hunde und er selbst ruft beständig „hoho!“ Oft hat er auch sein ganzes Jagdgefolge bei sich, das wild Heer oder „wild Gējäg.“ Indes hat man schon seit längerer Zeit nichts mehr von ihm gehört.

In dem abgebrochenen Keller der Kochenburg sollen noch große Schätze verborgen sein, die ein schwarzer Pudel hütet. (227)

Oberkochen

Gockel zieht Garbenwagen

Beim Langertbrunnen soll es spuken. Ein von einem Gockel gezogener Garbenwagen soll dort schon gesehen worden sein. (228)

Königsbronn

Die Schlüsselbergerin

In dem waldbekränzten Talkessel, der Königsbronn mit seinen Eisenwerken umschließt, stand vor alter Zeit nur die kleine Ortschaft Springen. Sie hatte ihren Namen von den Quellen

der Brenz und der Pfeffer, die hier unweit voneinander entspringen und durch ihre Vereinigung ein Flößchen bilden. Die mächtigere dieser beiden Quellen ist die Brenz. Sie bricht aus überhängenden Felsmassen des Aalbuchs hervor, und zwar in einer solchen Wasserfülle, daß sie sofort einen kleinen See bildet und ein Hammerwerk zu treiben imstande ist. Das Wasser des Sees hat eine schöne blaue Farbe, ähnlich dem des Blautopfes bei Blaubeuren.

Das stille, anmutige Wald- und Wiesental mit seinem wunderbaren Brunnquell gefiel dem deutschen König Albrecht I so wohl, daß er daselbst im Jahre 1302 ein Kloster gründete, das man nach ihm Königsbronn benannt hat. Es wurde dicht an den schon damals mit Marktgerechtigkeit ausgestatteten Flecken Springen angebaut und mit Zisterziensermönchen besetzt. Der König und seine Nachfolger begabten das Kloster reichlich, und auch die Grafen von Helfenstein, denen damals fast die ganze Gegend gehörte, machten ihm viele Schenkungen.

Eine besonders große Wohltäterin des Klosters und der Armen war die Gräfin Anna (Beatrix) von Schlüsselberg, die Gemahlin Ulrichs von Helfenstein. Sie stiftete auf den Sankt Veitstag (15. Juli) Geld und Korn zur Austeilung an die Armen. Und es war ihr diese Stiftung so wichtig, daß sie drohte, aus dem Grabe zu kommen und zu mahnen, wenn ihr Gebot je einmal vergessen würde. Gräfin Anna starb im Jahre 1355, und die Mönche errichteten ihr ein schönes Grabmal aus Stein in der Klosterkirche. Dasselbe ist noch vorhanden und stellt sie dar mit einem Bund Schlüssel in der einen und einem Korb in der anderen Hand. Auch wird noch jedes Jahr am Veitstage die Stiftung an die Königsbronner Armen verteilt, obgleich das Kloster schon längst aufgehoben und auch die Stiftungs-urkunde nicht mehr vorhanden ist.

Einigemal soll es vorgekommen sein, daß die Verteilung der Spende vergessen blieb. Da soll die Klosterglocke, von

unsichtbaren Händen geläutet, die Mönche nachts aus dem Schlummer geweckt und an das Versäumnis gemahnt haben. Auch der Pfarrer Steinhöfer vergaß einmal in den Wirren der Napoleonischen Kriege den Tag. Da kam in der Nacht die Schlüsselbergerin, klorrte mit ihren Schlüsseln und zog an der Glocke, daß es laut durchs stille Haus gellte und der Pfarrer erschreckt aus dem Schlaf auffuhr. Dies wiederholte sich einige Tage nacheinander, bis dem Pfarrer das Versäumte einfiel und von ihm nachgeholt war. Heute noch sagen die Leute in der Gegend, wenn sie an ein Versprechen mahnen wollen: „Hörst du des Veits Glöcklein?“ (229)

Der Lehrer Karl Rommel (1859–1936) war Mitarbeiter der vom Württembergischen Evangelischen Lehrer-Unterstützungsverein herausgegebenen populären Sammlung „Württembergische Volksbücher. Sagen und Geschichten“, die ab 1905 mehrere Auflagen erlebte. Die Sage wird von ihm im behäbigen Heimatbuch-Ton erzählt. Schon Rudolf Magenau hatte 1823 zu der Überlieferung eine Ballade „Des Glöckleins Mahnung zu Königsbronn“ veröffentlicht. Die Erzählung soll unterstreichen, wie wichtig es ist, Stiftungen, die ja auf Ewigkeit angelegt sind, zu respektieren.

Der klopfende Kapuciner von Königsbronn

Im Kloster zu Königsbronn sollen einmal wegen eines groben Verbrechens mehrere Kapuciner eingemauert worden seyn, und seitdem soll es um die Weihnachtszeit, in welcher dieses geschehen war, in den 2 vom frühern Kloster noch stehenden Theilen, im Forst- und Pfarrhaus, so lange gespuckt haben, bis jene Mauer abgebrochen worden war. Um diese Zeit hörte man dann auf der Bühne des Pfarrhauses ein Geräusch, wie wenn ein schwer beladener Mann langsam darüber hingehe, und sah zugleich Feuer auf dem Dache schweben. Im Forsthaus dagegen riß sich in der Nacht das Pferd von der eisernen Kette, an die es gebunden war, los und rannte wie unsinnig

im Stalle umher und alle Morgen waren ihm die Haare von Schwanz und Miene in kleine dichte Zöpfe fest zusammen geflochten. Als es aber einmal eine beherzte Magd wagte, hinunter in den Stall zu gehen, das Pferd anzubinden, und die Zöpfe aufzulösen, hatte sie dasselbe Geschäft am andern Morgen doch wieder zu thun. Da nun dieser Lärm alle Jahr um dieselbe Zeit regelmäßig wiederkehrte, so war man schon ganz darauf gefaßt, und es hieß dann im Volke nur: Der Kapuziner klopft. (230)

Das in der württembergischen Reformation im 16. Jahrhundert säkularisierte Kloster Königsbronn war ein Zisterzienserkloster, kein Kapuzinerkonvent. Die magiekundigen Kapuziner galten aber als typische Geistermönche. Ein Schüler Albert Schotts, Nick (9. Klasse), schrieb diese Sage 1847 auf.

Das Wollenloch

Ein Schäfer stieß seine Frau, die ihm wegen seiner Liebschaft lästig war, in den Trichter des Wollenlochs. Aber man kam ihm auf die Spur, als am fast 2 km entfernten Quelloch des Schwarzen Kochers der Schuh der Schäferin auftauchte. (231)

Das Wollenloch ist ein über 50 Meter tiefer Naturschacht. Färbeversuche haben eine unterirdische Verbindung mit der 3 Kilometer entfernt gelegenen Ziegelbachquelle nachgewiesen. Der Tübinger Volkskundler Hermann Bausinger gab 1951 die Sage nach der lebendigen Erzählüberlieferung wieder. 1861 war bereits von Anton Birlinger eine weniger detaillierte Fassung gedruckt worden: Ein Mädchen habe im Wollenloch den Tod gefunden, und sein Pantoffel sei bei einem weit entfernten Quelloch wieder herausgekommen.

Heidenheim

Die Heidenschmiede

Der Statt Wappn ist ein Heydenkopff /
 Mit einer Kapp / dran hangend Zopff /
 Zeygt daß vor vil Jahren gemein /
 Heydenvölker hie gewesen sein.
 Wie dann zur Prob alt Silbergelt /
 Von Leuhten gfunten ist im Feld /
 Solchs zur Gedächtnuß hencken an /
 Die Kinder damit prangen lahn.
 Noch wird gezeygt das Heydenloch /
 Am Schloßberg unden / zimblich hoch /
 Dazu man schwerlich steigt / ist hol /
 Darinn verborgen ligen soll /
 Wie man sagt ein Heydnischer Schatz /
 Darbey sitz ein kohlschwarze Katz /
 Wer Lust zu graben hat / mags thün /
 Ich wags nicht / förcht ein sauren Lohn. (232)



Die 1618 gedruckte Reim-Beschreibung der Stadt Heidenheim des Arztes Johann Hornung bezieht sich mit Nennung des „Heydenlochs“ auf die Felsnische der Heidenschmiede unterhalb des Schlosses Hellenstein. Die den Schatz bewachende schwarze Katze steht üblicherweise für den Teufel. Bei Ernst Meier 1852 ist aus der Katze ein Pudel geworden.

Nattheim

Die blind' Naihre

In einer Höhle bei Nattheim haust die blind' Naihre; abends kommt sie heraus und sticht die Kinder mit ihrer Nadel, wenn sie mit der Betglocke nicht nach Hause gehen. (233)

Im Ländletal zwischen Heidenheim und Nattheim fällt ein Felsenpaar auf: der wuchtige Ramenstein und „De blind' Nähre“ (die blinde Näherin). Wenn unartige Kinder in die Nähe des Felsens kommen oder ihn besteigen wollen, erzählt eine andere Version, werden sie von der blinden Näherin „gestupft“.

Mergelstetten

Der schwarze Geist

In Mergelstetten b. Heidenheim steht am rechten Ufer der Brenz das Gemeindewaschhaus. In der Nähe desselben soll heut zu Tage noch ein sehr unheimlicher Ort sein. Eine Frau erzählte mir eine an diesen Ort gebundene, von ihr selbst erlebte Geschichte. Als ich – erzählte sie – ungefähr 16 Jahre alt war, arbeitete ich auf der Fabrik genannten Orts. Als ich einst am frühen Morgen an mein Geschäft gehen wollte und ich an jener unheimlichen Stätte vorbeiging, wurde ich auf einmal von einer unsichtbaren Macht festgehalten und konnte trotz aller Anstrengung nimmer weiter gehen. Der Geist faßte mich um den Leib, Beine und Arme wurden mir gelähmt. In diesem Zustand überfiel mich eine furchtbare Angst; ich schrie, und auf mein Schreien kam mir ein Mann zu Hilfe, der mich von dem Orte wegtrug. Nachdem ich einige Schritte davon entfernt war, konnte ich mich wieder bewegen und weiter gehen. Als ich Nachts an demselben Ort wieder vorüber ging, weil mich mein Weg vorbeiführte, ging es mir aber wieder so. An keinem andern Menschen übte er seine Macht aus. Ich berichtete meinen Vater von diesem Vorfall. Anfangs wollte er mir keinen Glauben beimessen, als ich ihn aber von der Wahrheit der Thatsache gründlich überzeugte, so begleitete er mich im Beisein des Orts Pfarrers auf dem Wege, an dem schreckhaften Orte vorbei. Kaum war ich dort angekommen, als ich auf einmal mich festgehalten fühlte. Diesmal sah ich

den Geist, der mich quälte. Es war ein schwarzes Wesen, das ich mit Nichts vergleichen konnte, bald klein, bald groß, bald saß es mir auf dem Rücken, bald schlüpfte es mir durch die Arme, und meine Angst stieg aufs Höchste. Meine beiden Begleiter versicherten mir, daß sie Nichts sehen. Weil sie aber meine Unruhe sich nicht erklären konnten, so rief der Ortspfarrer: Weich, weich von mir du böser Geist. Auf dieses hin hat er mich verlassen und ich sank ganz matt und kraftlos in die Hände meines Vaters.

Bald sagte man mir von einem Mann in Gussenstadt, der die Macht besitze, Geister zu beschwören. Mein Vater bat ihn, ihm aus der traurigen Lage zu helfen. Dieser beschwor den Geist, auf welche Weise, weiß ich nicht; in derselbigen Nacht ließ er sich in dem Hause des Beschwörers hören. Auf der Bühne fing er ein schreckliches Gepolter an, so daß man glaubte, er werde nun das Haus umstürzen. Mit der Zeit ließ er mich in Ruhe. (234)

Die Hexe

Hexen gibt es viele in meinem Geburtsorte [Mergelstetten]. Ich selbst hatte schon die Ehre, von einer Hexe besucht zu werden. Sie rührte mich heimlicher Weise hinten am Kopfe an und bald überfiel mich Kopfweh. Dieses steigerte sich immermehr, so, daß ich endlich das Bett hüten mußte. Von Tag zu Tag stiegen meine Schmerzen an; ich konnte die Augen nimmer bewegen, nicht den leichtesten Tritt thun. Zuletzt konnte ich es im Bette nimmer aushalten; fast brachten mich die Schmerzen zum Wahnsinn. Aus dieser schlimmen Lage half mir ein berühmter Mann aus Giengen. Er sagte mir, daß ein böses Weib mir meine Krankheit zugefügt habe. Es sei hohe Zeit, sprach er weiter, daß dem Zustand abgeholfen werde; meine Scheitelbeine stehen ungefähr $\frac{1}{2}$ " von einander und es wäre bald

bei mir zum Wahnsinn gekommen. Seine Heilmittel schlugen auch wirklich an. Sie waren sehr einfach. Er drückte mir den Kopf von beiden Seiten zusammen, sprach einen kurzen Segen, und nachdem er dieses dreimal wiederholt hatte, spürte ich sogleich Besserung. Nach einigen Tagen ward ich vollkommen gesund. (235)

Ein solcher Bericht eines „Hexenopfers“ dürfte eher selten überliefert sein. Beide Sagen aus Mergelstetten stammen von dem 1829 geborenen Johannes Seebich, der sie 1850 für den Rektor des Nürtinger Schullehrerseminars zu Papier brachte.

Herbrechtingen

Die spitzigen Jungfern

Verwandtschaft mit der steinernen Frau bei Wiesensteig zeigen zwei Felsennadeln im Juradolomit des Brenzthales, genannt die versteinerten Mägde der Eselsburg oder auch im Volksmunde als die spitzigen Jungfern bezeichnet. Sie stehen auf halbem Wege zwischen Herbrechtingen und Eselsburg am Fuss des felsigen Hanges, der das rechte Ufer des genannten Albflüsschens begleitet, dessen Thal vermöge seiner malerischen Partien mit Recht gepriesen wird. Von welcher Seite man diese Felsbildungen betrachten mag, man kann, ohne der Phantasie besonderen Zwang anzuthun, gigantische weibliche Gestalten erkennen, die im Begriffe sind den Berg hinauzusteigen, und eigentümlich ist dabei, dass die Körperdimensionen beider Figuren dieselben sind. Die Gestalten erscheinen bewegt, nicht steif, und wenn auch einzelne Gliedmassen verrenkt oder verzogen sind, so mag dies wohl daher rühren, dass sich die „verwunschenen Jungfern“ in die Versteinerung nicht gutwillig ergaben, sondern gegen dieselbe sich gewehrt haben. Die Volkssage will nämlich, es seien zwei Mägde der Eselsburg

gewesen, welche täglich Wasser aus der Brenz zu schöpfen und auf die etwa eine Viertelstunde entfernte, auf steilem Felsen gelegene Burg des ritterlichen Geschlechts der Esel von Eselsburg zu tragen gehabt und im Unmut darüber einst ausgerufen hätten: sie möchten lieber zu Stein werden, als noch ferner Wasser den Berg hinaufschleppen, ein Wunsch, der alsbald in Erfüllung gegangen sei. (236)

Bereits 1823 hatte Rudolf Magenau, der Germanistik als Freund Hölderlins ein Begriff, der Sage eine Ballade in seinem Büchlein „Der Güssenberg und die Güssen“ gewidmet. Sie schließt:

Noch starrt in ihrer Liebe Grab
 Das SchwesternPaar ins Thal hinab,
 Auch sieht man eingehöhlt in Stein
 Die Eymer, und im MondesSchein
 Vernimmt man oft wie menschlich Stöhnen
 Aus beiden Felsen Seufzer tönen.

Ein Licht auf dem Buigen

Gar oft sah man in den Nächten ein Licht über den Buigen bei Herbrechtingen wandern. Es schwebte in seltsamer Weise zum anderen Brenzufer hinüber. (237)

Giengen

Bergmännlein im Irpfelberg

Giengen ein Reichstat, darinn ain Burgkh, dorinn ist vorzeit-
 tnn ain Kunig gesessen unnd die Stat hat drey Perg [...]. Der
 dritt Perg ist genannt Yrpfelberg. Daselbs sind vill Wonun-
 gen innen da sind Pergkmendel ingewesen. Da hatt mann ain
 Ganns in gelassenn, die ist pey dem Margkht genannt Nannt-

ten [Nattheim] ain Meyl vonn Giennngen gelegenn hinder dem Altar aufkhomen. (238)

Die älteste Sage dieser Sammlung findet sich in der Stuttgarter Handschrift der in den Jahren vor und um 1500 entstandenen Landesbeschreibung des aus Ravensburg stammenden Wiener Gelehrten Ladislaus Sunthaim. Die Erzählung, Geflügel sei weit entfernt wieder ans Tageslicht gekommen, ist eine typische Höhlensage. So liest man etwa bei Anton Birlinger 1874:

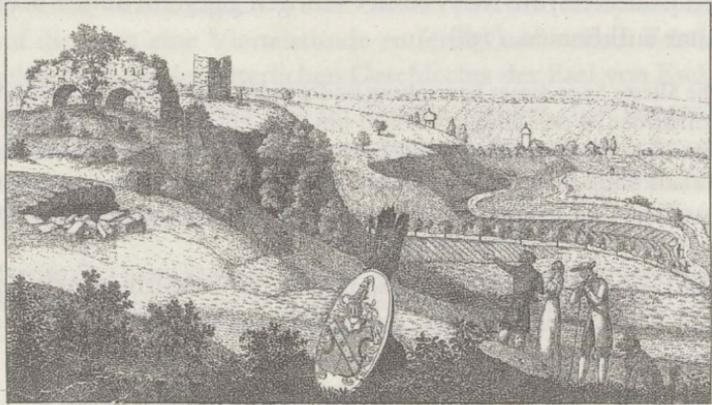
Die Gerberhöhle bei Anhausen unter der Schülzburg geht so weit in den Felsen hinein, daß eine Gans hineingelassen erst beim Mühlbach in Indelhausen wieder herauskam.

Hermaringen

Die Flämmchen auf der Güssenburg, im Brenzthale

Schon lange lebten die reichen Güssen von der Güssenburg mit mehrern schwäbischen und fränkischen Reichsstädten in Zwiespalt, worunter hauptsächlich Ulm und Nürnberg die mächtigsten waren. Diese hatten der Güssen Unterthanen zu Pfahlbürgern [auswärtigen Bürgern] angenommen, Getreide-fuhren u. s. w. aufgefangen, wofür sich jene an den Kaufmannsgütern genannter Städte, die des Weges zogen, wieder rächten, was diese stolzen Bürger zum Aeussersten reizte.

In St. Johannis, des Täufers Nacht überfielen nun einst die Ulmer, ohne die Fehde angekündigt zu haben, die Güssenburg, liessen alles über die Klinge springen, und warfen Feuer in das Schloß. Kaum rötheten die Flammen den nächtlichen Himmel, als auch schon zwei junge Ritter aus der Nachbarschaft sich auf ihre Pferde warfen, um die beiden Fräulein des Schlosses, ihre Bräute, zu retten. Diese hatten sich jedoch, die erste Verwirrung benüzend, auf einen benachbarten Hügel geflüchtet, von wo aus sie die Zerstörung der Burg mitansahen. Die Ritter,



Der Güssenberg mit der Aussicht nach Güssen.

Die zerstörte Güssenburg mit Resten der Schildmauer
und des Bergfrieds, aus Rudolf Magenaus Buch
„Der Güssenberg und die Güssen“, 1823

ihre Theuren nicht mehr findend, hielten sie für todt, stürzten sich in der Feinde dichtesten Haufen, wo sie tapfer kämpfend, endlich der Uebermacht erlagen, und unter den einstürzenden Trümmern ihren Tod fanden.

Nach des Feindes Abzug wagten nun die beiden Fräulein den rauchenden Schutt ihres Vaterhauses zu besuchen, um die geliebten Ueberreste wenigstens ihrer theuren Angehörigen dem Schooße der geweihten Erde zu übergeben; allein ihr Mühen und Suchen war vergebens, die Flammen hatten alles verzehrt. Kummer und Jammer brachen endlich ihre Herzen, und sie sanken in ihr frühes Grab, das ihnen aber keine Ruhe gewährt. In St. Johannis des Täufers Nacht, in welcher das Unglück ihr väterliches Schloß ereilte, entschweben sie der Erde enger Behausung, besuchen die Ruinen des sonst kahlen

Hügels, weinen über den Gräbern ihrer Lieben, von wo sie beim ersten Hahnenruf, der den Morgen verkündet, als blaue Flämmchen verschwinden. (239)

Hauptmann Joseph Carl von Hueber fasste in seiner Sagensammlung für den Württembergischen Altertumsverein 1851 eine Sagenballade Pfarrer Magenaus zusammen. Die Zerstörung der Güssenburg durch die Truppen der Reichsstadt Ulm und anderer Städte erfolgte im großen Städtekrieg des Jahres 1449.

Neresheim

Das wilde Heer

Es zieht über die Ecke der Klostermauer (Neresheim) in der Nähe des Gartenhauses oft dahin. Ein Mann ließ sich im Uebermute einmal beikommen, dem lärmenden Jagdzuge eine Zeit lang zu folgen und hallo zu schreien. Als er heimkam flog ein Menschenfuß in seine Kammer und zugleich hörte er rufen: „Weil du so mitgejagt, mußt du auch etwas von der Jagd haben.“ (240)

Trugenhofen

Die Bäurin von Trugenhofen

Zu Trugenhofen (bei Neresheim) lebte vor noch nicht gar langer Zeit eine reiche Bauernfrau. In einer schweren Krankheit hatte sie einmal eine Wallfahrt zur heiligen Mutter Gottes Maria nach Einsiedeln gelobt. Sie wurde wirklich gesund, vergaß aber frevelhafter Weise ihr Gelübde zu erfüllen; und lebte unbekümmert in den Tag hinein. Allein nach Verfluß einiger Jahre schlug wirklich ihr Sterbestündlein und zwar starb sie, bevor sie die heilige Sterbesacramente empfangen konnte

plötzlich vom Schlage gerührt. In diesem Bauernhause diente auch ein frommer noch sehr junger Kuhhirt. – Einige Tage nach dem erwähnten Todesfall erschien die Bäuerin diesem Knaben und wollte, wie es ihm schien, auf sein Lager zuschreiten als er auch sogleich aus Angst laut schrie, worauf sie mit kläglicher Geberde verschwand. Der Knabe, aus Furcht seinen Herrn zu beleidigen, da die Bäuerin allgemein für eine fromme wohlthätige Frau gegolten hatte, sagte ihm nichts davon. Die nächstfolgende Nacht aber gieng es ihm wieder so und da er sich nicht getraute in dieser Kammer länger zu schlafen, zeigte er es doch seinem Herrn an, der ihm aber mit Schlägen drohte, wenn er noch einmal sich so dummes Zeug einbilde. Der Knabe schwieg und gieng weinend am Abende in seine Kammer, nahm sich fest vor, dißmal keine Angst zu haben, sondern den Geist anzureden; er legte sich ruhig nieder und empfahl Gott seine Seele.

Die Bäuerin erschien richtig wieder, worauf sie der Knabe beherzt mit der gewöhnlichen Formel (in solchen Fällen): „Alle guten Geister loben Gott den Herrn“ anredete. Sie antwortete: „Ich auch.“ Worauf er sagte „was ist dein Begeh.“ Sie erzählte ihm nun kurz daß sie ein Gelübde gethan habe, dasselbe aber auf Erden nicht mehr erfüllen können, und nun könne sie keine Ruhe finden als bis eine Wallfahrt nach Einsiedeln für sie gemacht werde; Niemand anders als er könne diese Wallfahrt machen und dadurch sie erlösen. Sie bat ihn nun flehentlich, keine Angst zu haben und ihr ja diß Gelübde zu erfüllen. Der Knabe versprach ihr diß und sie schied mit fröhlicher Geberde. Am andern Tage erzählte er es seinem fromen Beichtvater, der ihn dann ebenfalls ermahnte, diese Wallfahrt nicht zu unterlassen. Der Knabe wallte wirklich nach Einsiedeln und erfüllte somit das Gelübde. Nach seiner Zurückkehr gleich in der ersten Nacht erschien ihm die vorher schwarz gekleidete nun glänzend weiße Bäuerin, bedankte sich bei ihm

und drückte ihm die Hand und verschied. Am andern Morgen fand man den Knaben ganz krank mit einer schwarz gebrannten Hand im Bette; nach 3 Tagen starb auch er. (241)

Frickingen

Teufelsstraße

Ganz nahe bei Frickingen führt die alte Römerstraße vorbei, welche Faimingen mit Bopfingen verband. Man sagt heute noch, der Teufel habe selber diese Straße gepflastert. (242)

Hofen bei Dunstelkingen

Der Hofener Jäger

In dem Weiler Hofen bei Neresheim lebte früher ein Jäger, der ein großer Feind der Wilderer war. Einst ertappte er einen, dem er schon lange aufgepasst hatte, und obwohl der Mann sich ohne Gegenwehr binden und fortführen ließ, so gerieth doch der Jäger unterwegs noch in solche Wuth über ihn, daß er sein Gewehr auf ihn anlegte und ihn todt schoß. Der Wilderer bat zwar um Gotteswillen, ihn zu schonen, er sei Vater von sieben Kindern; allein umsonst. Wegen solcher Grausamkeit hat das Weib des Wilderers dem Jäger gewünscht, daß er umgehen möge bis zum jüngsten Tage, und der Wunsch ist in Erfüllung gegangen.

Einst war der Jäger mit seinem Sohne im Walde und sie beide schoßen zugleich auf ein Wildschwein, und obwohl die Kugel des Sohns den Vater nicht hätte treffen können, so fiel er doch todt nieder. Eine Wunde konnte man nicht entdecken. Als man die Leiche aus dem Hause trug, sah man ihn zugleich oben aus dem Fenster gucken, aber ohne Kopf. Seitdem ist

er oftmals in verschiedenen Gestalten gesehn worden, indem er „hoho!“ schreit wie Jäger und Eulen. Das ist der „Hofener Geist“ oder „Hofener Jäger,“ den man in der ganzen Gegend kennt. Auch als Thier, als Hund, Fuchs, Schwein, Pferd u. s. w. ist er schon erschienen. (243)

Eine Variante zu dieser von Ernst Meier aufgezeichneten Erzählung bietet Anton Birlinger 1861, der sich auf einen Lehrer Käsberger be-
ruft.

Der Jäger von Hofen sei ein frommer Mann gewesen und habe sehr viel den Rosenkranz gebetet. Zwischen Hofen und Duns-
telkingen liegt der Wald. Die Bauern stahlen sehr viel Holz,
und ob diesem Frevel habe der Jäger von Hofen mal die Ver-
wünschung gethan: „wenn diese Bauern in den Himmel kom-
men, dann will ich nicht hinein.“ Als er starb, schaute er zum
Fenster heraus, während man seinen Sarg wegtrug. Sein Tod
erfolgte durch eine Kugel, von seinem eigenen Sohne abge-
schossen. Der Sohn schoß auf einen Bock; die Kugel prallte
an einem Steine ab und tödtete den Vater. Den Stein zeigt
man wirklich noch im Hofener Wald. Seitdem hat der Jäger
keine Ruhe, er muß im Walde umgehen und jagen. In der heil.
Weihnachtszeit kommt er gerne bis in's Ort herein. Die Wei-
ber, die Morgens früh in dieser Zeit zum Backen aufstuden,
haben ihn schon ohne Kopf auf dem Gartenzaun sitzen sehen
und haben ihn hören „juxen“. Der Jäger von Hofen führt gerne
in die Irre.

Anhang

Editorische Notiz: Die Wiedergabe der Texte erfolgt wortgetreu. U/v, i/j wurde normalisiert. ſ = ß. Schreibversehen werden stillschweigend bereinigt, Abkürzungen (vor allem u. für und) in handschriftlichen Vorlagen meist aufgelöst. Zusätze von mir stehen in eckigen Klammern. Gelegentlich wurde von der Interpunktion und Absatzeinteilung der Vorlage abgewichen (unter Weglassung von Gedankenstrichen). Hervorhebungen wurden in der Regel nicht übernommen. Entspricht die Überschrift nicht der an erster Stelle genannten Vorlage, wird dies in den Nachweisen mit (Ü) gekennzeichnet.

Literatur und Abkürzungen

Binder = Hans Binder, Die volkstümliche Überlieferungen um Höhlen und Quellen, in: Karst und Höhle 1993, S. 25-44

Birlinger I = Anton Birlinger/Michael Buck, Volksthümliches aus Schwaben, Bd. 1, 1861

Birlinger II = Anton Birlinger, Aus Schwaben, Bd. 1, 1874

BlISAV = Blätter des Schwäbischen Albvereins

Dold = Paul Dold, Die Sagenwelt Tuttlingens und seiner Umgebung, 1940

Egler = Ludwig Egler, Mythologie, Sage und Geschichte der Hohenzollernschen Lande, 1894

EM = Enzyklopädie des Märchens, Bd. 1 ff., 1977 ff.

Götz = Rolf Götz, Die Sibylle von der Teck, 1999

- Graf, Kirchheim = Klaus Graf, Sagen – Kritische Gedanken zu Erzählungen aus dem Kirchheimer Raum, in: Schriftenreihe des Stadtarchivs Kirchheim unter Teck 22 (1998), S. 143–164
- Graf, Schwabensagen = Klaus Graf, Schwabensagen. Zur Beschäftigung mit Sagen im 19. und 20. Jahrhundert. Erweiterte Internetpublikation 2007 von dem in: Schwabenspiegel, Bd. 2.1, 2006, S. 279–309 erschienenen Aufsatz. Online <http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/3459/>
- Graf, Stuttgart = Klaus Graf, Sagen rund um Stuttgart, 1995
- Haderthauer = Wolfram Haderthauer, Sagen aus Württemberg. Unveröffentlichte Sammlungen des 19. Jahrhunderts, Diss. Eichstätt 2001 (auf Mikrofiche)
- HDA = Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 1–10, 1927–1942 Nachdruck 2000
- Heim = Ines Heim, Sagen von der Schwäbischen Alb, 1992
- KA = Konferenzaufsatz, Württembergische Landesstelle für Volkskunde Stuttgart (siehe auch www.schwaben-kultur.de, Transkriptionen von Reinhard Caspers)
- Kapff = Rudolf Kapff, Schwäbische Sagen, 1926
- Keller = Karl Keller, Sagen aus dem Lonetal, 1987
- Kettenmann = Jürgen Kettenmann, Sagen im Kreis Göppingen, 3. Aufl. 1989
- Meier = Ernst Meier, Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben, 1852
- OAB = Beschreibung des Oberamts
- Rebholz = Evarist Rebholz, Sagenkränzlein. Erweiterte Ausgabe, 1924
- Schneider = Fritz Schneider, Die Ostalb erzählt, 4. Aufl. 1991
- Schott = Albert Schott der Jüngere, Schwäbische Volkssagen, Bd. I–II, 1847, Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Cod. poet. et phil. 4° 134
- Schwab = Gustav Schwab, Die Neckarseite der Schwäbischen Alb. Neudruck hrsg. von Hans Widmann, 1960

- Seminaraufsatz = Seminaraufsatz für Rektor Theodor Eisenlohr in Nürtingen 1850, Württembergische Landesstelle für Volkskunde Stuttgart, N Volkskunde-Verein C/1
- Setzen = Florian Henning Setzen, Geheimnisvolles Christental, 1994
- Stehle = Bruno Stehle, Volkstümliches aus Hohenzollern, in: *Alemannia* 12 (1884), S. 1-12
- Zimmerische Chronik = Zimmerische Chronik, hrsg. von Karl August Barack, Bd. 1-4, 2. Aufl. 1881

Hinweise für weiterführende Lektüre

Eine empfehlenswerte Einführung zum neueren Forschungsstand der Erzähl- und Sagenforschung ist im Buchhandel derzeit nicht erhältlich. Hingewiesen sei allerdings auf die lesenswerte zusammenfassende Darstellung zur mündlichen Erzählüberlieferung Europas: Rudolf Schenda, *Von Mund zu Ohr*, 1993. In Bibliotheken einsehbar ist die Enzyklopädie des Märchens, in der Hans-Jörg Uther und Lutz Röhrich in Bd. 11 2004 den umfangreichen Artikel *Sage* (Sp. 1017-1041) mit vielen Literaturangaben verfasst haben. Weiterführende Hinweise liefert auch der bequem online konsultierbare Beitrag Graf, *Schwabensagen* (2007). Zu gedruckten Sagensammlungen des 19. und 20. Jahrhunderts: Hannelore Jeske, *Sammler und Sammlungen von Volkserzählungen in Schleswig-Holstein*, 2002.

Nachweise zur Einleitung bieten die Aufsätze Graf, Kirchheim und Graf, *Schwabensagen. Ergänzungen: Zur Problematik der Schüler-Fakelore* vgl. Richard Wolfram, *Sorgen mit Sagen*, in: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 34 (1980), S. 243-245 (Heyl); Martin Heule, in: *Sagenerzähler und Sagensammler der Schweiz*, 1988, S. 267 (Rochholz).

Quellennachweise

- (1) Birlinger II, S. 69.
- (2) Birlinger I, S. 230: Mündlich von Ludwigsthal. Vgl. Hermann Bausinger, *Volkssage und Geschichte*. Die Waldenburger Fastnacht, in: *Württembergisch Franken* 41 (1957), S. 107–130, hier S. 123f.; Schott II, Bl. 306–316v.
- (3) Dold S. 63f.: Frau Pichonatz geb. Martin in Basel.
- (4) Rebholz S. 32: Ernst Meier und Eduard Paulus. Vgl. Meier S. 91f.; OAB Tuttlingen, 1879, S. 136 (Paulus).
- (5) Birlinger I, S. 274: Mündlich.
- (6) Bernhard Losch, *Sühne und Gedenken*, 1981, S. 256 (Ü).
- (7) Meier S. 192f. nach Martin Crusius, *Schwäbische Chronick*, Bd. 2, Frankfurt a. M. 1733, S. 419. Vgl. Heinrich Wittenwiler, *Der Ring*, hrsg. von Horst Brunner, 1991, Verse 7889, 7912, 8798; Joseph Hansen, *Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwahns*, 1901, S. 609; Wolfgang Behringer, *Hexen und Hexenprozesse in Deutschland*, 2000, S. 235; Mario Zeck, „Im Rauch gehn Himmel geschügg“, 2000, S. 99 nach Carl von Langen, *Beiträge zur Geschichte der Stadt Rottweil am Neckar*, 1821, S. 110; HDA 3 (1931), Sp. 1818. Sauter: Seminararbeit. Korn: Anton Birlinger, in: *Alemannia* 4 (1877), S. 270.
- (8) Meier S. 358f.: Schriftlich vom Heuberge.
- (9) Birlinger II, S. 265f.: Mündlich.
- (10) Rebholz S. 41: Reyhing (Ü).
- (11) Anton Birlinger, in: *Alemannia* 7 (1879), S. 142f.: Schöttle. Mündlich vom Vizemesner von Hartheim. Vgl. Rebholz S. 41f.
- (12) Anton Birlinger, in: *Alemannia* 10 (1882), S. 258f.: Mündlich.
- (13) Meier S. 204: Mündlich aus Thieringen.
- (14) Meier S. 135f.: Mündlich aus Thieringen.
- (15) BILSAV 15 (1903), Sp. 328. Nachruf auf Koch: ebd. 48 (1936), S. 196. Vgl. Koch, *Kohlraisle*, 1998, S. 91f. (andere Version); Rebholz S. 40 mit anderer Namensform „Hemmadglonker“ und leicht veränderten Mundartformen (z. B. „wie tausend Teuff“).

- (16) BlISAV 20 (1908), Sp. 141f.
- (17) Jacob und Wilhelm Grimm, Deutsche Sagen, Bd. 2, 1818, S. 253–256 (Nr. 523, in modernen Ausgaben Nr. 529). Vgl. Zim-merische Chronik Bd. 1, S. 300. Zum Ring-Motiv vgl. EM 11 (2004), Sp. 688–696.
- (18) Birlinger II, S. 206 (Ü).
- (19) Dold S. 83f.: Johann Georg Diener; S. 102f.
- (20) Dold S. 86f.: Frau Vögele.
- (21) Dold S. 104. Variante ebd. S. 41 nach Erzählung von Rösle Müller geb. Teufel.
- (22) Dold S. 32: Pauline Storz.
- (23) Dold S. 37f.: Anna Vögele Witwe.
- (24) Dold S. 80–83: Frau Vogler geb. Lupp; S. 100f.
- (25) Birlinger I, S. 1: Mündlich von Tuttlingen und Möhringen. Vgl. Dold S. 53f., 101f.; www.diedutt.de.
- (26) Birlinger I, S. 37f.: Schriftlich durch Herrn Posthalter Baader in Tuttlingen. „Hingewiesen ist auch auf unsere Sage im Tuttlinger Grenzboten 1831“ (vom Stadtarchiv Tuttlingen nicht verifizierbar). Vgl. Rebholz S. 5; Dold S. 41–44.
- (27) Rebholz S. 4f.: E. Rebholz. Vgl. Birlinger II, S. 189; OAB Ulm, Bd. 1, 1897, S. 469; OAB Münsingen, 1912, S. 385; Erbsetten; Haderthauer S. 201.
- (28) Rebholz S. 8: Jordan Seifritz.
- (29) Dold S. 66f.: Anna Schwarz.
- (30) Meier S. 49f.: Mündlich aus Friedingen. Vgl. ebd., S. 46–49.
- (31) Meier S. 293f.: Mündlich aus Friedingen. Vgl. Birlinger I, S. 405 (Zitat aus Inkunabeldruck von „Der Heiligen Leben“); HDA 2 (1930), Sp. 787f. Zur Kapelle vgl. Elmar Blessing, Mühlheim an der Donau, 1985, S. 418f.
- (32) Rebholz S. 12f.: Schönhut. Vgl. Friedrich Vogt, Die schwäbische Alp, 1854, S. 312.
- (33) Hieronymus Edelmann, Burgruine Pfannenstiel, Kreidenstein und die Sage vom Hardtfräulein, in: BlISAV 20 (1908), Sp. 46–48, hier Sp. 48 (Ü); Meier S. 29f.: Mündlich aus Irrendorf und Friedingen a. d. Donau. Vgl. Rebholz S. 13.
- (34) Rebholz S. 14: Nach Edelmann.
- (35) Rebholz S. 14: Nach dem Gränzboten Nr. 5, 1841.

- (36) Birlinger II, S. 286: Mündlich. Vgl. Rebholz S. 14f.: Nach Dr. Anton Birlinger.
- (37) Birlinger I, S. 393f.: Mündlich.
- (38) Stehle S. 7f.
- (39) Rebholz S. 18: Nach Edelmann. Schray: www.kolbingen.eu.
- (40) Rebholz S. 17: Schönhut. Vgl. Birlinger I, S. 27f.: Mündlich; Hieronymus Edelmann, Die Sage vom Wildknappen auf Wildenstein, in: BllSAV 26 (1914), Sp. 91f.; Heinrich Strohm, Der Wildknappe von Wildenstein, in: BllSAV 33 (1921), Sp. 67f.
- (41) Rebholz S. 18: Nach Edelmann.
- (42) Anton Schlude, Das Donau-Thal von Tuttlingen bis Sigmaringen, 1858, S. 95 (Ü). Vgl. Birlinger I, S. 128.
- (43) Johann Georg Theodor Grässe, Sagenbuch des Preußischen Staates, Bd. 2, 1871, S. 676. Vgl. Birlinger I, S. 401.
- (44) www.showcaves.com/german/de/caves/Dietfurt.html (Ü).
- (45) Egler S. 267 (Ü).
- (46) Meier S. 66f.: Mündlich aus Sigmaringen.
- (47) Egler S. 20–22; Beim Hans Hödiö, in: BllSAV 4 (1892), S. 104f. nach Lehrer Dehner in Hitzkofen.
- (48) Schwab S. 16 (Ü); Matthäus Merian, Topographia Sueviae, Frankfurt a. M. 1643, 1656, S. 30.
- (49) Meier S. 313: Mündlich aus Balingen (Ü).
- (50) Meier S. 312f.: Mündlich aus Edingen.
- (51) Meier S. 59–61: Mündlich aus Oberndorf.
- (52) OAB Balingen, 1880, S. 127 (Ü). „Sagen und Aberglauben“ ebd., S. 125–133.
- (53) OAB Balingen, 1880, S. 128 (Ü).
- (54) Haderthauer S. 314f. nach Seminarauflatz (Ü). Vgl. Schwab S. 40f.; OAB Balingen, 1880, S. 130.
- (55) Birlinger II, S. 206 (Ü). Vgl. OAB Balingen, 1880, S. 126.
- (56) Hermann Bizer, Tailfinger Heimatbuch, 1953, S. 513 (Ü).
- (57) Haderthauer S. 315 nach Seminarauflatz (Ü). Vgl. Haderthauer S. 143 nach Schott I, Bl. 115; Zeller v. Reutlingen IX.1847.
- (58) Kapff S. 111
- (59) Schwab S. 28f. Vgl. Dieter Mertens, Die Schalksburgsage, in: Die Herrschaft Schalksburg zwischen Zollern und Württemberg, 2005, S. 17–42; Schott I, Bl. 22–23v, 256–256v.

- (60) Schwab S. 32f.
- (61) OAB Balingen, 1880, S. 131 (Ü).
- (62) Schwab S. 34 (Ü).
- (63) Schwab S. 34 (Ü).
- (64) Ernst Meier, Schwäbische Volkssagen, in: Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde 1 (1853), S. 438–441, hier S. 440: aus Laufen.
- (65) Meier S. 65: Mündlich aus Laufen.
- (66) OAB Balingen, S. 126f. (Ü). Vgl. www.kuebele-hannes.de; EM 3 (1981), Sp. 1142–1150; Birlinger I, S. 222.
- (67) KA.
- (68) Egler S. 5–6. Zu Egler vgl. Ludwig Egler, Ausgewählte Schriften und Gedichte, 1998.
- (69) Ludwig Egler, Führer durch Hechingen und die Burg Hohenzollern, 1863, S. 29–31 (Ü). Vgl. Graf, Schwabensagen, mit weiteren Nachweisen. Ergänzend: Wilhelm Binder, Alemannische Volkssagen, Geschichten und Märchen, Bd. 2, 1843, S. 1–24.
- (70) Egler S. 183 (Ü).
- (71) Johann Georg Theodor Grässe, Sagenbuch des Preussischen Staates, Bd. 2, 1871, S. 675. Vgl. Egler S. 192f.
- (72) Karl Theodor Zingeler/Wilhelm Friedrich Laur, Die Bau- und Kunst-Denkmäler in den Hohenzollern'schen Landen, 1896, S. 159 (Ü); Johann Georg Theodor Grässe, Sagenbuch des Preussischen Staates, Bd. 2, 1871, S. 665.
- (73) Johann Georg Theodor Grässe, Sagenbuch des Preussischen Staates, Bd. 2, 1871, S. 669f.
- (74) Egler S. 221f. (Ü)
- (75) Egler S. 236 (Ü).
- (76) Stehle S. 9.
- (77) Stehle S. 8f. (Ü)
- (78) Kapff S. 110. Der Stiftsbrief und eine weitere Urkunde mit der Erzählung im Württembergischen Urkundenbuch Bd. 6, S. 198–200, 311–313 (eine weitere Überlieferung in der Landesbibliothek Stuttgart Cod. hist. 2° 618, Bl. 219–219v). Deutsche Übersetzung des Stiftungsbriefs bei Franziscus Petrus, Suevia Ecclesiastica, Augsburg/Dillingen 1699, S. 160. Vgl. Birlinger II, S. 68.

- (79) Zimmerische Chronik Bd. 3, S. 49 (Ü).
- (80) Birlinger II, S. 304: Sulger II 195.
- (81) Egler S. 256 (Ü). Vgl. Stehle S. 7.
- (82) Egler S. 259f. (Ü) Vgl. Anton Birlinger, in: *Alemannia* 10 (1882), S. 257.
- (83) Stehle S. 8.
- (84) Egler S. 263f. (Ü) Vgl. *Hexen und Hexenverfolgung im deutschen Südwesten*, 1994, S. 131.
- (85) Schwab S. 73. Vgl. Graf, *Schwabensagen*; Wilhelm Kinkelin, *Das Pfullinger Heimatbuch*, 1956, S. 559. *Deutung der Marktbrunnendarstellungen*: Martin Fink/Ina Brandmaier, *Pfullinger Sagen*, 1987, S. 7f.
- (86) Alexander Patuzzi, *Schwäbische Sagen-Kronik*, 1844, S. 30f. Vgl. Wilhelm Zimmermann, *Gedichte*, 1832, S. 170-173 (in der 2. Aufl. 1839, S. 245-249 ohne Ortsbezug unter dem Titel „Der verzauberte Schatz. Volkssage“); Birlinger II, S. 263: Mündlich.
- (87) Haderthauer S. 139f. nach Schott II, Bl. 117-119v: Schmückle IX. 1847.
- (88) Schwab S. 72f.
- (89) Pfarrbeschreibung von Dietrich Friedrich Wilhelm Meyer (1828), Stadtarchiv Pfullingen B 1123, S. 40-43 (Ü). Vgl. Hermann Taigel, in: *Pfullingen einst und jetzt*, 1982, S. 110-113 (dort leicht gekürzt). Herrn Taigel danke ich auch hier für Unterstützung.
- (90) Ludwig Bechstein, *Deutsches Sagenbuch*, 1853, S. 751f. Vgl. Meier S. 3-18.
- (91) Haderthauer S. 138 nach Schott II, Bl. 112-112v: Schmückle VIII. 1846.
- (92) Schott II, Bl. 108-110: Wanser VIII. 1847; Karl Bohnenberger, *Volkstümliche Überlieferungen in Württemberg*, 1980, S. 5 = *Württembergische Jahrbücher* 1904 I, S. 95. Vgl. Meier S. 3f.
- (93) Schott II, Bl. 125-125v: Martens VIII. 1847. *Ursenberg*: Martin Fink/Ina Brandmaier, *Pfullinger Sagen*, 1987, S. 17.
- (94) Haderthauer S. 148 nach Schott II, Bl. 145-145v: Carl Albert Zeller 26. 12. 1845.
- (95) Haderthauer S. 140f. nach Schott II, Bl. 123-124v: Schmückle

- IX. 1847. Vgl. Martin Fink/Ina Brandmaier, Pfullinger Sagen, 1987, S. 49; KA Pfullingen; OAB Reutlingen, 1893, S. 159.
- (96) Meier S. 224f.: Mündlich aus Pfullingen (Ü); KA Pfullingen. Vgl. HDA 2 (1930), Sp. 352-357.
- (97) KA (Ü).
- (98) KA (Ü).
- (99) Meier S. 234f.: Mündlich aus Pfullingen.
- (100) Paul Schwarz, Ludwig Uhlands Beziehungen zu Pfullingen, in: BILSAV 86 (1980), S. 115 nach der Pfarrbeschreibung Meyers (Ü). Vgl. Meier S. 345.
- (101) Schwab S. 74. Vgl. Haderthauer S. 35; Meier S. 288f.; Martin Fink/Ina Brandmaier, Pfullinger Sagen, 1987, S. 19.
- (102) Haderthauer S. 34 nach Staatsbibliothek Berlin, Nachl. Grimm 688 (Ü). Vgl. Schwab S. 79f.; Meier S. 344.
- (103) KA (Ü).
- (104) Meier S. 251: Mündlich aus Genkingen.
- (105) Schwab S. 51, 300. Vgl. Meier S. 296-298.
- (106) Theophil Rupp, Aus der Vorzeit Reutlingens und seiner Umgebung, 1864, S. 42f. (Ü)
- (107) OAB Reutlingen, 1824, S. 127 (Ü). Vgl. Graf, Stuttgart, S. 18; Keith Thomas, Vergangenheit, Zukunft, Lebensalter, 1988, S. 37 (für England).
- (108) Theodor Griesinger, Württemberg. Nach seiner Vergangenheit und Gegenwart in Land und Leuten, 1866, S. 169 (Ü); Martin Crusius, Schwäbische Chronick, Bd. 2, Frankfurt a. M. 1733, S. 426. Vgl. Max Schuster, Der geschichtliche Kern von Hauffs Lichtenstein, 1904, S. 9, 18-30; Hans Binder, Ein Fürst und ein Dichter begründen den Ruhm der Nebelhöhle, in: Abhandlungen zur Karst- und Höhlenkunde, Reihe A Heft 4, 1969, S. 33-55, hier S. 47-51. Zum Schloss vgl. Barbara Potthast, Der Lichtenstein - ein Sehnsuchtsort des 19. Jahrhunderts, in: Kurzer Aufenthalt, 2007, S. 197-201.
- (109) Wolfgang Adam Held, Der in der gantzen Welt, sowohl im Hauß als auf dem Land Hurtige und geschwinde Rechenmeister, Stuttgart 1741, S. 587 (Ü), danach Birlinger I, S. 177f.; Sebastian Wieland, Urach, Tübingen 1626, S. 8.

- (110) Heimatbuch des Bezirks Urach, hrsg. von Hans Schwenkel, 1933, S. 284. Vgl. Kapff S. 110f.
- (111) Heimatbuch des Bezirks Urach, hrsg. von Hans Schwenkel, 1933, S. 276 (Ü).
- (112) Schwab S. 111f. (Ü) Vgl. Meier S. 354f.; Siegfried Künkele, Die Orchideenflora um Münsingen in Vergangenheit und Gegenwart, in: Münsingen, 1982, S. 623–630, hier S. 623f.
- (113) Schott II, Bl. 285–285v; Pfaff VIII. 1847.
- (114) Schwab S. 93 (Ü); Roland Deigendesch, Die Kartause Güterstein und Reutlingen, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 45 (2006), S. 75–92, hier S. 91. Zum Ulrichstein vgl. Graf, Kirchheim, S. 158f.
- (115) OAB Urach, 1909, S. 337 (Ü).
- (116) Haderthauer S. 337f. nach Seminaufsatz (Ü).
- (117) Heimatbuch des Bezirks Urach, hrsg. von Hans Schwenkel, 1933, S. 282 (Ü). Vgl. Kapff S. 121.
- (118) OAB Urach, 1909, S. 337 (Ü).
- (119) Johann Martin Rebstock, Kurtze Beschreibung des Herzogtums Württemberg, Stuttgart 1699, S. 63 (Ü); OAB Urach, 1831, S. 27. Vgl. Haderthauer S. 20, 25 (Exzerpt Gustav Schwabs); Schwab S. 122.
- (120) KA Schullehrer Reutter 1900 (Ü).
- (121) KA Schullehrer Schnitzler 1900 (Ü).
- (122) OAB Urach, 1909, S. 337 (Ü).
- (123) KA.
- (124) KA Schullehrer H. Heinz 1900 (Ü).
- (125) OAB Münsingen, 1825, S. 36 (Ü). Vgl. Birlinger I, S. 417: Mündlich.
- (126) OAB Münsingen, 1825, S. 21 (Ü). Vgl. OAB Reutlingen, 1824, S. 8 zum Hungerberg zwischen Erpfinden und Stetten.
- (127) Gruorn – Ein Dorf und sein Ende, 4. Aufl. 1986, S. 300 (Ü). Vgl. Christoph Bizer u. a., Vergessene Burgen, in: Münsingen, 1982, S. 227–266, hier S. 239.
- (128) Birlinger I, S. 159f.: Mündlich.
- (129) Birlinger I, S. 138: Schriftlich. Vgl. Binder S. 34–36.
- (130) KA (Ü).

- (131) KA Schullehrer Schurr 1900 (Ü). Vgl. OAB Münsingen, 1912, S. 385.
- (132) www.swr.de (Ü). Vgl. Württembergische Volksbücher. Sagen und Geschichten, Bd. 2, o.J., S. 60-63; Kapff S. 38f.
- (133) Haderthauer S. 105f. nach Schott I, Bl. 260-261: Hetsch IX. 1847.
- (134) Haderthauer S. 104 nach Schott I, Bl. 93-94: Hetsch X. 1847.
- (135) OAB Münsingen, 1912, S. 385: Bremelau (Ü). Vgl. Hans Reyhing, Albheimat, 1925, S. 335.
- (136) Birlinger II, S. 285: Mündlich. Vgl. Hans Reyhing, Albheimat, 1925, S. 335; Kapff S. 106; OAB Münsingen, 1912, S. 386.
- (137) OAB Münsingen, 1912, S. 385: Erbstetten (Ü). Vgl. ebd., S. 645; OAB Münsingen, 1825, S. 149; Christoph Bizer u. a., Vergessene Burgen, in: Münsingen, 1982, S. 227-266, hier S. 228 (freundlicher Hinweis Rolf Götz, dem ich auch für sonstige Hilfe danke).
- (138) Anton Birlinger, in: Alemannia 7 (1879), S. 143: Schöttle. Mündlich von Ziegler Koch in Dächingen. Vgl. OAB Ehingen, 1826, S. 114f.
- (139) OAB Münsingen, 1825, S. 36f. (Ü) Vgl. ebd., S. 169; Carl Christian Gratianus, Geschichte der Achalm und der Stadt Reutlingen, Bd. 2, 1831, S. 63-69, 432f.; Johannes Schwendele, Geschichte der Stadt und der Pfarrei Hayingen, 1958, S. 12, 57; Graf, Stuttgart, S. 195f.
- (140) Birlinger I, S. 317.
- (141) Haderthauer S. 162f. nach Schott II, Bl. 375-375v; Von Faber VIII. 1846.
- (142) Birlinger I, S. 130.
- (143) Meier S. 197f.: Mündlich aus Wiesensteig. Vgl. Kettenmann S. 127-129; Schott II, Bl. 333-333v. Zu den Hinrichtungen: Günter Jerouschek, Die Hexen und ihr Prozeß, 1992, S. 77.
- (144) Birlinger I, S. 94f.: Mündlich von Hohenstatt.
- (145) Birlinger II, S. 260: Mündlich.
- (146) Württembergische Jahrbücher 1841 H. 1, S. 69 (Ü). Vgl. Kettenmann S. 127 nach OAB Geislingen, 1842, S. 272; Graf, Stuttgart S. 179.

- (147) Birlinger I, S. 216: Mündlich von B. Saur von Hohenstatt. Vgl. Kettenmann S. 98f.
- (148) Birlinger I, S. 212: Mündlich. Altbach: Graf, Stuttgart S. 115f. Zum Stoff vgl. EM 4 (1984), Sp. 577-588.
- (149) Meier S. 213-215: Mündlich aus Owen. Vgl. Kettenmann S. 58-61; BllSAV 6 (1894), S. 242 (Maierhöfer, Lebensdaten nach Nehers Personalkatalog).
- (150) Kettenmann S. 96 nach Gruibinger Heimatbuch, 1986, das auf Aufzeichnungen des Pfarrers Walter Frieß fußt (Ü).
- (151) Kettenmann S. 41 nach dem Ortschronikmanuskript von V. Limmer. Vgl. Schneider S. 390; Meier S. 186.
- (152) Kettenmann S. 26: Mündlich aus Bad Ditzgenbach und Kirchheim unter Teck. Vgl. ebd., S. 129f.
- (153) Albrecht Keller, Die Schwaben in der Geschichte des Volkshumors, 1907, S. 212 nach Pegeus, Cont. 45 Nr. 3235 = Georg Philipp Harsdörffer, Artis Apophthegmaticae Continuatio, Nürnberg 1656 (Ü). Vgl. Kettenmann S. 32, 40.
- (154) OAB Göppingen, 1844, S. 284 (Ü). Vgl. Meier S. 95; Kettenmann S. 116-118; BllSAV 1 (1889), S. 26f. nach Engel, in: Jugendblätter 1886, S. 302.
- (155) OAB Göppingen, 1844, S. 286f. (Ü) Vgl. Meier S. 31f.; Kettenmann S. 43, 118f.
- (156) KA (Ü). Vgl. Kettenmann S. 42.
- (157) Meier S. 290: Mündlich aus Geißlingen. Vgl. Schwab S. 190-192; Kettenmann S. 66-70. Eine weitere Geiselstein-Sage bei Haderthauer S. 250.
- (158) Haderthauer S. 156 nach Schott II, Bl. 29; Hummel IX. 1845. Vgl. Meier S. 298f.
- (159) Haderthauer S. 234f. nach UB Tübingen Mh III 16.
- (160) Christian Friedrich Daniel Schubart, Geislinger Schuldiktate, hrsg. von Günther Curle/Hartmut Gruber, 1993, 2. Aufl. o.J., S. 63 (Ü).
- (161) Schwab S. 192f. Vgl. Kettenmann S. 70-73.
- (162) Götz S. 26 nach Schott II, Bl. 268-269; Schwab S. 152; Haderthauer S. 28 (Schwab an Grimm); Haderthauer S. 316 nach Seminaraufratz; Meier S. 22f.
- (163) Martin Crusius, Schwäbische Chronick, Bd. 2, Frankfurt a. M.

- 1733, S. 404 (Ü). Vgl. Graf, Kirchheim S. 146, 151f.; Schwab S. 153f.; Haderthauer S. 27 (Schwab an Grimm aus Rebstock).
- (164) Rolf Götz, Wege und Irrwege frühneuzeitlicher Historiographie, 2007, S. 101f. nach Landesbibliothek Karlsruhe, Günterstal 11, S. 19 (Ü).
- (165) Meier S. 54f.: Mündlich aus Owen; Karl Mayer, Unter der Teck, 3. Aufl. 1920, S. 30f. Zu Mayer/Wolf vgl. Graf, Kirchheim S. 150–153.
- (166) Teckbote 7.5.2005 (Ü). Vgl. Bissingen. Heimat zwischen Teck und Breitenstein, 1952, S. 110 (Keller) bzw. 1972, S. 144f. (ergänzt von Hub).
- (167) Martin Crusius, Schwäbische Chronick, Bd. 2, Frankfurt a. M. 1733, S. 402 (Ü). Vgl. Graf, Kirchheim S. 144–146; Schwab S. 146–149.
- (168) Martin Crusius, Schwäbische Chronick, Bd. 2, Frankfurt a. M. 1733, S. 402 (Ü). Erstbeleg 1781: Magazin der Spanischen und Portugiesischen Literatur, Bd. 2, Dessau 1781, S. 164, vgl. <http://archiv.twoday.net/stories/4537828/>. Zu Raubrittersagen vgl. EM 11 (2004), Sp. 707–723, hier Sp. 714–716. Zu den hier genannten Burgen des Raums vgl. grundlegend Christoph Bizer/Rolf Götz, Die Thietpoldispurch und die Burgen der Kirchheimer Alb, 2004.
- (169) Schott II, Bl. 134–135v: Kieser IX. 1847.
- (170) Ernst Meier, Deutsche Volksmärchen aus Schwaben, 1852, S. 210–212: Mündlich aus Owen.
- (171) Meier S. 144f.: Mündlich aus Ober-Lenningen, Owen und Beuren; Schwab S. 143f.
- (172) KA Schullehrer Berner (Ü); Graf, Stuttgart S. 80. Zum Hexenglauben vgl. Inge Schöck, Hexenglaube in der Gegenwart 1978, S. 206 (Zitat).
- (173) KA Schullehrer Berner (Ü).
- (174) Kapff S. 36 nach Württembergische Jahrbücher 1904 I, S. 96. Vgl. Vincenz Jacob von Zuccalmaglio, Die deutschen Volksfeste, Nachdruck 2006, S. 125.
- (175) Schwab S. 139 (Ü); Gottlieb Friedrich Rösler, Beyträge zur Naturgeschichte des Herzogthums Wirtemberg, Bd. 2, Tübingen 1790, S. 224. Vgl. Hans Binder, Vom Goldloch bei Schlattstall,

- in: BlISAV 71 (1965), S. 80–83; August Ludwig Pleibel, Handbuch der Vaterlandskunde, 1858, S. 337.
- (176) Haderthauer S. 153 nach Schott I, Bl. 220 (Ü).
- (177) Rolf Götz, Die Geschichte des Albdorfes bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, in: Schopfloch, 2004, S. 13–43, hier S. 20 nach Hauptstaatsarchiv Stuttgart J 15 Bü 81 (Ü); Meier S. 33f.: Mündlich aus Owen. Vgl. Haderthauer S. 204 nach der Sammlung des Hauptmanns von Hueber.
- (178) Haderthauer S. 324 nach Seminaufsatz.
- (179) Wilhelm Hauff, Sämtliche Werke in drei Bänden, Bd. 1, 1970, S. 109–111 (Ü). Vgl. Schwab S. 172f.; Kettenmann S. 124–126
- (180) Schwab S. 137. Vgl. Meier S. 355; Hugo Moser, Schwäbischer Volkshumor, 2. Aufl. 1981, S. 103.
- (181) Meier S. 57: Mündlich aus Neuffen.
- (182) Haderthauer S. 318 nach Seminaufsatz (Ü).
- (183) Haderthauer S. 327f. nach Seminaufsatz (Ü) Vgl. Ruth Wais, Albführer, Bd. 1, 1962, S. 509.
- (184) Schott II, Bl. 317–317v: Roller IX. 1847.
- (185) Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 4 Bü 41 (Ü). Vgl. Graf, Kirchheim S. 153–157.
- (186) KA (Ü). Zur Musik vgl. z. B. Meier S. 127, 129.
- (187) Zimmerische Chronik Bd. 3, S. 4f. (Ü)
- (188) OAB Blaubeuren, 1830, S. 31 (Ü); Eduard Mörike, Gesammelte Schriften, Bd. 2, 1878, S. 122f. Briefzitat: Bernhard Zeller, Blaubeuren und die Literatur, in: Blaubeuren, 1986, S. 871–890, hier S. 875f. Vgl. Birlinger I, S. 133 auch nach Pleibel, Handbuch der Vaterlandskunde, 1858, S. 413.
- (189) Ludwig Bechstein, Deutsches Sagenbuch, 1853, S. 736f. Vgl. Schwab S. 285; OAB Blaubeuren, 1830, S. 104; Meier S. 354.
- (190) Haderthauer S. 150f. nach Schott I, Bl. 56.
- (191) Haderthauer S. 156 nach Schott II, Bl. 24: Faber VIII. 1846; OAB Blaubeuren, 1830, S. 133.
- (192) Birlinger I, S. 269f.: Mündlich.
- (193) Haderthauer S. 196f. nach Landesbibliothek Stuttgart Cod. poet. et phil. 2° 58, Sammlung des Hauptmanns von Hueber.
- (194) Haderthauer S. 325 nach Seminaufsatz, bezeichnet: T. Mathäus Madel (Ü).

- (195) Adam Koch, Die Ritterburgen und Bergschlösser im Königreiche Württemberg, Bd. 5, 1828, S. 11f. (Ü)
- (196) Adam Koch, Die Ritterburgen und Bergschlösser im Königreiche Württemberg, Bd. 3, 1828, S. 109 (Ü). Vgl. Peter Hilsch, Die Burgen um Blaubeuren: Ruck, Hohengerhausen, Blaustein, in: Blaubeuren, 1986, S. 221–244, hier S. 231, 243 Anm. 54 (Hinweis auf Wolfgang Lazius 1555: „Hiet dich Ruckh, das dich Herrnhausen nicht erdruckh“).
- (197) C. W., Leyer-Klänge, 1834, S. 23–26.
- (198) OAB Ulm, Bd. 1, 1897, S. 469.
- (199) Nikolaus Thoman, Weißenhorner Historie, in: Franz Ludwig Baumann, Quellen zur Geschichte des Bauernkrieges in Oberschwaben, 1876, S. 182 (Ü); KA Laichingen. Vgl. Kapff S. 101; Meier S. 257.
- (200) OAB Ulm, Bd. 1, 1897, S. 470 (Ü); Keller S. 38–40, Zitat S. 39. Vgl. Schneider S. 354. Zur Kapelle vgl. Hans Andreas Klaiber/Reinhard Wortmann, Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm, 1978, S. 383.
- (201) Keller S. 25: Walburga Dürr, Setzingen.
- (202) Keller S. 23: Frau Scheible, Breitingen.
- (203) Keller S. 23: Walburga Dürr, Setzingen.
- (204) Keller S. 35: Neenstetten.
- (205) Keller S. 49f.: Spägele, Niederstotzingen.
- (206) Keller S. 48: Spägele, Bissingen. Vgl. ebd., S. 48–57.
- (207) Keller S. 61: Metzger, Bissingen.
- (208) Keller S. 62: Rammingen.
- (209) Keller S. 86: Birzele, Asselfingen.
- (210) Keller S. 74 nach O. Mangold, Die Geschichte von Niederstotzingen, 1926, S. 35 (Ü). Vgl. Keller S. 73–76. Zur Kontinuität mündlichen Erzählens vgl. EM 8 (1996), Sp. 237–245.
- (211) Georg Rudolf Widmann, Das aergerliche Leben und schreckliche Ende deß viel-beruechtigten Ertz-Schwartzkuenstlers D. Johannis Fausti, Nürnberg 1674, S. 405 (Ü). Danach Anton Birlinger, in: Alemannia 7 (1879), S. 138f.
- (212) Joseph Alois Rink, Kurzgefaßte Geschichte, und Beschreibung der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd, 1802, S. 9 (Ü). Vgl. Setzen S. 12–26; Schwab S. 230; Birlinger I, S. 228; Kettenmann S. 103–

- 108; Graf, Kirchheim, S. 154. Vom Judenkirchhof: Setzen S. 96 nach Sammlung Buck im Rathaus Waldstetten. Den Ursprung derer von Rechberg erzählt auch der Degenfelder Seminaraufrsatz von Bildungmaier 1850.
- (213) Friedrich Panzer, Bayerische Sagen und Bräuche Bd. 1, 1848, S. 196 (Ü); Seminaraufrsatz Degenfeld. Vgl. OAB Gmünd, 1870, S. 460; Kettenmann S. 55–58; Setzen S. 150–187.
- (214) Chronik des Friedrich Vogt, Abschrift Stadtarchiv Schwäbisch Gmünd, Chronikensammelband Ch 2, S. 468 (Ü); Birlinger I, S. 256f. Vgl. Setzen S. 33. Zu den Burgen und Sagen rund ums Christental vgl. Setzen passim.
- (215) Birlinger I, S. 101: Mündlich.
- (216) Engelbert Hofele, Bilder aus Schwaben, 1881, S. 488f. (Ü)
- (217) August Ludwig Pleibel, Handbuch der Vaterlandskunde, 1858, S. 406f. (Ü) Vgl. Kettenmann S. 86–92; Meier S. 279–282 (das Zitat bei Pleibel S. 280f.); Schwab S. 236.
- (218) Kettenmann S. 133f. nach Joseph Alois Rink, Familien Geschichte der schwäbischen Dynasten von Rechberg und rothen Löwen, Bd. 2, 1806 im Gräfllich Rechbergischen Archiv Donzdorf. Vgl. Martin Crusius, Schwäbische Chronick, Bd. 2, Frankfurt a. M. 1733, S. 429; Schwab S. 234–236; Haderthauer S. 190 nach der Sammlung des Hauptmanns von Hueber.
- (219) Bernhard Kaißer, Aus der Vergangenheit Gmünds und seiner Umgebung, 1911, S. 84 (Ü). Vgl. Kettenmann S. 108–110; Josef Seehofer, Die Geschichte der Bernharduswallfahrt, 1978, S. 10f. Einen Abschnitt zur Bernharduswallfahrt enthält der Seminaraufrsatz zu Degenfeld von Bidlingmaier.
- (220) Georg Stütz, Sagen der Heimat, 3. Aufl. 1981, S. 54 nach Ders., Sagen der Heimat, 1927, S. 57f. Vgl. Setzen S. 91.
- (221) Seminaraufrsatz (Ü). Vgl. Setzen S. 46f.
- (222) Taschenbuch für Häusliche und Gesellschaftliche Freuden auf das Jahr 1800, S. S. 129–136. Vgl. Schwab S. 242f.; Gerhard Kolb, Ein vergessener Wallfahrtsort der Ostalb. Der Rosenstein, eine christliche und mythische Kultstätte, in: Ostalb-Einhorn 33 (2006), S. 191–197; Binder S. 31–33.
- (223) Gerhard M. Kolb, Sagen, Bräuche und Anekdoten, in: Heu-

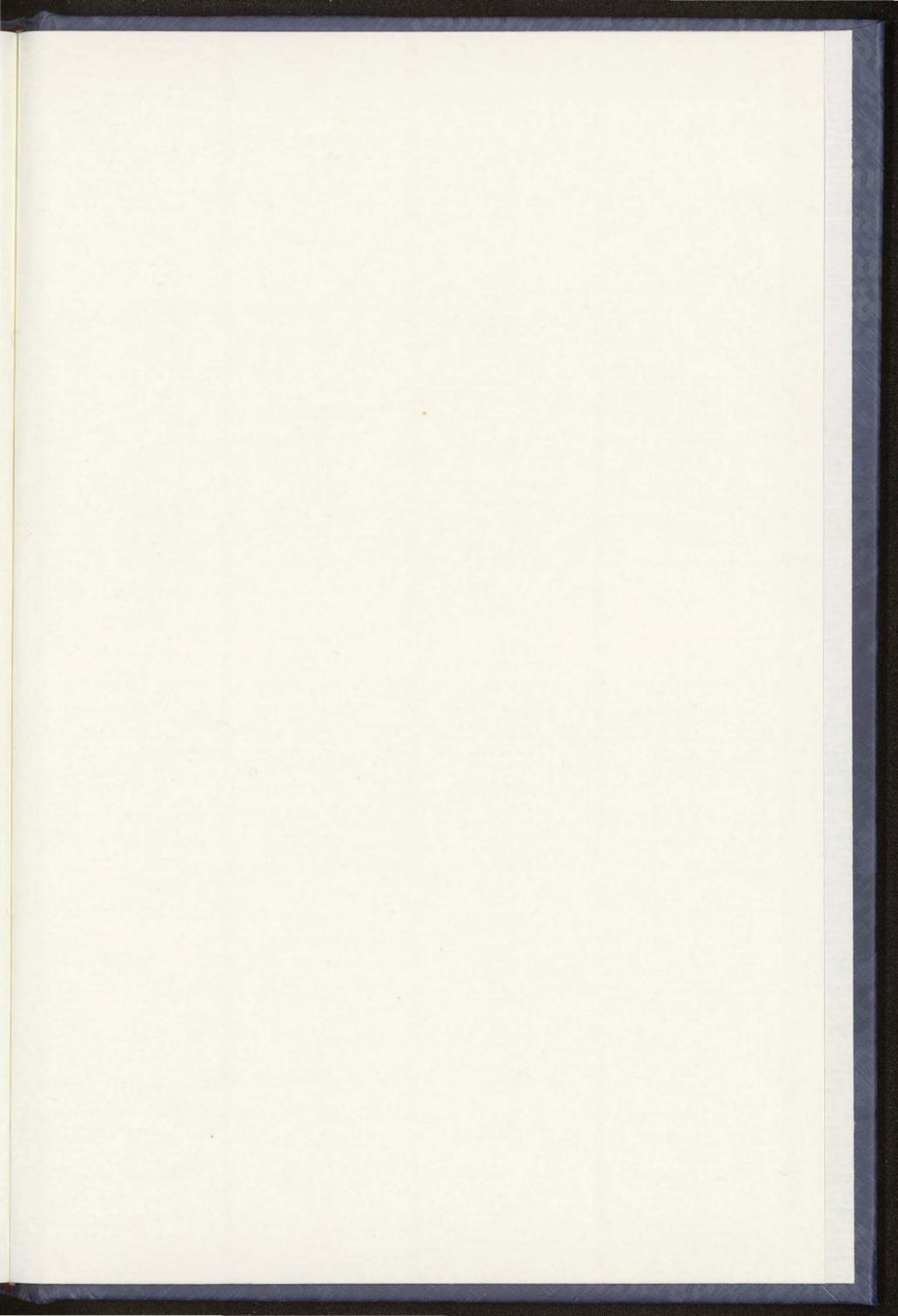
- bach und die Burg Rosenstein, 1984, S. 324–333, hier S. 326: Mündl. aus Lautern.
- (224) Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen, Schwäbische Volkssagen, o.J., S. 118f.; Friedrich Vogt, Die Schwäbische Alp, 1854, S. 89. Vgl. BllSAV 7 (1895), S. 40; Kapff S. 75; Schneider S. 447f.; Rudolf Weit, Sage vom Wendtalweibchen, in: BllSAV 79 (1973), S. 78–79.
- (225) Haderthauer S. 319–321 nach Seminarsaufsatz.
- (226) Georg Thierer, Ortsgeschichte von Gussenstadt auf der Schwäbischen Alb, Bd. 1, 1912, S. 243 (Ü). Vgl. Ortsfamilienbuch Gussenstadt, 2003, S. 565.
- (227) Meier S. 98f.: Mündlich aus Unterkochen.
- (228) Oberkochen, 1986, S. 446 (Ü).
- (229) Württembergische Volksbücher. Sagen und Geschichten, Bd. 2, o.J., S. 99f.: Nach Amos u. Meier. Vgl. Rudolf Friedrich Heinrich Magenau, Der Güssenberg und die Güssen, 1823, S. 99–101; Meier S. 41f.; Birlinger II, S. 306; Schneider S. 20–23; Schott I, Bl. 299–301v.
- (230) Schott I, Bl. 298–298v: Nick IX. 1847.
- (231) Hermann Bausinger, Sind unsere Sagen lebendiges Erzählgut?, in: Schwäbische Heimat 2 (1951), S. 19–21, hier S. 20 (Ü). Vgl. Birlinger I, S. 137; Schneider S. 38–40.
- (232) Johann Hornung, Beschreibung der Württembergischen Statt und Herrschaft Heidenheim, Lauingen 1618, [S. 3] vgl. www.der-heidekopf.de (Ü). Vgl. Meier S. 318; Schneider S. 72
- (233) Kapff S. 75. Vgl. Schneider S. 374; Karl Fröscher, in: BllSAV 35 (1923), Sp. 7.
- (234) Haderthauer S. 338f. nach Seminarsaufsatz von Johannes Seebich (Ü).
- (235) Haderthauer S. 339 nach Seminarsaufsatz (Ü).
- (236) Lorenz Grasberger, Studien zu den griechischen Ortsnamen, 1888, S. 11 (Ü). Vgl. Rudolf Friedrich Heinrich Magenau, Der Güssenberg und die Güssen, 1823, S. 96–99; Ders., Poetische Volks-Sagen und Legenden größtentheils aus Schwaben, 1825, S. 77–80; Meier S. 198: Mündlich aus Herbrechtingen; Schneider S. 138–195; Haderthauer S. 186f. nach der Sammlung des Hauptmanns von Hueber, der sich auf Magenau stützte.

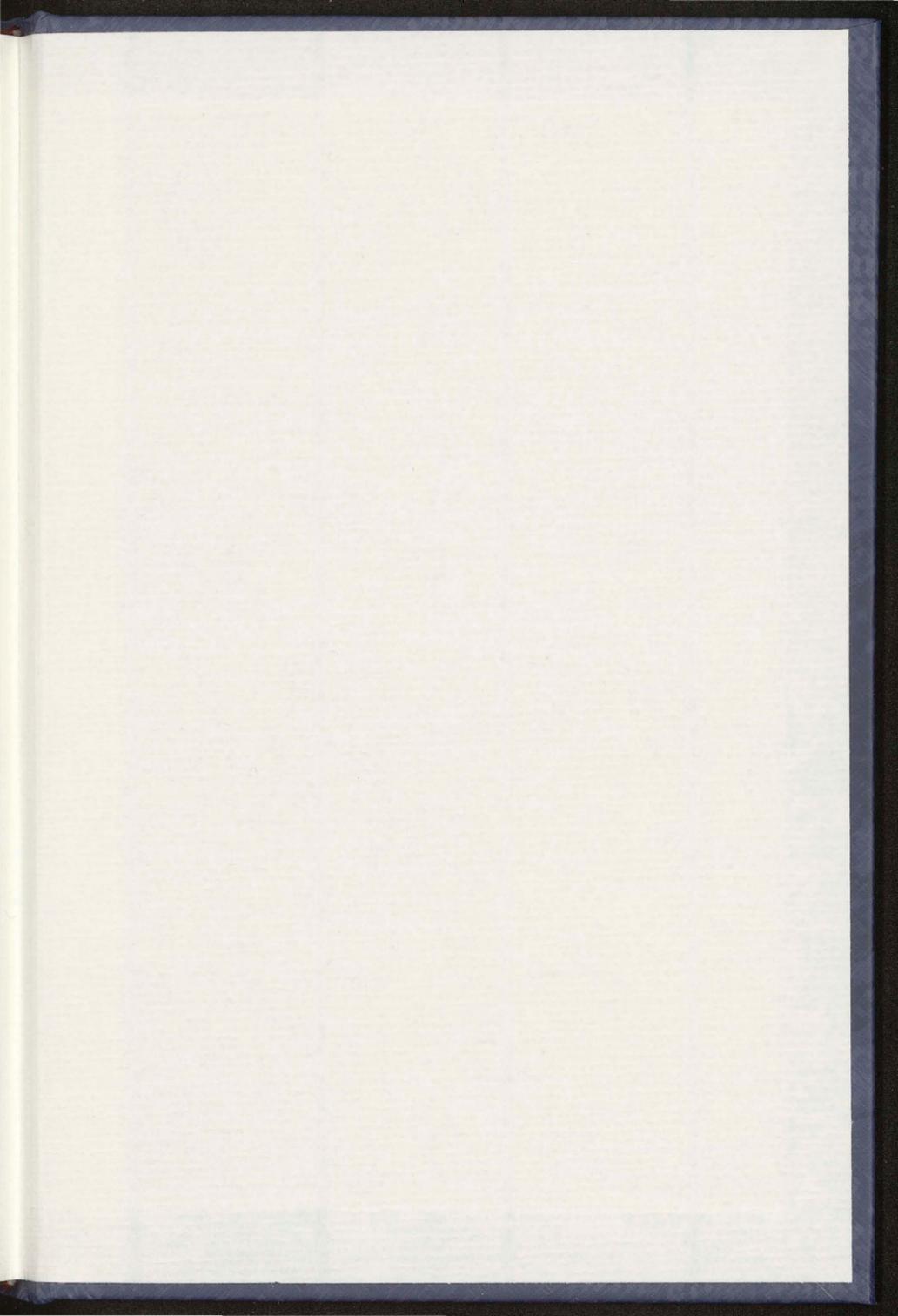
- (237) Schneider S. 127.
- (238) Württembergische Landesbibliothek Stuttgart Cod. hist. 2° 250, Bl. 36 (Ü); Birlinger II, S. 290. Zum Enten-Motiv vgl. Götz S. 27; BILSAV 2 (1890), S. 65; Binder S. 36.
- (239) Haderthauer S. 187f. nach Landesbibliothek Stuttgart Cod. poet. et phil. 2° 58. Vgl. Rudolf Friedrich Heinrich Magenau, Der Güssenberg und die Güssen, 1823, S. 94–96; Ders., Poetische Volks-Sagen und Legenden größtentheils aus Schwaben, 1825, S. 81–83; Schneider S. 229–237.
- (240) Birlinger II, S. 305; Schöttle.
- (241) Haderthauer. S. 116f. nach Schott II, Bl. 274–275v: Kapp IX. 1847.
- (242) Schneider S. 415 (Ü).
- (243) Meier S. 121f.: Mündlich aus Neresheim; Birlinger I, S. 18: Mündlich von Lehrer Käsberger.

Ortsregister

- Aichelberg 218-219
Auendorf 181
Balingen 75-76
Bartholomä 264-266
Belsen 142-143
Bernloch 157
Bernstadt 237
Beuron 61-66
Bichishausen 164-165
Bisingen ob Lontal 105
Bissingen 239-240
Bissingen an der Teck 197-198
Blaubeuren 221-227
Böttingen 27
Burgfelden 83-87
Dächingen 167
Dapfen 157
Degenfeld 256-257
Dietfurt 71
Ditzenbach 181
Donzdorf 243
Drackenstein 177-179
Dürbheim 24-26
Ebingen 81-82
Egelfingen 72-74
Engstlatt 78-79
Eningen unter Achalm 137-141
Ennabeuren 159-160
Erbstetten 166
Erkenbrechtsweiler 216-217
Erzingen 79
Frickingen 283
Fridingen 57-61
Frohnstetten 33-34
Gächingen 155
Gammertingen 108
Geislingen bei Balingen 77-78
Geislingen an der Steige
183-188
Genkingen 141
Gerhausen 232
Giengen 278-279
Gosbach 180
Göttingen 236
Grabenstetten 153-154
Gruibingen 180
Gruorn 158
Gundelfingen 165
Gussenstadt 269
Gutenberg 208
Gutenstein 68-69
Güterstein 150-152
Harthausen auf der Scher 110
Hausen an der Fils 183
Hayingen 167-168
Hechingen 97-102
Heidenheim 274
Herbrechtingen 277-278
Hermaringen 279-281
Hermentingen 111
Heubach 257-263
Hochberg 112-113
Hofen bei Dunstelkingen
283-284
Hohenstadt 174-176
Hohenstaufen 251-254
Hohenzollern 95-96
Holzkirch 238

- Holzmaden 219-220
 Hossingen 89-90
 Hülben 152-153
 Hundersingen 163
 Indelhausen 165-166
 Inneringen 111-112
 Inzigkofen 69-70
 Kohlberg 215-216
 Kolbingen 27
 Königsbronn 270-273
 Laichingen 161-162
 Langenau 236-237
 Laufen an der Eyach 88-89
 Lautern 264
 Lautlingen 87-88
 Leibertingen 66-68
 Lenningen 198-203
 Lichtenstein 144-146
 Lindenau 238-239
 Magolsheim 158-159
 Mähringen 235
 Mariaberg 108-109
 Markbronn 233-235
 Mergelstetten 275-277
 Meßstetten 90-94
 Möhringen 39-43
 Mühlheim an der Donau 55-57
 Münsingen 157-158
 Nattheim 274-275
 Neenstetten 238
 Neidlingen 210-213
 Nendingen 54-55
 Nenningen 243-245
 Neresheim 281
 Neuffen 214-215
 Neufra 107-108
 Niederstotzingen 240-242
 Nusplingen (Zollernalbkreis) 31
 Oberkochen 270
 Oberlenningen 204-207
 Obernheim 28-30
 Ohnastetten 156
 Onstmettingen 80
 Owen 189-197
 Pfullingen 115-137
 Rechberg 254-255
 Renquishausen 27-28
 Riethem 26
 Salmendingen 106
 Schlat 182
 Schlatt 102-104
 Schlattstall 207-208
 Schmiechen 228
 Schopfloch 209-210
 Seißen 230-231
 Sigmaringen 71
 Sonderbuch bei Blaubeuren 231
 Sontheim 160-161
 Spaichingen 23-24
 Stetten bei Hechingen 104-105
 Stetten am kalten Markt 31-33
 Tailfingen 81
 Tübingen 34-38
 Trochtelfingen 109-110
 Trugenhofen 281-283
 Tuttlingen 43-54
 Unterböhringen 182-183
 Unterhausen 144
 Unterkochen 270
 Upfingen 155
 Urach 147-150
 Urspring 228-229
 Veringenstadt 114
 Waldstetten 248-250
 Weilheim an der Teck 218
 Weißenstein 255-256
 Wiesensteig 171-174
 Winzingen 245-247
 Wißgoldingen 250-251
 Wittlingen 154-155
 Zang 266-269
 Zwiefalten 169-170





Sagen lassen heute noch die Angst der Menschen früherer Zeiten vor einer harten und unbarmherzigen Natur erkennen, in der böse Geister Mensch oder Tier Schaden zufügen.

Sagen erklären Unerklärliches, z. B. die steinernen Überbleibsel des einstigen Jurameeres wie das „Steinerne Weib“ bei Wiesensteig oder die „Steinernen Jungfrauen“ im Brenztal. Diese bizarren Gebilde wurden als versteinerte Menschen gedeutet, die zur Strafe für begangenes Unrecht zu Stein erstarrt sind.

Sagen sind reizvolle literarische Zeugnisse, unterhaltsame Geschichten und Dokumente der Volkskultur oder was im 19. und 20. Jahrhundert dafür gehalten wurde.

Sagen sind immer noch ausgesprochen lebendig.

In diesem Band finden sich

Sagen der gesamten Schwäbischen Alb:

von der Westalb und vom Heuberg
vom oberen Donautal
von der Gegend rund um Balingen
aus Hohenzollern
von der Pfullinger Urschel
von der rauhen Alb
von der oberen Fils
von der Sibylle von der Teck
von Blau und Lone
von der Ostalb

ISBN 978-3-87181-031-2

